Memoiren meines Lebens.

II.

Memoiren meines Lebens.

Gefundenes und Empfundenes,

Erlebtes und Erstrebtes

von

Dr. J. F. Castelli.

Zweiter Band.

(Vom Jahre 1814 bis zum Jahre 1830.)

Wien.

Kober & Markgraf.

1861.

Druck bei Kath. Gerzabek in Prag 1861.

Vorwort
zum zweiten Bande.

Ich darf hier wohl vor Allem mein Vergnügen darüber aussprechen, daß der erste Band meiner Memoiren im Publikun so viele Theilnahme gefunden hat und daß er von den öffentlichen Blättern so schonend, ich darf sagen: so freundschaftlich beurtheilt worden ist.

Sind nun die Leser im ersten Bande meinen Kinderbegebenheiten mit Theilnahme gefolgt und haben sie nicht mehr erwartet und zufinden gewünscht als ihnen der Knabe biethen konnte, so hoffe ich, der Jüngling werde ihnen in diesem zweiten Bande Bedeutenderes mittheilen. Er hat Reisen gemacht, merkwürdige Männer kennen gelernt, und auch seine eigenen Urtheile über das Gefundene und Empfundene sind ihm schon klarer geworden.

Enthielt der erste Band nur unverändert das, was früher in der Zeitschrift „der Wanderer" gedruckt war, so ist dieser zweite Band bedeutend vermehrt mit Ansichten und Urtheilen, welche in einem Tagesblatte nicht Raum

fanden, und die früheren Stückwerke sind nun ein Ganzes geworden.

Ich glaube nur noch beifügen zu müssen daß diejenigen, welche sich meine Memoiren anschaffen, nicht besorgen dürfen ein unvollendetes Werk zu erhalten. Die Halbheit ist mir immer zuwider gewesen, und in meinem Pulte liegt das ganze Werk vollständig abgeschlossen.

Wien, an meinem 81. Geburtstage den 6. März 1861.

Dr. J. F. Castelli.

Inhalt.

I.

II.

III.

Inhalt.

I.

II.

III.

Gefundenes und Empfundenes.

II. Band.

I.

Meine Reise nach Frankreich.

Als die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und die Alliirten in dem nun gedemüthigten Frankreich eingerückt waren, wurden in Wien mehrere höhere und niedere Beamte ausgewählt, um sich nach Frankreich zu begeben und dort provisorische Dienste in der Administration zu leisten.

Unter diesen Erwählten war auch der damalige Landesverordnete Graf Maximilian Cavriani. Unter dem Titel eines k. k. Gouvernements-Commissärs ward ihm aufgetragen, sich sogleich nach Frankreich zu begeben und in Nancy die weitern Befehle, wohin er sich weiters zu begeben habe, von dem Armeeminister Grafen v. Baldacci zu empfangen. Es wurde ihm auch freigestellt, einen Sekretär, zu welchem er Vertrauen habe, mit sich zu nehmen, und er wählte mich dazu, weil er mich, da ich in der landständischen Buchhaltung unter ihm diente, kannte und wußte, daß ich der französischen Sprache mächtig sei.

So war ich denn nun mit einem Schlage k. k. Gouvernements-Sekretär mit einem Diätenbezug von täglichen 4 fl. C. M., durfte nicht länger wie angenagelt im Amte sitzen und Zahlen zusammenrechnen, konnte auf fremde Kosten eine große Reise nach Frankreich machen, was schon lange mein sehnlichster Wunsch war und durfte sogar eine Uniform tragen!

Hier in meinen Memoiren werde ich nicht eine bis in die kleinsten Details gehende Reisebeschreibung, sondern nur das mittheilen, was mir in Rücksicht auf Begebenheiten und Personen auch für die Leser interessant scheint.

Am 9. Juli 1814 stand der bequeme Reisewagen um 7 Uhr wohl bepackt im Hofe meines Chefs, des Grafen Cavriani. Dieser hatte sich mit Schmerzen aus den Armen der Seinigen losgerissen (ich hatte keine Meinigen), wir stiegen ein, unser dienstbare Geist ein junger phlegmatischer Fuldaer besetzte den Kutschbock, ein lautes „Hi!" des Postillons mit einem tüchtigen Peitschenknall erscholl und fort ging es zum Burgthor hinaus.

Ich ließ folgende Verslein zurück:

Dich, Oesterreich, nenn' ich mein Vaterland,
Ich ruf' es voll Stolz und Wonne,
Es knüpft mich das festeste, heiligste Band
An das beste Volk unter der Sonne,
Das, wie es empfindet, auch denkt und spricht,
Und Worte und Schwüre nicht leichtsinnig bricht,
Deß Herz sich mahlet im offnen Gesicht.
Jetzt will ich nach Frankreich gehen,
Das Gegentheil dorten zu sehen.

Hier sah ich der zärtlichen Gatten so viel,
Die einander nach Jahren noch lieben
Und die sich das Wohl ihrer Kinder zum Ziel
Des schönen Vereins vorgeschrieben,

Ein unverkrüppelter dankbarer Sohn
Nicht sprechend den heiligsten Pflichten Hohn,
Das war mir in Oesterreich was Altes schon:
Jetzt will ich nach Frankreich gehen,
Um dorten was Neues zu sehen.

Ein Freund, der dem Freunde hilft in der Noth;
Ein Richter, der's Recht nicht verhandelt;
Ein Priester, der nicht zu der Menschheit Spott
Ganz anders lehret als wandelt,
Ein Held, der nicht durch Erpressungen reich,
Und Kinder, den Eltern an Redlichkeit gleich:
Das war mir gewöhnlich in Oesterreich.
Jetzt will ich nach Frankreich gehen
Um dort was Besondres zu sehen.

Und hab' ich dann all' dies Selt'ne gesehn,
Das die Neugier in mir erwecket,
Und muß ich am Ende mir selber gestehn,
Daß dieß deutschem Gaumen nicht schmecket:
Dann lächle mir freundlich mein gutes Geschick
Und führ' in die Heimath mich wieder zurück.
In Deutschland nur findet der Deutsche sein Glück,
Dann will ich nach Oesterreich gehen
Das Alte wieder zu sehen.

Ich übergehe die ganze Fahrt durch Nieder- und Oberösterreich, welche uns wohl des Schönen, aber auch des Allbekannten Vieles bot, und halte nur in dem kleinen Städtchen Ried (ehemals in Baiern) an.

Wir nahmen hier ein kleines aber gutes Mittagsmahl zu uns und tranken das erste bairische Bier.

Eine recht appetitliche, etwas corpulente Kellnerin bediente uns. Sie mochte wohl bemerkt haben, daß ich sie öfters und freundlicher anblickte als mein Reisegefährte, daher benützte sie die Gelegenheit, als dieser auf einige Augenblicke das Zimmer verließ, und bat mich, ob ich

nicht so gut sein wolle, sie nach Braunau mitzunehmen, wo sie einen Verwandten besuchen wolle. Ich sagte ihr, das gehe nicht an, da im Wagen kein Platz sei und auf dem Kutschbocke neben dem Postillon der Bediente sitze. Sie meinte aber, sie wolle sich schon recht klein machen und sie könne zwischen uns sitzen ohne uns zu geniren. Ich sah wohl, mit dem Kleinmachen würde es bei ihrer Corpulenz nicht recht gehen, und konnte ihr daher ihre Bitte nicht erfüllen, obschon ich mich selbst ihretwegen recht gerne klein gemacht hätte.

Während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit plagte uns ein blinder Knabe, der in einem Nebenzimmer, dessen Thüre offen stand, unbarmherzig auf einem verstimmten Claviere herumhackte und dazu sang, daß sich alle meine Haare auf dem Kopfe emporsträubten. Die Leute, welche zugegen waren, beschrieben uns den Knaben als ein Wunderkind, und erzählten, daß er das Alles aus dem Kopfe spiele und keine Note kenne, was wir ihnen recht gerne glaubten, da er nie eine Note gesehen haben kann, indem er blind geboren war. In's Himmelsnamen! sind ja schon Viele nur darum als große Geister ausgeschrieen worden, weil sich nur winzige Geister um sie befanden.

Wir kamen nach Hohenlinden. Da gab's nun Stoff zu ernsteren Betrachtungen.

Eine Art wohlthuender Empfindung ergreift uns bei der Erinnerung eines einstmaligen Verlustes zu einer Zeit, wo jener Verlust schon reparirt und das Verlorene wieder gewonnen ist.

Ihr Wackern, die Ihr hier auf diesen Gründen
Den ew'gen Schlaf in kühler Erde schlaft,
O könntet Ihr dem Grab Euch jetzt entwinden.

Und sehn die Thaten deutscher Heldenkraft,
Wie sie gerächet Eure Ehrenwunden,
Wie sie den Weg in Frankreichs Herz gefunden
Und dieses Feindes Uebermuth bestraft:
Ihr blicktet ohne Groll herab auf Erden,
Der Himmel müßte himmlischer Euch werden.

Ein schöner warmer Tag folgte der kalten Nacht und schon erblickten wir Münchens beide Kegelthürme in der Ferne; wir passirten noch Barsdorf und langten um eilf Uhr Vormittags in der Hauptstadt Baierns an.

Da ich nur zwei Tage in dieser herrlichen großen, durch den Schutz, den ihre Herrscher den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließen, an Kunstwerken so reichen Stadt bleiben durfte, so könnte ich nur Weniges und Unvollkommenes davon mittheilen; aber bei einer späteren Reisebeschreibung wirst du mehr davon erfahren, lieber Leser.

Im Fluge kamen wir von München auf der Poststation Schwabhausen an und hielten vor dem Posthause, auf welchem ein Denkstein folgende Worte zu lesen darbietet:

Hier gab am 2. Mai 1782 der heilige Papst Pius VI. Seinen durchlauchtigsten Begleiter Carl Theodor, seinem getreuesten Bischof Ludwig Joseph und einer Volksmenge von vielen Tausenden den päpstlichen Segen. Steh still Wanderer und denke!

Ich stand wirklich still und dachte hübsch lange, es fiel mir aber nichts ein, was da noch zu denken wäre.

Von Eurasberg fährt man, ohne auch nur von einem Steinchen incommodirt zu werden, bei dem Städtchen Friedberg vorbei, welches sehr romantisch zur Rechten liegt, nach der großen Stadt Augsburg.

Schon hatten wir den Lech passirt, und da lag sie

nun in ihrer ganzen Pracht, die große Coursstadt, welche ein Schrecken guter Staatsbürger geworden, und bei Jenen, welche das Zufällige mit dem Wesentlichen verwechseln und die Quelle eines Uebels immer außer sich suchen, als der Hauptstuhl jener schrecklichen — nicht heiligen — Vehme gilt, wo über den Wohlstand ganzer Menschenclassen abgeurtheilt wird, weil — — die Bauern weiber auf dem Markte ihre grüne Waare nach dem Augsburger Course verkaufen.

Achtungswerther Mann, der du mit einer Hand nach Amerika, mit der andern nach Afrika greifst, um den Segen beider Länder mit jenem Europa's zu verschmelzen; nützlicher Staatsbürger, der du deine Kenntnisse und dein Vermögen dazu anwendest, um den Ueberfluß deines Vaterlandes in fremde Länder zu senden und dafür jene Producte ihm erzielst, welche ihm mageln; beneidenswerther Mann, der du tausend Händen Arbeit, tausend Familien Brod gibst! — Aber wehe dir, niederträchtiger Mäkler, der du um 12 Uhr darum kaufst, damit du um 1 Uhr wieder verkaufen kannst! Wehe dir, du schändlicher Wucherer, der du das auf deinen Kornböden aufgehäufte Getreide eher zu Grunde gehen lassest, bevor du es um einige Procente geringeren Gewinn losschlägst! Allen Fluch auf dich, Elender, der du nur darauf sinnst, deinen Säckel zu füllen, indem du den Glauben an Fürst und Vaterland zu schmälern, zu untergraben suchst! Bald wird schwer über dich Gericht gehalten werden. Man wird dich ausstoßen aus der Gesellschaft der Redlichen, man wird dich bezeichnen, damit Alles dich fliehe, du wirst nichts mehr gewinnen können, weil Deutschland bald Alles gewonnen

haben wird: Vertrauen; du wirst nichts mehr verlieren können, weil du schon Alles verloren hast: deine Ehre.

Daß dies geschehen werde, das war mein frommer Glaube im Jahre 1815, und jetzt nach 40 Jahren, wo ich dies damals geschriebene in meine Memoiren einschalte, treibt diese ehrlose Gaunerbande ihr schändliches Gewerbe noch viel ärger als damals, und um 100 fl. Silbergeld zu bekommen, muß man in Oesterreich 140 fl. Papiergeld geben, während unsere Conventionsmünze in allen andern deutschen Staaten coursirt. Gott besser's!

In Ulm theilt sich das baierische und würtembergische Gebiet, welches zwei einander gegenüberstehende Grenzpfähle mit den Wappen beider Mächte andeuten. Das Grenzzollamt, vor welchem ein österreichischer Landwehrmann die Wache hielt, ist am Eingange der Brücke; hier besah man unsere Päſſe mit dem Bedeuten, daß wir selbe auf dem Rathhause zu produziren hätten.

Ich kann nicht läugnen, daß ich mit einer Art von Nationalstolz in Ulm einfuhr, welches noch vor Kurzem Zeuge von Oesterreichs Demüthigung war und jetzt mein Vaterland sich wieder kräftig erheben sieht.

Das Thor hielten ebenfalls österreichische Wehrmänner besetzt; das Posthaus ist nicht weit davon entfernt. Der Postmeister wollte so gefällig sein, unsere Päſſe auf das Rathhaus zu senden, allein ich ging selbst, da es mir bei dieser Gelegenheit möglich wurde, wenigstens ein paar Straßen von Ulm zu sehen.

Unregelmäßige, schlecht gepflasterte Gassen, sehr alte Häuser und ein Brunnen mit einer Figur in der Tracht des Mittelalters war Alles, was ich bemerkte. Da es noch sehr früh am Tage war, so fand ich noch alle Häuser

und Läden geschlossen und nur wenig Leute auf der Gasse. Ich konnte mir daher auch keinen Ulmer Tabakkopf kaufen, den ich gern zum Andenken mitgenommen hätte.

Endlich stand ich vor dem alterthümlichen Rathhause und sah vor mir in der Mitte eines alten Thurmes die berühmte Ulmer Uhr, welche, wie man mir sagte, einen ganzen Monat fortgeht ohne aufgezogen zu werden, und deren Form von ihrem Alter zeigt. Die Ziffern sind erhaben und die Zeiger von außerordentlicher Größe. Einer derselben trägt eine Kugel an seiner Spitze, welche mir die Weltkugel vorstellen zu sollen schien.

Je länger ich die Uhr und das alte Rathhausgebäude ansah, je mehr schied die Gegenwart von mir, und meine Phantasie malte mir die gute alte Zeit:

Wo hier im schwarzen saftigen Talar,
 Ein Sammtbarret mit Federn auf dem Haupte,
Ein Bürgermeister mit der Räthe Schaar,
 Die an das Recht, ohn' es zu drehen, glaubte,
Das Wohl der Stadt erwog und ihre Noth
Und dann das Urtheil sprach nach Recht mit Gott.

Einst öffneten sich seine Flügelthüren
 Den hilfsbedürft'gen Bürgern reich und arm,
Man brauchte kein Diplom zu disputiren,
 Man brauchte keinen Advocatenschwarm.
Entstanden kaum, war ein Proceß geendet,
Und nicht Papier und Zeit umsonst verschwendet.

Frei stand sie da im freien deutschen Lande,
 Durch ihrer Bürger Sinn und Kräfte groß,
Und durch der gleichen Sprache heil'ge Bande
 Gekettet an der deutschen Brüder Los,
Die Stadt, die einst sich freie Reichsstadt nannte,
Und nur den Kaiser als den Herrn erkannte.

Eine Stimme, welche mir zurief: „Sind das etwa Pässe, die der Herr da in der Hand hält?“ weckte mich aus meinen Träumen, und ich dachte nun erst wieder daran, daß man jetzt nicht mehr so frei von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt wandeln dürfe, weil die Menschen schlimmer und daher auch mißtrauischer geworden sind. Ich antwortete mit einem kurzen: Ja! und der kleine dicke Mann — vermuthlich ein Rathsdiener — führte mich in eine Stube zu ebener Erde, worin einige alte Porträte hingen, unter deren einem ein junger Beamte saß. Ich präsentirte meinen Paß, wurde von allen Seiten beäugelt, und der Rathsmann unterschrieb seinen Namen, drückte ein großes Siegel dazu und entließ mich.

Ich habe nirgend ein so regsames Leben, ein so betriebsames Volk, eine so außerordentliche nicht zu beschreibende Geschäftigkeit angetroffen als im Schwabenlande. Der heutige Tag meiner Reise wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die herrlichsten Straßen und das angenehmste Wetter begünstigten uns, dieses Paradies ganz zu genießen. Rund um uns die göttliche Natur, hier Weingebirge, dort Felder und Wiesen, und überall die üppigste Vegetation, durch den Fleiß des Volkes zum Höchsten gesteigert. Dorf an Dorf und in jedem derselben so viele Menschen, als nur immer in den kleinen Häusern Platz haben, und rothbackige Kinder in solcher Menge, daß sich die Wahrheit des Sprichwortes: „Er züchtet wie ein Schwabe“ erprobt, und daß man es wohl verzeihen muß, wenn die Kleinen dutzendweise dem Wagen nachlaufen und um einen Kreuzer bitten; denn unmöglich können die Eltern bei all' ihrer Betriebsamkeit den großen Segen, den ihnen der Himmel beschert hat, ernähren.

Auf dem Wege von Ulm bis Lutzhausen fiel mir außer der besondern Bauart der schwäbischen Häuser nichts Bemerkenswerthes in die Augen. Die Häuser sind so gestellt, daß die schmälere Seite derselben immer auf die Straße heraus, die breitere aber rückwärts steht. Zudem sind sie mit so vielen Fenstern versehen, als nur Platz haben, woraus man mit allem Rechte auf die Neugierde ihrer Bewohner schließen kann. Man wird sich in diesem Schluße auch nicht täuschen; denn wie nur in einem schwäbischen Dorfe etwas rasselt, so sieht man schon alle diese Fenster voll kleiner und großer Köpfe mit Schlafhauben.

Wir glaubten kaum noch eine halbe Stunde gefahren zu sein, da uns die Zeit bei diesem ergötzlichen Schauspiele so schnell verging, und sieh da! die nächste Poststation Lutzhausen lag schon vor uns. Eben so angenehm war die Strecke bis zur nächsten Poststation.

Endlich kamen wir dem Gebirge näher. Der Weg schlängelte sich zwischen zwei Berge hinein und wir standen vor den Thoren des kleinen Städtchens Geißlingen, von welchem wir früher weder Thurmspitze noch Häuser gesehen hatten. Es liegt ganz in einem engen Kessel. Mein Reisegesellschafter war ausgestiegen, um seine Füße etwas in Bewegung zu setzen, und ich fuhr allein durch das von Menschen wimmelnde Städtchen. Ich hätte es mir nicht nehmen lassen, es müsse heute Kirchtag sein, wäre ich nicht durch die kleinen Orte, welche ich schon durchfuhr, an diese Lebhaftigkeit gewohnt worden. Was ich aber auch davon gesehen und gesprochen habe, nichts gleicht doch dem Leben in dem kleinen Städtchen Geißlingen. Es kam mir gerade so vor, als hätte

Gott mit diesem Völkchen alle Ameisenhaufen der Welt beschämen wollen.

Und als nun mein Wagen am Posthause hielt:

Da war ich auf einmal
Von Mädchen belagert,
Die eine hielt rechts mir
Ein Körbchen entgegen,
Die andere bot mir
Zur Linken ihr Körbchen,
Indessen die dritte
Den Kutschbock besetzte,
Die vierte und fünfte
Die saßen von hinten
Auf unserm Gepäcke
Und andere zwanzig
Umstanden den Wagen.
Es reichten mir alle
Die Körbe entgegen.
Von all meinen Schönen
Hab ich so viel Körbe
Bis jetzt nicht erhalten.
Da war des Geschreies,
Des Schnatterns kein Ende:
„Von mir kauft das Herrle
„Ein Zahnstocherbüchsle,
„Von mir wird das Junkerle
„Wohl etwas kaufe!
„Beschaue Sie gütig
„Die herrliche Arbeit!“
Und größer und größer
Ward immer die Anzahl
Der handelnden Mädchen,
Und lauter und lauter
Ward immer geschrieen,
Und heißer und heißer
Ward mir's mitten drinnen.

Ich wollte gern kaufen,
Um mich zu befreien
Recht schnell von dem Schwarme;
Doch was ich der Einen
Vom Korbe genommen,
Entriß mir die Andere.
Und als ich nun vollends
Den Beutel hervorzog,
Und sie darin blinken
Die Zwanziger sahen,
Da meinte ich wirklich
Um mich sei's geschehen.
Und nimmermehr wußt' ich
Mir anders zu helfen,
Als mit meinem Stocke
Zur Rechten und Linken
Die Bahn mir zu brechen
Und aus dieser Festung
Den Ausfall zu wagen.

Zum Glücke kam mein Reisegefährte, der etwas schneller gegangen war, als er sah, daß so viele Leute auf den Wagen zuliefen, am Posthause an, und schrie dem Haufen mit einer Donnerstimme zu: „Was gibt es hier? Wollt ihr euch zum Teufel packen!" Da entdeckte ich eine Bresche zur Rechten, der ehrliche Fuldaer war jetzt auch lachend bis zu mir gedrungen, öffnete die Wagenthüre und ich sprang vom Schweiße triefend heraus, um etwas frische Luft zu schöpfen. Die Mädchen aber verloren sich Eine nach der Andern, ärgerlich darüber, daß sie nichts von ihren Beinarbeiten an Mann gebracht hatten.

Im Anblicke der Ruinen von Hohenstauffen versunken, welche wohl klar beweisen, daß unsere Voreltern dem Himmel näher waren als wir, wollte ich eben meine Schreibtafel hervorziehen, um einige Gedanken darüber

niederzuschreiben, als der unmusikalischeste Teufel aus der ganzen Hölle unserm Postillon den Gedanken eingab, einige entsetzliche Töne aus seinem Posthorn zu stoßen. Wir hielten uns die Ohren zu; ein armer Esel aber, der leider nicht im Stande war, sich die Ohren zuzuhalten, und neben uns sich seinen Fraß von der Wiese nach Hause trug, i-ate was er konnte und schlug mit allen Vieren aus. Wir wußten zwar nicht, ob dies aus Freude geschah, oder ob auch ihm diese Töne die Ohren zerrissen, genug, der Esel vor uns auf dem Pferde fand das recht possirlich und blies immer stärker, je mehr der Esel schrie, und so entstand daraus eine Eselsarie mit Hornaccompagnement, wobei uns zu Muthe wurde, wie bei manchem Dilletantenconcert.

Doch das Schlimme hat sein Ende wie das Gute. Der Postillon fuhr auf unser Zureden etwas rascher, dadurch ließen wir den einen Esel hinter uns, indem der andere vor uns glücklich uns nach der nächsten Poststation Göppingen brachte.

Nicht lange darnach fuhren wir durch eine herrliche Pappelallee um 4 Uhr Nachmittags in der Residenz Stuttgart ein.

Die Gebäude, welche dem Reisenden bei seiner Einfahrt in Stuttgart in die Augen fallen, erregen in ihm einen guten Vorbegriff für die Stadt selbst. Es sind freilich meistens Gebäude von Holz, aber von seltener Nettigkeit und von äußerst freundlichem Ansehen. Auf jedem derselben ist zu lesen, was es enthalte. Auch das Hospital, ein schönes großes Gebäude, ist von Holz. Noch mehr wird man überrascht, wenn man durch die schöne, breite, schnurgerade Königsstraße in die Stadt selbst einfährt.

Leider nimmt man in der Folge wahr, daß diese Straße die einzige dieser Art ist, und daß die übrigen ebenso wie in kleineren Städten ungleich und mit Häusern voll gepropft sind, welche den von mir beschriebenen schwäbischen Häusern ganz gleichen.

An der Thüre meines Zimmers klebte ein Zettel, welcher die Fremden mit den hiesigen Polizeiverordnungen bekannt macht, und unter andern auch diese enthielt: daß Jeder, welcher nach 10 Uhr Abends auf der Straße geht, mit einer Laterne versehen sein müsse, widrigenfalls er sich der Unannehmlichkeit aussetze, arretirt zu werden. Ich konnte mir den Grund dieser Verordnung in der Hauptstadt eines Reiches im Monate Juli, wo es um 10 Uhr noch nicht ganz finster ist, und noch dazu bei einer guten Straßenbeleuchtung nicht erklären; da man aber gezwungen war, sich den Gewohnheiten zu fügen, so klingelte ich dem Aufwärter und ersuchte ihn, mir eine Laterne zu verschaffen, damit ich unangefochten aus dem Theater, welches ich zu besuchen Willens sei, nach Hause käme. Allein noch größer war mein Erstaunen, als er mir versicherte, daß ich dazu keiner Laterne bedürfe, da das Theater schon um 5 Uhr beginne und längstens um 8 Uhr zu Ende sei. Ich weiß wohl, daß eine Sache nicht eben darum schlecht sein muß, weil sie uns ungewöhnlich ist; allein das weiß ich, daß es mitten im Sommer um 5 Uhr noch sehr heiß ist und daß man sich in der Hitze nicht gerne in das Theater setzt, besonders da auch die Stunden von 6 bis 8 Uhr die angenehmsten zu einem Spaziergange sind. Zudem ist eine Comödie bei Tage eine abscheuliche Sache, da selbst der Flitterglanz der Kleider eine nächtliche Beleuchtung nothwendig macht.

und die Bühne selbst sehr viel verliert, wenn sie durch Lampen erhellt ist, indessen das Auditorium noch von der Sonne beleuchtet wird.

Ich muß hier wiederholen, daß ich schreibe, wie ich im Jahre 1814 die Dinge gesehen, und daß seit dieser Zeit sich wohl Alles schon anders gestaltet hat.

Wir gingen daher mit einem Freunde, den uns ein guter Stern in den Weg führte, des berühmten Bildhauers Dannecker Atelier zu besuchen. Unter andern Kunstwerken hatte der Künstler eben auch zwei Werke ausgestellt, welche sein vortrefflicher Meißel erst vor Kurzem geschaffen hatte. Das eine stellte Ariadnen vor, auf einem Leoparden sitzend und sich nach Theseus sehnend. Welch eine Grazie, welch' ein Leben in dieser Figur! So starrt die Verlassene nach ihrem Geliebten; man glaubt jetzt und jetzt eine Thräne aus dem Auge hervorbrechen zu sehen, und steht vor Verwunderung selbst wie ein Stein, wenn man das Leben in diesem Steine betrachtet.

Das zweite Kunstwerk stellt einen Amor vor, der sich mit einem seiner Pfeile selbst verwundet hat.

Ich schrieb in Dannecker's Album folgendes:

Impromptu
auf seinen verwundeten Amor.

Du! der noch nie von Amor's Wunden
Den bittersüßen Schmerz empfunden,
Sieh' hier der Liebe herbe Qualen
In seinem Angesicht sich malen;
Wenn durch den eig'nen Pfeil
Der Gott schon selbst so schrecklich leidet,
So ist's dem Sterblichen zum Heil,
Wenn er stets Amor's Pfeil vermeidet.

Ich besuchte das Theater und fand auch da wenig Menschen. Nach demselben schlenderten wir noch einige Zeit in den Gassen umher; doch an das rege Getümmel in Wien gewohnt, fand ich es überall leer und traurig: wenig Fußgänger, noch weniger Wagen, allenthalben Ruhe und Stille. In der Königsstraße allein ist es ein klein-wenig lebhafter, daher auch jene Stuttgarter, welche auf dem Congresse in Wien waren, diese Straße ihren Kohlmarkt nennen.

Endlich schlug die Uhr zehn, dort und da ließen sich einzelne Laternen sehen; wer aber keine Laterne hatte, eilte nach Hause und ich also auch.

An der Table d'hôte fand ich Freund Kurländer aus Wien, Baron Thumb, die Musiker Kraft und Romberg, und lernte den guten lieben Haug kennen, den ich schon in seinen geistreichen Epigrammen schätzte.

Ich weiß nicht, ob es Andern auch so geht wie mir. Ich kann mir einen Menschen, den ich nur dem Namen nach kenne, nicht anders denken, als wenn ich ihm nach meiner Phantasie eine Gestalt leihe. Bei Haug hat sie mir einen argen Streich gespielt. Ich stellte mir unter diesem Namen einen schmächtigen, mehr großen Mann zwischen 30 und 35 Jahren vor, mit einem blitzenden durchdringenden Auge, einem vorstehenden Kinn, von welchem ein spöttischer Zug in die Mundwinkel läuft; fand aber, als ich jetzt meinen Mann sah, außer dem blitzenden Auge durchaus nichts, was mit meinem Phantasiegemälde übereinstimmte.

Freund Thumb hatte ein Buch neben sich auf dem Tische liegen, und da ich nun einmal ein Buch, ohne wenigstens den Titel desselben zu begucken, nicht liegen sehen kann, so fand ich hier auf dem Rücken desselben den Titel

„Lichtstrahlen,“ und als ich dasselbe öffnete, sah ich mich genöthigt, es Jedem meiner Freunde als ein unumgänglich nöthiges Werk zur Aufklärung zu empfehlen; denn dieses Buch war eine Handlaterne.

Nachdem wir über Dieses und Jenes recht gemüthlich geplaudert, und dieser und jener Flasche den Hals gebrochen hatten, trennten wir uns um ein Uhr Nachts, und ich legte mich zu Bette, um wenigstens noch ein paar Stunden zu schlafen und mich für die folgende Reise zu stärken.

Ich übergehe meine Reise bis Bruchsal; von dort führte unser Weg durch einen Eichenwald. Ehrwürdig standen die alten deutschen Bäume da, und schienen hoffnungsvoller zu grünen, da sie nicht mehr fürchten durften, daß die Feinde Deutschlands sich in ihrem Schatten lagern und sich einen Siegeszweig von ihnen brechen werden.

Und als es nun immer lichter und lichter vor uns wurde, und wir endlich durch die letzten Bäume dieses Waldes fuhren, da befanden wir uns auf einer Anhöhe, auf welcher sich die ganze himmlische Gegend am Rhein vor unseren Blicken entfaltete. Im Vordergrunde sahen wir den Vater der deutschen Flüsse in seinem grünlichen Gewande stolz und majestätisch dahinfließen, und jenseits und diesseits Städte und Dörfer an seinen Ufern gelagert. Den tiefen Hintergrund begrenzten in weiter Ferne blaue Gebirge.

Ich vermag es nicht zu beschreiben, welch ein Gefühl sich meiner in diesem Augenblicke bemächtigte. Ich hätte niederknien mögen, um Gott in seinen göttlichen Werken zu preisen und ihm zu danken, daß er mich hieher

setzte auf seine schöne Erde, und mir ein Herz gab, die Herrlichkeiten seiner Schöpfung tief zu fühlen.

Endlich lösten sich meine Empfindungen in folgendem Gruß an den Rhein auf, welchen ich im Wagen mit Bleistift niederschrieb:

Empfange meine Grüße,
O Vater deutscher Flüsse,
Willkommen, edler Rhein!
Ich nah' mit heil'gem Schauer
Mich deiner grünen Mauer,
Sie schließt mein Liebstes ein.

Oft hin und her gezogen
Ist über deine Wogen
Der Franken feindlich Heer,
Und viele Brücken lagen
Vom Feinde dir geschlagen
Auf deinem Herzen schwer.

Es waren deine Reben,
Der Räuber Muth zu heben,
Nur ihnen aufgetischt.
Gern hättest du den Prassern
Mit allen deinen Wassern
Den edlen Trank gemischt.

Doch ruhig bliebst und stille,
Du, hoffend, daß sich fülle
Das Maß der Schändlichkeit;
Und daß sie bald erwachen
Zu Muth und Kraft die Schwachen,
Dich zu befrei'n bereit.

Und sieh, es ist geschehen,
Du sahst die Söhne gehen
Zum Kampf, zum Sieg für dich;
Sahst sie an jenen Frechen
Verübte Unbild rächen,
Gerecht und fürchterlich.

So fließe denn nun heiter
In deinem Bette weiter,
Du bleibest deutsch hinfort;
Umgeben von den Söhnen,
Von deinen Ufern tönen
Hörst du nur deutsches Wort.

Ich erkläre bei dieser Gelegenheit ein für alle Mal für Jene, welche lieber grübeln als fühlen, daß alle in meinen Memoiren vorkommenden Reimereien nur Kinder des Augenblicks sind, und daß ich sie nur für solche gegeben und gehalten wissen will.

Ich sah unsern phlegmatischen Fuldauer an, und wollte ihn eben fragen, ob er etwas so Herrliches in seinem Leben schon gesehen habe, als ich bemerkte, daß er obschon die Sonne senkrecht auf seinen Kopf schien, fest eingeschlafen war.

Der weitere Weg, und besonders der von Waghäusel bis Schwetzingen, ist der schlechteste, der mir im ganzen deutschen Reiche vorgekommen ist, und auch die besten Pferde sind nicht im Stande, den Reisenden hier schneller als im Schritte fortzuschleppen; denn die armen Thiere müssen im Sande bis über den Huf waten. Geschieht es nun noch, daß man mitten im Sommer und noch dazu um 2 Uhr Nachmittags hier fährt, so ist man kaum im Stande die Hitze zu ertragen, welche von dem Sande aufdampft; und wenn man nicht in der Nähe Eichenwälder sähe, so käme man in Versuchung, diese Poststation die Wüste Deutschlands zu nennen.

Wir ließen das Dach unseres Wagens hinauf ziehen, drückten uns jeder in eine Ecke und verschliefen Sand und Hitze, bis wir vor dem Posthause zu Schwetzingen hielten.

Alle Gartenbücher erklären den Garten zu Schwetzingen für einen der schönsten Deutschlands; wir beschloßen daher, eine halbe Stunde zu verweilen und dieses Meisterstück in Augenschein zu nehmen.

Das Lustschloß, welches mit diesem Garten in Verbindung steht, ist ziemlich alt, und gewährt, da es auch etwas verwahrlost zu sein scheint, keinen angenehmen Anblick. Der Garten aber hat wirklich meine Erwartungen noch übertroffen. Seine Haupteigenschaft ist Mannigfaltigkeit, jede einzelne Partie desselben ist von der andern verschieden und doch vereinen sich wieder alle zu dem herrlichsten Ganzen. Man hat kaum eine, nach französischem Geschmacke geschnittene Baumwand zurückgelegt, welche sich zur Linken hinzieht, während zur Rechten eine herrliche Orangerie ihre Düfte weit umher verbreitet: so kommt man in eine dunkle Allee von Fichten, deren Kronen so in einander gezogen sind, daß sie eine Art Gitter bilden. Von da trifft man auf einen freien Rasenplatz, an einem sich durchschlängelnden kleinen Bach gelegen, an welchem die colossalen Sinnbilder der Flüsse Danubius und Rhenus stehen. Wer ein Freund von englischen Partien ist, wende sich zur Linken, er wird sie aus den verschiedensten Bäumen und Gesträuchen gebildet finden; liebt er Blumen, auf jenem Parterre winken sie ihm von allen Gattungen, Farben und Düften; ist er zur Melancholie gestimmt, jener kleine düstere Gang führt ihn zu einer Ruine, von schönen großen Thränenweiden umgeben, eine nahe Cascade wird durch ihr Plätschern dazu beitragen, ihn in süße Träume zu wiegen. Kurz, was die Gartenkunst vermag, um die Schönheiten der Natur noch zu erhöhen: hier ist es zu finden.

Wir hätten uns gerne noch länger in diesem Eden ergötzt, allein ein heftiger Gewitterregen nöthigte uns in den Wagen. Er hielt nicht lange an und wir fuhren in der erquickendsten Abendkühle durch eine von Schwetzingen bis Mannheim führende Allee von majestätischen Pappelbäumen in dieser letztern Stadt ein.

Mannheim. Wo soll ich anfangen, wo enden, um das Vergnügen zu beschreiben, welches mir diese freundliche, gesunde, fröhliche Stadt gewährt hat? Hier würde ich leben und sterben, wenn diese Stadt anders in meinem Vaterlande läge.

Von einer Seite vom Rhein, von der andern vom Neckar bespült, liegt Mannheim in der angenehmsten Ebene, die man sich denken kann. Doch fehlen ihr auch Gebirge nicht. Man braucht nur über den Rhein zu fahren, so befindet man sich bei Dürkheim, in einer sehr romantischen Gebirgsgegend.

Die Stadt ist in vier Hauptquartiere eingetheilt. Die ersten beiden schließen 20 und die andern beiden 48 Vierecke ein. Diese Vierecke sind von schnurgeraden Straßen durchschnitten, die ganz gleich lang und gleich breit sind. Auf diese Art ist es für den Fremden etwas schwer, sich zurecht zu finden; denn bei den ersten Ausgängen, welche er in dieser Stadt macht, hält er jede Gasse für diejenige, in welcher er wohnt. Bei mir war dies nicht der Fall, da ich auf dem großen Platze im Gasthofe „zu den drei Königen" wohnte, auf welchen Platz eigentlich alle Straßen zusammenführen. Die Gassen haben keine Namen, sondern sind mit Buchstaben bezeichnet. So steht zum Beispiel das Theater in der Straße F 1, das Casino in der Straße M 3. Da es nämlich mehr Straßen, als

Buchstaben im Alphabet giebt, so fängt die Bezeichnung nach dem durchgelaufenen Alphabet I mit dem Alphabet II an. Ich habe in ganz Mannheim keine einzige enge, dunkle Straße gesehen, alle sind luftig, gesund, reinlich und hell. Wäre jede Stadt gebaut wie diese, ich bin überzeugt, es würde dem Knochenmann nicht so leicht werden, das Menschengeschlecht abzumähen.

Ich muß, ohne meinen Landsmänninen zu nahe zu treten, bekennen, es ist hier ein gar netter, lieblicher Schlag Mädchen. Die vornehmere Klasse, welche Vermögen besitzt, um etwas auf den Putz zu verwenden, fällt zwar hier, wie überall auf den ersten Blick glänzend in die Augen; allein auch die niedere Klasse trägt sich hier so einfach, nett und so anständig lieblich, daß es Einem vorkommt, als hätte man ein solches Mädchen soeben von einer Zuckerbäckerauslage herausgenommen. Außerdem mag wohl auch der bessere deutsche Dialect, der besonders im Munde der Frauen so schön klingt, dazu beitragen, daß sie sich leichter in ein Männerherz hineinreden. Ich bitte Euch, liebe Landsmänninen, vorzüglich aber Euch, die Ihr Mittel und Gelegenheit habt, Euch zu bilden: verwendet doch auch einige Aufmerksamkeit auf Eure Sprache! Es klingt doch einmal gar zu häßlich, wenn eine Dame in einem Seidenkleide und einem Federhute, der ein Mann auf der Straße seinen Regenschirm anbietet, ihm erwidert: „Ich dank Ihna, ich brauch kan Barabli, sö wendten sih an die Unrechti, ich bin kan Solchani und mach nit gern Bekenntschaften auf der Gassen!"

Ich besuchte auch das Theater, man gab „Don Juan" nicht übel. Das Auditorium ist mehr lang als breit,

wie jenes unseres Burgtheaters. Eine große Unbequemlichkeit scheint es mir zu sein, daß im Parterre die Bänke die ganze Breite desselben einnehmen, so daß man nicht in die Mitte hinein, sondern nur auf beiden Seiten herumgehen und zu seinen Sitzen gelangen kann. Hat man einen Sitz in der Mitte einer Bank, so muß man immer 15—20 Menschen belästigen, um dazu zu kommen.

Nach dem Theater wollte sich ein recht hübsches Mädchen, das im Parterre neben mir an der Ecke einer Bank saß, und mir freundlich alles erklärte, was ich noch nicht wußte, meiner erbarmen und mich als Fremden, der die Straßen noch nicht kannte, nach Hause begleiten; allein ich verbat mir dieses Werk der Barmherzigkeit und fand allein meinen Gasthof, wo ich die Nacht in Ruhe zubringen wollte, um mich für die folgende Reise zu stärken.

Am Rhein hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Landleute im Elsaß und Lothringen noch immer nicht ruhig seien, und daß sie im Rücken der Armeen manchen schlimmen Spuk treiben. Diese Nachrichten machten uns nun wohl etwas bänglich. Besonders war mein Reisegefährte von etwas furchtsamer Natur und voll Besorgniß. Da ich nun zwar die Gefahr nicht scheue, aber sie doch gern vermeide, wenn es möglich ist, so ging ich zu dem in Mannheim anwesenden österreichischen Feldpostdirector und ließ mir von ihm jene Route bezeichnen, welche er jenseits des Rheins bis Nancy für die sicherste hielt. Er selbst war nicht ganz unbesorgt. Er sagte mir, daß einige Festungen noch in Blokadezustand seien, daß die Soldaten der aufgelösten französischen Corps zwar unbewaffnet, aber doch mit Knitteln versehen, einzeln und in Haufen in ihre Foyers

zurückkehren, und daß es daher nicht rathsam sei, die nächste Straße nach Nancy zu wählen.

„Ich selbst,“ setzte er hinzu, „weiß nicht, ob einzelne Militärs, welche von hier zu ihren Corps abgegangen waren, glücklich bei denselben angelangt sind; und ich rathe jetzt allen Nachfolgenden, zu warten, bis eine beträchtliche Anzahl sich zusammenfindet, welche dann mit einander weiter gehen.“

Da ich ihm bemerkte, daß wir den Auftrag hätten, uns so schnell als möglich nach Nancy zu begeben, und dort die weiteren Befehle einzuholen, so rieth er mir, den Seitenweg über Kaiserslautern und Saarbrück zu wählen, und gab mir eine Marschroute, in welcher die Orte genau bezeichnet waren, die wir einschlagen mußten.

Als ich nach Hause kam und meinem Reisegefährten die erhaltenen Auskünfte mittheilte meinte der Furchtsame, wir sollten doch auch abwarten, bis wir in Gesellschaft Mehrer die Reise sicherer fortsetzen könnten; da er aber sah, daß ich eine zweideutige Miene machte, so fragte er mich wie fast immer, wenn es sich um einen wichtigen Schritt handelte: „Was würden sie an meiner Stelle thun?“ Ich antwortete ihm. „Ich bin zu allem bereit, was Sie zu beschließen für gut finden, weil sie als mein Vorgesetzter zu befehlen haben; da Sie aber so gütig sind, mich zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde, so sage ich: ich würde mich durch nichts abhalten lassen, dem gemessenen Befehle, so schnell als möglich in Nancy einzutreffen, Folge zu leisten.“

Nachdem er einige Minuten im Zimmer überlegend auf- und abgeschritten war, sagte er: „Sie haben recht; bestellen Sie ins Himmelsnamen Postpferde.“

Jenseits des Rheins. Am 17. Juli um 4 Uhr Morgens fuhren wir, uns Gott und unserem guten Glücke empfehlend, aus Mannheim und über den Rhein.

Da befand ich mich nun auf jenem Boden, welchen die Franzosen von dem schönen Deutschland mit Gewalt abgerissen und ihrem Reiche einverleibt hatten, nämlich im Departement des Donnerberges (Departement de Mont-Tonerre.) Ein herrlicher Theil Teutoniens. Wir fuhren zwischen fruchtbaren Feldern bis an die nahen Gebirge, welche mit Wein bepflanzt sind; ich glaubte, wir seien noch nicht recht aus Mannheim draußen, und sieh! da standen wir schon vor dem Posthause der nächsten Station: Oggersheim genannt.

Wer weiß nicht, daß man eine französische Lieue (Meile) in einer halben Stunde, also eine ganze Post in einer Stunde zurücklegt, während man an einer deutschen zwei Stunden zu fahren hat? Ich finde diese kurzen Posten viel angenehmer; die Pferde werden dabei geschont, das Umspannen gewährt eine Abwechselung, man ist nicht gezwungen, lange Zeit sich krumm und lahm zu sitzen, sondern kann öfters aus dem Wagen steigen und eine Erfrischung zu sich nehmen, wodurch man besonders in der Hitze und im Staube sehr erquickt wird.

Während zu Oggersheim die Pferde gewechselt wurden, besah ich mir einige Aufschriften auf Laden und Schildern, welche hier meistens noch ganz allein deutsch, manchmal auch deutsch und französisch lauteten. Unwillig wandte ich mich von einigen nur allein in französischer Sprache verfaßten weg, welche meines Erachtens hieher, wo noch deutsches Blut in den Adern wallt, nicht gehören.

Auf dem Posthause fand ich einen österreichischen

Soldaten, der nebst noch vier andern hier die Sicherheitswache (sauve-garde) bildete. Ich fragte ihn, wie man ihn behandle und wie er sonst hier zufrieden sei? Der gute Mann hatte sich über gar nichts zu beklagen.

Saarbrück. Ich glaube nicht vergessen zu dürfen die herrliche Gegend zu preisen, in welcher das Städtchen Saarbrück liegt, und gestehe gern, daß ich in meinem Leben nichts Romantischeres gesehen habe. Durch eine Au von Pappeln fährt man durch ein prächtiges Thal, in welchem sich viele Eisenhämmer befinden. Die Glut der Oefen gewährt bei Nacht einen schauerlich schönen Anblick; dazu das Gepolter der Hämmer, welches alle wehmüthigen Erinnerungen, die in eines Menschen Seele schlummern, erweckt: und man wird es mir glauben, wenn ich sage, daß mich dieser Abend in eine der seltsamsten Stimmungen versetzte. Ich konnte mich nicht erwehren, mir Schiller's Gang nach dem Eisenhammer ganz stille vorzurecitiren, besonders da auf einem Felsen nicht weit von den Hammern auch wirklich die Ruine einer alten Burg stand, und so überließ ich mich ganz einer wehmüthig süßen Schwärmerei, bis wir in Saarbrück ankamen.

Saarbrück ist eine doppelte Stadt. Die neue Stadt, welche eigentlich Saarbrück heißt, steht jenseits des Flusses Saar. Die alte Stadt, St. Jean genannt, liegt diesseits. Beide sind durch eine schöne steinerne Brücke, pont-neuf, verbunden. Auf dem Hallberg sieht man eine Felsengrotte, in welcher die alten Heiden ihren Gottesdienst verrichteten, woher sie noch immer den Namen: „die Heidenkapelle“ führt. Zur Linken erblickt man die Ruinen eines neuen Schlosses, welches seine Zerstörung so wie

vieles Andere dem revolutionären Vandalismus dankt. Man macht hier einen starken Verkehr mit Tabaksdosen von papier maché, wovon mehre Fabriken in der Gegend bestehen.

Wir durchfuhren nur einen sehr kleinen Theil der alten Stadt, welche auf einem Hügel liegt und ein düsteres Ansehen hat. Die Gassen sind schmal und die Häuser unansehnlich und unreinlich. Dann passirten wir die Brücke über die Saar, und gelangten in die neue Stadt, welche in der Ebene liegt und recht freundlich ist. Die Gassen sind hier gerade, breit, und ich habe im Vorüberfahren mehre recht hübsche Häuser wahrgenommen.

Wir ließen uns auf der Post zwei Zimmer geben. Der Postmeister, zugleich Gastgeber, ein sehr artiger Mann, bot uns an, ob wir mit ihm über Tisch zu Nacht speisen wollten, und wir nahmen es an, da wir wünschten, über die Sicherheit der Straßen, über Geldverwechslung u. s. w. etwas Bestimmtes zu erfahren. Der Postmeister versicherte uns, daß die Straßen dieser Gegend sicher und die Bewohner derselben vom besten Geiste beseelt seien. „Wir sind ja auch Deutsche," sagte er in einem sehr herzlichen Tone, „und wünschen vor Allem Ruhe." Ich glaubte seinen Worten, da er bald darauf einem Bürger dieser Stadt, der eines Geschäftes wegen zu ihm kam, mit offenem Tone eine derbe Lection darüber las, daß dieser vor einiger Zeit die Decoration der Lilie eben so geschwind abgelegt, als er sie vor ein Paar Tagen wieder angeheftet hatte. Wir unterhielten uns noch einige Zeit nach dem Speisen mit diesem Biedermanne und seiner Frau, und gingen dann ganz ruhig in unsere Zimmer,

wo uns die ersten breiten französischen Himmelbetten in ihren sanften breiten Schoß aufnahmen.

St. Avold ist ein kleines Städtchen im Mosel-Departement mit einer Abtei. Wir wechselten hier bei dem Postmeister unser deutsches Geld gegen französisches aus. Der Mann hat hier seine Speculation mit dieser Verwechslung und nimmt nur mäßigen Gewinn. Von hier an hört man nur sehr selten mehr ein deutsches Wort, und wenn es geschieht, so kommt es aus einem schwäbischen Munde, denn einzelne Schwaben haben sich auch hieher, wie überall hin verlaufen.

Von St. Avold ging es nach Fauquemont (die Deutschen nennen es Falkenberg), einer kleinen erbärmlichen Stadt im vorigen Herzogthum Limburg im Departement Meuse. Wir kamen am Posthause daselbst an, und sogleich war unser Wagen von wenigstens 50 Menschen, groß und klein, umlagert, die ihn und uns von allen Seiten neugierig betrachteten. Als die Pferde ausgespannt waren, lehnten sich einige ganz ungenirt an die Wagendeichsel und plauderten mit einander, von hinten setzten sich ein Paar auf unser Gepäcke, links einer auf den Wagentritt, und auf der Spitze der Deichsel schaukelte sich ein kleiner Knabe. Wir sahen wohl, daß es die Kleinstädter der großen Nation von lange her gewohnt waren, alles für ihr Eigenthum anzusehen, was ihnen in den Wurf kam. Indessen litten wir das natürlich nicht, und auf einige barsche Worte zogen sie sich in einem weitern Umkreise von dem Wagen zurück.

Als wir in der nächsten Station ankamen, sahen wir zwei Männer auf unsern Wagen zu, und demselben nachlaufen. Als sie ihn erreicht hatten, beschauten sie

ihn von allen Seiten, betasteten das Riemzeug u. s. w. Wir fanden das sehr sonderbar und fragten, was sie suchten, allein sie antworteten nicht und liefen immer nebenher bis zum Posthause, und als der Wagen da hielt, husch! waren sie so schnell als ein Paar Mäuse unter dem Wagen, legten sich da auf die Erde und beschnüffelten den Wagen auch von unten. Es waren der Schmied des Orts und sein Geselle, welche etwas aufzufinden trachteten, was an unserm Wagen gebrochen oder nicht ganz fest sei, oder was vielleicht nach Jahren brechen könnte, und sich auf diese Art etwas zu verdienen suchten. Dieser Gebrauch herrscht an vielen Orten in Frankreich. Ich finde ihn zum Theile zweckmäßig, da man auf jeder Station eine Art Wagenassecuranz für die folgende erhält; andern Theils aber sind diese Handwerksleute so geldgierig, daß sie Mängel angeben, wo keine sind, und so den Reisenden beunruhigen und prellen.

Nancy ist von allen französischen Städten, welche ich gesehen habe, selbst Paris und Lyon nicht ausgenommen, die regelmäßigst gebaute. Ich meine nämlich die neue Stadt, denn die alte ist ein unordentlicher Haufen geschmackloser Häuser. Nancy ist die Hauptstadt Lothringens, und seine Bevölkerung beträgt beiläufig 30 000. Sie liegt an der Meurthe, und ihr beträchtlichster Handel besteht in Wein, Liqueurs, Eisen, Alaun, Holz, Marmor und Seife.

Was ich während meiner kurzen Anwesenheit (nämlich von 4 Uhr Nachmittags bis zum künftigen Morgen) sehen konnte, war Folgendes: Die Kirche der vormaligen Franziskaner (Cordeliers), worin sich die Gräber der alten Herzoge von Lothringen befanden, welche aber zur Zeit

der Revolution ganz zerstört wurden. Der Königsplatz (place royale), ein sehr schöner Platz, rundum von herrlichen Gebäuden im Viereck umgeben. Auf diesem Platze befindet sich das Stadthaus (Hôtel de ville), der erzbischöfliche Palast (l'Archeveché) und das Theater. Zu ebener Erde dieser Gebäude sind mehre Kaffeehäuser und Boutiquen angebracht. Die Franzosen verstehen es vor allen Andern ihre Waaren den Kauflustigen in die Augen zu schieben, sie verzieren ihre Auslagen herrlich. Der kleinste Krämer, der mit Nadeln und Fingerhüten handelt, weiß dieselben eben so zierlich in einem Kästchen vor seiner Bude herzurichten als der Juwelier seine Diamanten. Da sind vor einem Schusterladen die Männer- und Frauenschuhe von allen Stoffen und Farben in einem Kasten von Ebenholz so ausgestellt, daß sie eine zierliche Pyramide bilden. Jedes Paar steht auf einem Postamente von Bronze, auf dem Gipfel der Pyramide ist eine goldene Chiffre zu sehen, welche die Anfangsbuchstaben des Namens des Schusters zeigt. Nebenbei hängt ein anderes Kästchen, in welchem alle Gattungen von Schuhwichse und daneben Stiefelhaken und Stiefelknechte in verschiedenen Gruppirungen paradiren. An den Fensterscheiben sind mit Goldbuchstaben die Namen aller jener Artikel zu lesen, welche dieser Schuster zu verkaufen hat. Ober dem Laden endlich kann man auf einer großen Tafel neben dem Schild den ausgeschriebenen Namen des Schwarzkünstlers lesen.

So ist es bei allen Professionisten sowohl in Hauptstädten wie in den kleinsten Dörfern in ganz Frankreich gehalten. Wenn er auch im dritten oder vierten Stock eines Hauses wohnt, so läßt er seinen Namen und sein Gewerbe mit ellenlangen Buchstaben auf die Mauer

schreiben, daher manches Haus oft von unten bis oben vollgeschrieben ist. Da trifft man freilich bei dieser Nation, welche aus Allem mehr zu machen sucht als daran ist, manchmal sehr lächerliche Inschriften. So sah ich hier in Nancy bei einem Barbierladen die Ueberschrift: N* officier de santé; bei einem Schlosser: atelier du sérrurier R*. Jeder Tischler (menuisièr) nennt sich Ebeniste (Kunstschreiner), jeder Schneider artiste des habits u. s. w. bis in das Unverständliche.

Daß man sich auf einem solchen Platze einige Zeit unterhalten kann, ohne lange Weile zu haben, ist klar. Ich trieb mich auch wenigstens eine halbe Stunde auf diesem Platze herum und besah dann noch einen zweiten, worauf eine hübsche Allee eine Promenade bildete.

Ich verspätete mich dadurch etwas und kam daher erst nach dem Anfang in das Theater.

Ich begehrte bei der Casse ein Billet für den ersten Platz, mußte dafür 4 Franken bezahlen, und man wies mich damit in den ersten Stock, wo mir eine Loge geöffnet wurde, in welcher schon zwei russische Offiziere saßen. Das Theater hat drei Stockwerke, das erste besteht aus Logen. Das Parterre hat nur wenige Bänke. Das Auditorium ist mit keinem Schnitzwerk verziert, sondern nur gemalt. Man gab ein kleines Lustspiel: „L' Amand auteur et Valet,“ welches eben zu Ende war, als ich eintrat. Dann folgte „Le Sourd,“ ebenfalls in einem Acte. Obschon dieses kleine Lustspiel recht rund zusammengespielt wurde (welche Rundung man auch bei der kleinsten herumziehenden französischen Truppe nie vermißt), so kann ich doch nur Einen der Schauspieler vorzüglich nennen. Es war der Lustigmacher des Stückes, ein Mann, der in Gestalt, unge-

zwungenem Benehmen und selbst in dem komischen Tone der Stimme viele Aehnlichkeit mit unserm weiland Hasenhut hatte. Er wurde von den wenigen Zusehern mit vielem Beifalle belohnt. Den Beschluß machte eine kleine Oper „l'amour filiale." Man pflegt bei den französischen Provinztheatern eben so wie bei den deutschen als Lockspeise für das gemeine Volk dem eigentlichen Titel eines Stückes immer noch ein „Oder" anzuhängen, und so hieß es denn auch bei „l'amour filiale ou la jambe debois."

Von dieser kleinen Oper kann ich nun eben nicht viel Rühmliches sagen. Das Orchester war sehr schwach besetzt und, den Director ausgenommen, der ein Violinsolo mit einem kurzen Bogenstrich nicht unangenehm herabzwickte, aus Leuten zusammengesetzt, welche bei der Göttin Harmonia eben nicht in die Schule gegangen waren. Es war (man erlaube mir den grellen Vergleich) einer Dreschtenne ähnlich; so wie hier ein Flegel sich hebt, wenn der andere fällt, so zog sich dort ein Geigenbogen aufwärts, wenn der andere abwärts strich. Ein junges Mädchen, welches die Liebhaberin in der Operette spielte, und mit einem Paar durchdringender schwarzer Augen begabt war, spielte und sang nicht übel. Der Schauspieler, welcher den alten Invaliden mit dem Stelzfuß spielte, übertrieb ganz fürchterlich; je unnatürlicher er aber wurde, desto mehr wurde er beklatscht

Ich muß übrigens gestehen, daß ich bei dieser ersten französischen Vorstellung, welche ich sah, kaum die Hälfte verstand; denn die Schauspieler sprachen äußerst schnell, und im Gesange tönten die Worte fast ganz unverständlich.

Auf dem zweiten Parterre waren nur einige junge Leute, welche sich ein Vergnügen daraus machten, während

der Vorstellung auf und ab zu laufen und allerlei Unfug zu treiben.

Ich kann nicht läugnen, daß ich meine Blicke während der Vorstellung öfters auf einen sehr netten rosenrothen Hut geworfen hatte, der mir auf einem Platz am Orchester auffiel. Dieser Platz war mit einigen alten Herren und mehreren jungen Mädchen, welche mit den alten Herren sehr freundlich waren, besetzt, und ich schloß daraus, daß das Sittenverderbniß doch nicht so groß in Frankreich sein müsse, da die Jugend das Alter so ehrfurchtsvoll behandelt.

Der Kopf, welcher unter dem rosenrothen Hute steckte, mußte meine Blicke bemerkt haben, denn er war so gütig, sich ebenfalls öfters gegen mich umzuwenden, um auch das Gesicht darunter sehen zu lassen. Als ich mich nun nach der Vorstellung entfernte und an die Casse kam, stand das gute Geschöpf mit dem Rosahute plötzlich vor mir und sprach mit einer ganz lieblich schnarrenden Stimme: „Monsieur! Vous m'avez fixé plusieurs fois; aurais-je l'honneur d'être connue de Vous?“ Ich kann nicht läugnen, daß ich über diese Anrede etwas verlegen wurde und sehr ungalant antwortete: „Madame! c'etait Votre joli chapeau, qui attirait mes regards.“ Schnell erwiederte sie, ihren runden Arm in den meinigen legend: „Monsieur, je les fais moi même, ces chapeaux; si Vous plait d'en avoir un pour Madame Votre epouse, venez avec moi!“ —

Wir hatten in Wien den Auftrag erhalten, uns in Frankreich dahin zu begeben, wo sich der Armee-Minister Baron v. Baldacci befinde und von diesem die weiteren Befehle einzuholen. Wir erfuhren auf der ganzen Reise

bis hieher nur unzusammenhängende und oft sich widersprechende Nachrichten über die Kriegsereignisse. Hier aber fanden wir einen österreichischen Offizier, der als Courier nach Wien sich begab und uns die Nachricht mittheilte, daß die Alliirten bereits in Paris eingezogen seien, und Napoleon sich an die Engländer ergeben habe.

Die Freude darüber machte mich etwas muthwillig und — hier folgt der Ausbruch dieses Muthwillens.

Das große Spiel.

Das große Spiel ist ausgespielt,
Wo er sein letztes Geld gesetzt,
Die Buben haben es verloren,
Die Könige gewannen's jetzt.
Treff war der Trumpf, wir hatten viele,
Auch viele Pique gegen ihn,
Und alle Herzen zu dem Spiele,
Die Schellen waren nur für ihn.

Schon einmal hatt' er sich skisiret,
Fing doch auf's Neu zu mischen an,
Da sagten wir die Matadore
Und viele Cavallerien an;
Noch glaubt' er, soll das Glück sich wenden,
Doch sahen wir ihm in die Kart'
Und legten, die Partie zu enden,
Ihn endlich vollends in den Skart.

Nun ging es schnurstracks nach Paris!

Unsere Straße führte über Rosiere-en-Haye, auch Rosiere-aux-Salins (seiner Salinen wegen benannt) und Beaumont. Die Gegend ist hier eben so einförmig und unfreundlich als jene vor Nancy war. Man fährt immer Hügel auf, Hügel ab, indem man zu beiden Seiten nur

Felder, durch kleine Wäldchen begrenzt, gewahr wird. Die Dörfer sind schlecht und schmutzig. Die Bauern sitzen mit Weibern und Kindern den ganzen Tag vor ihrer Hausthüre auf der Straße, legen die Hände in den Schoß und gaffen. Doch müßt ich lügen, wenn ich sagte, daß durch ganz Frankreich auch nur ein einziges Bauernkind unserm Wagen nachgelaufen und uns angebettelt hätte.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die Tracht der Landleute in dieser Gegend zu beschreiben. Die Männer sehen hier aus wie unsere handfesten Wiener Pfannenflicker, und die Weiber wie eine tactfeste Hausmeisterin. Der Bauer im Elsaß, Lothringen und der Champagne trägt einen großen dreieckigen Hut, den er gewöhnlich so aufsetzt, daß dessen längere Spitze vor das Gesicht steht. Die meisten haben Zöpfe und gepuderte Haare. Um den Hals hat er ein vielfärbiges Tuch nachlässig gebunden, so daß dessen beide Enden über die Weste herabhängen. Die Weste ist von Pluche oder Manchester, mit weiß oder gelb plattirten Knöpfchen besetzt. Die kurzen Beinkleider sind drapfarb, grau oder hellbraun. Unter diesen Beinkleidern lassen sich weiße oder graue Strümpfe nur ein klein wenig sehen, weil seine Kamaschen, welche manchmal von grauer, meistens von gestreifter Leinwand, aber selten schwarz sind, fast bis zu den Beinkleidern reichen. Das Camisol, eigentlich nur Miniaturfrack, ist ebenfalls nur von grauer oder grünlicher Farbe mit gleichfarbigen Kamehlhaarknöpfen, in der Hand trägt er einen kurzen dicken Stock.

Die Weiber tragen wollene Röcke von allen Farben, darüber ein weißes oder geblumtes Vortuch mit einem

breiten Latz über der Brust, ein weißes schmales Halstuch, ein gefärbtes Leibchen ohne Aermel und eine weiße Haube mit weißen Blenden in's Gesicht. Sie sehen eben nicht sehr reizend aus.

In St. Dizier wollten wir Nachtlager halten.

Ein kleiner Spaziergang überzeugte mich, daß es hier recht angenehm zu leben sein möge. St. Dizier hat eine hübsche Lage an der Marne und ist durch die Belagerung berühmt, welche es gegen Kaiser Carl V. ausgehalten hat. Das Städtchen ist nicht sehr groß, aber verhältnißmäßig bevölkert, und die Leute machen fröhliche Gesichter und sind sehr freundlich und zuvorkommend.

Ueberhaupt, wenn man so des Abends in einer kleinen französischen Stadt herumwandelt, so kommt es einem nicht anders vor als hätte man von Wien aus eine kleine Spazierfahrt nach Korneuburg oder Neustadt gemacht. C'est tout comme chez nous! Die Leute sitzen des Abends vor ihren Häusern auf den Bänken und sperren das Maul auf, wenn ein fremdes Gesicht vorübergeht. Die Frau Generaleinnehmerin weiß es in derselben Minute, als die Diligence von Paris der Frau des Maire ein neues Kleid gebracht hat, schon ganz genau, was es für eine Farbe hat und von welchem Stoff es sei und ob es mit großen oder kleinen Blumen besäet ist. Wenn Jemand an der einen Ecke der Stadt sich mit einer Stecknadel gestochen hat, so heißt es an der anderen Ecke in einer halben Stunde nachher, er habe sich mit einem Spieße verwundet. Die Kleinstädter gleichen sich überall.

Am 20. Juli waren wir gezwungen, bei Vitry Français einen Umweg zu machen, weil dieser feste Platz noch

belagert wurde. Das Dorf, durch welches wir fuhren, bot ein trauriges Bild von den Gräueln des Krieges. An der Stelle mehrer friedlichen Hütten lag Schutt und Asche, alle noch vorhandenen Häuser standen leer, die Thüren waren eingebrochen, die Fenster zerschlagen, Kugeln steckten in den Mauern, zerbrochenes Hausgeräthe lag herum, alle Bewohner waren ausgewandert; und wir hätten hier wirklich in Versuchung kommen können, es für ein verschüttetes und jetzt ausgegrabenes Dorf anzusehen, hätten uns nicht Kanonenschüsse, welche uns ziemlich laut von dem nahen Vitry Français in die Ohren brummten, zugleich die Ursache dieser Verwüstung in das Gedächtniß zurückgerufen.

Nachdem in Chalons unsere Pässe vidirt waren, kehrten wir nach dem Posthause zurück und besahen auf dem Wege dahin eine alte Kirche. Alles darin zeigte, daß dieser Tempel Gottes wenig Besuch habe, Bilder und Verzierungen waren mit Staub überdeckt, und statt der Bänke sahen wir nur einige Strohsessel. In der Kirche (es war Vormittag) befand sich Niemand als ein einziger russischer Offizier, welchen wohl auch die Neugierde hinein getrieben hatte.

Mit der Frömmigkeit steht es überhaupt in Frankreich nicht am Besten. Die Priester führen ein elendes Leben, denn die alten Kirchenstiftungen sind eingezogen worden, und neue werden nur sehr selten gemacht. Die Gotteshäuser sind leer, und Messen werden nur für ein Paar alte Royalisten und einige Bauern gelesen, welche noch auf den lieben Herrgott vertrauen. Alle Uebrigen beteten bis jetzt einen andern Gott an, der aber nun auch seinen Nimbus verloren hat. Diese stehen jetzt auf dem

gefährlichen Punkt, gar nicht zu wissen, was sie glauben, hoffen oder lieben sollen. Sie ergreifen Alles, ohne etwas fest zu halten; sie möchten gerne beten, haben aber das „Vater unser“ vergessen; sie würden vielleicht gern ihre Sünden bekennen, wenn sie nur nicht im Zweifel darüber wären, was denn eigentlich Sünde sei; sie sehen und fühlen wohl das Dasein Gottes in jedem Wurme, der zu ihren Füßen kriecht, wissen aber nicht wo sie ihn finden sollen, da seine Tempel und seine Diener so oft mißhandelt worden sind. Kurz, sie haben den alten Glauben verloren ohne sich einen neuen zu gewinnen.

In Epernay angekommen, sahen wir uns nicht viel um Häuser und Menschen um, sondern fuhren schnurstracks nach der Post, welche zugleich das beste Hotel ist. Aus dem Wagen springen und in das Zimmer eilen, wo uns der Garçon eben mit einem Paar verpichter grüner Flaschen entgegentrat, war das Werk eines Augenblicks. Wir trafen hier einige Landsleute, welche an einem runden Tische saßen und uns die hohen vollen Gläser schon bei unserem Eintritte entgegen hielten. Wir setzten uns zu ihnen, und nun wurde auf die Gesundheit der ganzen Welt Champagner getrunken.

Himmlische Tropfen
Göttliche Perlen!
Die ihr die Adern
Feurig durchglühet
Trübe Gedanken
Schnelle verscheuchet
Und in der Seele
Frohsinn erwecket,
Seid mir gegrüßet
Hier an den Bergen
Die Euch gezeuget!

Unendlich weise
Hat die Natur Euch
Hieher verpflanzet
Wo Ihr dem Leben
Rings um Euch gleichet.
Festigkeit, Umsicht,
Tiefes Erforschen,
Ruhiges Handeln
Suchst hier vergebens,
Ueberall Gährung,
Sprudeln und Schäumen,
Steigen und Steigen!
Niemand will halten
Sich in dem Raume
Der ihm gebühret.
Ueberall springen
Kork' in die Lüfte
Doch wenn sie knallend
Schlagen zur Decke
Fallen sie wieder,
Bleiben im Staube
Unbemerkt liegen

Wir beschlossen, die Nacht durch zu fahren, um schon recht früh am Morgen in Paris anzukommen.

Da saß ich nun im Wagen und sollte schon in wenigen Stunden in der Welthauptstadt einfahren, die der Schauplatz so vieler Gräuel und zugleich die Arche der größten Kunstwerke geworden war. Ich sollte es nun sehen dieses Chaos aller Merkwürdigkeiten, dieses Ziel aller Lebenslustigkeit, diese Wahlstätte alles Witzes, diesen Tummelplatz aller Moden, diesen Vereinigungspunkt aller Veränderlichkeit, diesen Sammelplatz aller Meinungen. Alles, was ich jemals von dieser Häusermasse und ihren Bewohnern gelesen hatte, drängte sich auf einmal in

meinen Kopf. Revolutionen und Kaiserthum, Kammern, Thronentsagung und Wiederkunft, Theater und Marktschreier, Restaurateurs und Museum, alles wirbelte in mir durcheinander; da plötzlich sah ich eine Kalesche gegen uns herfahren, welche ich sogleich ihrer Form nach für einen österreichischen Wagen erkannte. Ich machte auch meinen Reisegefährten darauf aufmerksam, und er theilte meine Meinung.

Wir befahlen dem Postillon, langsamer zu fahren, um im Vorbeifahren zu sehen, wer in der Kalesche sitze. Diese fuhr auch langsamer, und als wir aneinander kamen, hielten wir beide an und eine Stimme rief uns zu: „Sind österreichische Beamte in diesem Wagen?“ Wir bejahten, und ein Herr, den wir nicht kannten, stieg aus seiner Kalesche und wir aus der unsrigen.

Der Herr reichte uns eine Schrift und ersuchte uns, sie zu lesen. Wir lasen Folgendes:

„Alle österreichischen Beamten, welche bestimmt sind, die occupirten einzelnen Rayons Frankreichs interimistisch zu administriren, haben alsogleich nach Kenntnißnahme des Gegenwärtigen in jene Departements und in jene chef-lieues sich zu verfügen, welche ihnen in der beiliegenden Consignation vorgezeichnet sind.“

„Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Kaisers darf Keiner der nach Frankreich bestimmten österreichischen Beamten die Hauptstadt Paris berühren und hat sogleich den nächsten Weg an seinen Bestimmungsort einzuschlagen.“

(Unterz.) Baldacci, Armeeminister.

Der Herr Kommissär bat uns, diese Schrift mit unsern Namen zu unterzeichnen.

Wir hatten in der beiliegenden Consignation ersehen, daß wir nach Auxerre bestimmt seien, der Commissär wünschte uns glückliche Reise dahin, und beklagte sich nun noch über das Unangenehmste seiner Sendung. Er mußte sich nämlich bis an die Grenze verfügen, um allen ankommenden Beamten diese Verfügung mitzutheilen.

Für uns war es ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Wir sahen uns schon in Paris und sollten nun so nahe dem Ziele unserer Wünsche in ein elendes Städtchen marschiren!

Mein Reisegefährte ärgerte sich darüber noch bei weitem mehr als ich und rief endlich sogar aus: „Nein! Ich thu's nicht, ich gehe nach Paris!" Und da ich hierauf schwieg, fragte er mich nach einiger Ueberlegung ebenso wie in allen Dingen: „Was würden Sie an meiner Stelle thun?"

Ich antwortete: „Ich würde nach meiner Pflicht dem kaiserlichen Befehl Folge leisten. Ich würde jetzt in das nächste Städtchen fahren, dort die Nacht über bleiben und Erkundigungen einziehen, welchen Weg ich nach meiner Station Auxerre einzuschlagen habe, und morgen würde ich dann in Himmelsnamen dahin abgehen. Der Wunsch, Paris zu sehen, wäre dadurch nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben; denn wenn die Amtsgeschäfte abgethan sind, so würde man mir dann einen kleinen Urlaub gewiß nicht verweigern, um nach Paris zu gehen.

„Sie haben Recht," sagte mein Reisegefährte, „so sei es denn, und wir fuhren denn beide schweigend weiter.

Aber kaum eine Viertelstunde mochten wir gefahren sein, als uns wieder ein Wagen entgegen kam, in welchem die vier österreichischen Beamten saßen, welche mit uns in

Epernay gezecht hatten, aber eine halbe Stunde vor uns fortgefahren waren. Sie sagten uns, auch ihnen habe der Kommissär den Befehl gezeigt, sie seien aber in eine sehr entfernte Station gegen Straßburg zu consignirt. Da sie nun mit ihrem in Wien erhaltenen Reisevorschuß zu einer so weiten Reise nicht auslangen und Paris nicht berühren dürfen, so seien sie Willens, nach Epernay zurückzukehren, von dort dem Armeeminister ihre Lage brieflich vorzustellen, um einen neuen Vorschuß zu bitten, und dort so lange zu bleiben, bis sie denselben erhalten hätten.

Mein Reisegefährte, bei seiner Begierde nach Paris zu kommen, erfaßte schnell diese Gelegenheit und sagte: Meine Herren, nun gehe ich auf jeden Fall nach Paris; denn ich glaube Ihnen und zugleich dem Dienste zu nützen, wenn ich besorge, daß Sie den Vorschuß so schnell erhalten als möglich. Ich werde mich sogleich nach meiner Ankunft zum Armeeminister begeben und Alles in Ordnung bringen.

Die Herren dankten verbindlichst, baten um möglichste Beschleunigung und fuhren nach Epernay zurück, wir aber vorwärts nach Paris. Mein Reisegefährte sagte nur noch: „Sei es wie es wolle, der Armeeminister wird mich auch nicht fressen.“ Ich aber hatte nichts zu verantworten, denn ich war des Grafen, meines Reisegefährten, Untergebener.

Um 7 Uhr Morgens fuhren wir in Paris ein.

Von einem Menschen, welcher zum ersten Mal in seinem Leben in diesen Wirbel von Mannigfaltigkeiten kommt, begehren, daß er jeden einzelnen Gegenstand beschreibe, oder auch sich nur dem Eindrucke eines einzelnen ausschließend hingebe, hieße eben so viel als von Einem

der in einem Platzregen geht, verlangen, daß er angebe, wie viele Linien der größte und der kleinste Tropfen, welche in seinem Gesichtskreise fallen, im Durchmesser enthalte.

Als ich durch die engen Straßen und die wogende Menge der Hauptstadt einfuhr, glaubte ich die Augen mehr öffnen zu können, indem ich auch den Mund weit aufriß. Ich saß nur halb im Wagen; denn halb hatte ich mich, ohne es selbst zu bemerken, emporgehoben, um vor, und neben und hinter mir Alles besser sehen zu können, und mir so den ersten Gesammteindruck so viel als möglich selbst zu steigern, und war recht froh, als wir in der Rue Richelieu im Hotel des Princes abstiegen.

Es wurde natürlich vor Allem Toilette gemacht. Der Graf wollte sich sogleich zum Armeeminister begeben, und ich sollte indessen zu Hause bleiben, bis er wieder käme und mir Nachricht brächte.

Es war mir nicht unlieb, mich etwas erholen zu können, und als ich nun so gemächlich da saß und nachdachte, was ich mir wohl in der großen Stadt zuerst besehen werde, trat der Graf ein, blutroth im Gesichte, warf Hut und Handschuhe zornig auf den Tisch, und sagte zu mir: Nein das ist zu arg, eine solche Behandlung habe ich noch in meinem Leben nicht erlitten. Sie erinnern sich wohl, daß ich Ihnen sagte: Der Armeeminister wird mich auch nicht fressen, aber ich versichere Sie, er hätte mich wirklich bald gefressen. Wie können Sie sich unterstehen, fuhr er mich zornig an, gegen des Kaisers ausdrücklichen Befehl hieher zu kommen? Ich wollte sprechen, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: Wenn Sie etwas zu sagen haben, so

sagen Sie es meinem Sectretär im Präsidialbureau, ich aber sage Ihnen, wenn Sie nicht alsogleich in die Ihnen vorgezeichnete Station abgehen, so kann ich Sie nicht schonen. Sind Sie morgen noch hier, so lasse ich Sie fortweisen.

Ich hätte gern gesagt: Das sind die Folgen des Ungehorsams, aber ich zuckte blos die Achseln.

Der Graf sagte mir, er wolle nur noch einige Besuche abstatten, ich möchte indessen Postpferde für 3 Uhr Nachmittags bestellen, wo wir abreisen wollen — dann ging er.

Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern, aber ich dachte, das Lachen sei das Klügere. Ich beschloß also, Paris ganz zu ignoriren, mir vorzustellen, ich sei gar nicht da, gar nichts zu besehen, und mich, da ich die Nacht über gefahren, und daher ermüdet war, bis zur Rückkunft des Grafen zu Bette zu legen und meinen Unmuth zu verschlafen.

Ich gab dem Aufwärter den Auftrag, Postpferde zu bestellen, machte die Fenstergardinen zu, damit ich ja gewiß gar nichts von Paris sehe, ging zu Bette und entschlief sogleich.

Ich mochte kaum eine halbe Stunde geschlummert haben, als an meiner Thüre gepocht wurde. „Wer da?“ rief ich deutsch, indem ich vergaß, daß ich in Frankreich sei, und eine Stimme antwortete: Oeffnen Sie, ich bin vom Armeeministerium gesendet. Ich öffnete und erhielt eine offene Zuschrift, in welcher uns zu wissen gemacht wurde, daß so eben bekannt worden sei, daß der Rayon von Auxerre, für welchen wir bestimmt waren, nicht von österreichischer, sondern von preußischer Seite verwaltet

werde, daß wir also dahin nicht abzugehen, sondern zu warten hätten bis uns mitgetheilt werden würde, wohin wir uns zu begeben haben. Zugleich wurde uns aber auf das Strengste anbefohlen, unsere Vorbereitungen so zu treffen, daß wir zu jeder Stunde zur Abreise bereit seien.

So war es nun ganz anders gekommen, als es den Anschein hatte.

Ich will die große herrliche Weltstadt in meinen Memoiren nicht im Einzelnen beschreiben, obwohl die genauen Aufzeichnungen darüber in meinen Händen sind; denn 1. Ist Paris in tausend Büchern und Journalen bis in die kleinsten Details beschrieben. 2. Ist das jetzige Paris nicht mehr jenes vom Jahre 1814, wo ich es sah. 3. Da ich nur sieben Tage dort zubrachte, und doch alles Merkwürdige sehen wollte, so konnte ich nur Alles durchfliegen, und nicht jene Zeit dazu verwenden, welche besonders für Kunstgegenstände nöthig gewesen wäre.

Doch will ich es mir nicht versagen, einige Einzelheiten aus meinen Aufschreibungen, welche mir sehr interessant waren, mitzutheilen, mit dem Wunsche, daß sie es auch meinen Lesern sein möchten.

Am meisten unterhielt mich im Palais=Royal ein alter dicker Kerl, der hart am Eingange stand, viele große und kleine Bücher auf dem Kopfe, unter den Armen, in den Taschen, in der Brust und sogar in den Stiefeln stecken hatte, so daß er wie ein wandelnder Buchladen aussah, und den Mund gar nicht zubrachte. Aber wie spekulativ schrie der Mann auch? Alles, was er öffentlich feilbieten durfte, recitirte er mit einer durchdringend gellenden Stimme daher, alles, was unter die verbotenen Artikel gehörte, sagte er den Vorübergehenden

leise in das Ohr. So schrie er z. B.: „Messieurs! plait-il d'acheter l'almanac royale, vous y trouverez les noms des tous les employes d'etat! In demselben Augenblicke zischelte er mir eine andere Liste in das Ohr, die mich auf die Bahn des Lasters, in ein Spielhaus, geführt hätte.

In Rücksicht der Kaffeehäuser muß ich sagen, daß man außer allen Gattungen von Weinen, welche man hier eben so gut wie bei den Restaurateurs bekommt, auch eine Menge warmer Getränke findet, die man in einem Wiener Kaffeehause vergebens suchen, oder worauf man doch sehr lange warten müßte, da sie erst zubereitet werden müßten, indessen man sie hier schon fertig findet. Ich weiß mich nur allein auf sechs Gattungen von Punsch, und vier Arten von vin brulé, dann Chaud'eaus von allen Gattungen, Bavaroise, mit Beinamen, die ich in meinem Leben nicht gehört habe, Chocolade à la Vanille, à la Rose, dito pourla santé ꝛc. ꝛc. zu erinnern und ich glaube, daß man zwei Monate frühstücken kann, ohne die Karte durchgefrühstückt zu haben.

Das alte Café de Foy ist eines der schönsten von Paris und es ist auch gute Gesellschaft dort zu finden; allein man könnte darin alle Augenblicke Kotzebue's „Respektable Gesellschaft" aufführen; in der Stunde wenigstens, in welcher ich es besuchte, war ich nicht wenig erstaunt, zu Anfang des Monats August alle Köpfe mit Schnee bedeckt zu sehen.

Das Café des Chartres. In diesem versammeln sich viele Agioteurs.

Das Café de la Rotonde, vorher Café du Caveau genannt, ist der Vereinigungspunkt der Kaufleute. Es

hat einen hübschen Pavillon, welcher in den Garten geht und in welchem man Eis ißt. Diese Retonde (von welcher dieses Kaffeehaus den Namen führt), ist des Abends sehr glänzend beleuchtet und dient den galanten Mädchen zum Leuchtthurm, wohin sie zu steuern haben.

Das Café Sauvage hat zwei Besitzer, einen Limonadier und einen Restaurateur; der erste gibt da des Morgens warmes und kaltes Frühstück. Von zwei bis sieben Uhr deckt der zweite die Tische, wo man um bestimmten Preis speisen kann. Abends findet sich wieder der erste ein. Es heißt Café Sauvage, weil sich dort täglich Abends ein Mensch einfindet, welcher den Wilden spielt, Grimmassen und Sprünge macht, und so stark auf die Pauke schlägt, daß es bis an das Ende des Gartens wiederhallt. Wer starke Ohren hat, mag sich dort vergnügen.

Eines der merkwürdigsten Kaffeehäuser ist aber das Café des aveugles. Es führt diesen Namen, weil sich darin ein ziemlich großes Orchester von Blinden befindet. Dieses Café wird gewöhnlich erst um 5 Uhr Abends eröffnet. Es ist in 20 kleine Kellerchen abgetheilt. Als ich mit Meyerbeer hinabstieg, kam mir's gerade so vor, als ob ich in einen Wiener Methkeller hinabstiege. Man athmet auch hier eine feuchte ungesunde Luft ein. In diesen Kellerchen findet man viele schön gekleidete Mädchen, die sich freundlich zu dem Fremden hinsetzen und ihn unterhalten; sie trinken mit ihm seinen Wein, um ihm zu beweisen, daß man ihm gutes Getränke auffetze, sie essen von den Speisen, welche er sich geben läßt, wenigstens zwei Drittheile, um ihn zu überzeugen, daß das dritte Drittel nicht vergiftet sei. Sie befehlen dem Garçon in

einer Viertelstunde wenigstens zwanzig verschiedene Dinge zu bringen, um dem Gaste von der großen Auswahl einen Begriff zu geben; kurz es wären recht liebe freundliche Geschöpfe, wenn sie es nur auch zuließen, daß man von einem Louisd'or, welchen man hingiebt, um zu bezahlen, auch nur einen Sou herausbekomme. Zudem kommen in dieses unterirdische Eden auch noch hübsche Blumenmädchen, Zuckerwerkverkäuferinnen, Portefeuillehändlerinnen, kurz, Mädchen, die mit Allem handeln, und so lieblich ihre Waaren anbieten, daß man sich ziemlich leichter fühlt, wenn man aus diesen Grüften wieder emporsteigt.

Das Café Corazza wird von einem Italiener gehalten und auch meistens nur von Italienern besucht. Man hört das gleich im Vorübergehen aus den lärmenden Gesprächen, welche herausschallen.

Das Café Borel hält ein Bauchredner, welcher den Gästen Spaß macht. Es ist ebenfalls unterirdisch.

Im Café des Etrangers ist alle Abende großes aber ziemlich schlecht exequirtes Concert.

Dies sind die Kaffeehäuser im Palais royale, welche ich von den Zweitausend, die sich in ganz Paris befinden sollen, gesehen habe. Sie sind alle schön decorirt und reichhaltig an Getränken. Es giebt andere, wo sich, wie man mir sagte, die Schauspieler, die Dichter, die Musiker, die Beamten, die Handwerker versammeln; kurz jede Klasse hat ihr eigenes Kaffeehaus, doch alle gleichen sich so ziemlich darin, daß in jedem ein Redner, oder vielmehr Schwätzer den Ton angiebt, die Gemüther stimmt, die Neuigkeiten erzählt u. s. w. Diese Leute waren unter Buonaparte meistens gobes-mouches und wußten die lebhaften Franzosen tüchtig zu bearbeiten.

Gewöhnlich sind in den Kaffeehäusern keine Billards und wo solche bestehen, da stehen sie meistens in einem abgelegenen Saale und sind sehr schlecht; ebensowenig giebt es hier eminente Billardspieler. Auch Tabak wird in den Kaffeehäusern nicht geraucht. Wo ein Billard zu finden ist und wo Tabak geraucht werden darf, da ist es besonders auf einer Tafel angemerkt.

Der Boutiquen, welche im Palais royale Bijouterien enthalten, sind unzählige. Die Auslagen derselben sind herrlich und Alles ist so schön gearbeitet, daß man sich sehr schwer enthalten kann, nicht überall etwas zu kaufen. Uebrigens muß man sich vor allen Krämern im Palais royale wohl in acht nehmen; denn hier wird Alles dreimal so theuer feilgeboten, als in den übrigen Boutiquen in Paris. Auch haben die Leute eine solche Art, ihre Waaren anzupreisen, daß man noch meint, man bekomme sie halb geschenkt, wenn man gleich über die Hälfte des Werthes übervortheilt ist. Alle Kniffe werden dabei angewendet. Ich führe zum Beweise dessen einen Fall an, welcher mir selbst begegnet ist. Ich sah in einem Auslagkasten ein sehr schönes Damen-Necessaire und trat in den Laden ein, um dessen Preis zu erfahren. Man bot es mir um 100 Francs. Ich bot 40 dafür. Man deprezirte, zeigte mir die Note des Künstlers, der es gemacht hatte daß man es selbst für 50 Fr. bezahlt habe. Da ich nun weiß, daß das Papier geduldig ist, so nahm ich davon keine Notiz, sondern erklärte, daß ich es nicht kaufe, wenn man es mir nicht um 45 Fr. lasse. Der Verkäufer machte schon Miene, es mir zuzuschlagen, da trat ein junger Mann, der bisher ohne ein Wort zu sprechen, in einer Ecke des Gewölbes gestanden war, hinzu, nahm mir das

Necessaire aus den Händen und bot 55 Fr. dafür. Der Verkäufer erwiederte ihm sehr artig, daß er es ihm dafür überlassen wolle, wenn ich, der der Erste darum feilschte, und also ein Vorrecht darauf habe, es nicht ebenfalls um diesen Preis nähme. Allein ich war eben so artig, es dem Andern zu überlassen, welcher, wie ich später erfuhr, ein Vertrauter des Kaufmannes war und nur in der Absicht mehr dafür bot, um mich zu einem höhern Preis zu bestimmen.

Die berühmtesten Restaurateurs im Palais royale waren zu jener Zeit Robert Naudel Veri und die Frères provenceaux. Reinlichkeit und Schnelligkeit der Bedienung gehen in das Unglaubliche. Ich habe Speisekarten angetroffen, worüber mir die Augen übergingen. So eine Speisekarte besteht aus einem Bogen Papier 2 Schuh in der Länge und ein einhalb Schuh in der Breite. Darauf stehen in vier Reihen über 400 Speisen und Getränke in verschiedenen Abtheilungen, deren jede ihren einzelnen Gattungsnamen hat. Unter der Rubrik: Potages erscheinen zehnerlei Suppen, worunter mir besonders eine Potage a la Julienne auffiel. Die Suppen sind in Preisen von 8 bis 15 Sous angesetzt. Eine zweite Rubrik enthält Hors d'oeuvres froids (kaltes Beiessen). Hieher gehören Schinken, Butter, Rettig, Sardellen, Gurken, Oliven, Feigen, eine Schnitte der Melone, Artischokken u. s. w. Eine dritte Rubrik führt die Ueberschrift Hors d'oeuvres chauds, und darunter gehören verschiedene Gattungen von Würsten, Schweinsfüßchen, schwarze und weiße Boudins, Coteletts, Eier u. s. w. Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren über einen Pied de cochon a la Sainte Menehould und Cotelettes a la minute.

Nun folgen Entrées de boeuf. Hier kommt der Ochse in 20 verschiedenen Gestalten und unter eben 'so viele Namen vor. Der boeuf naturel kostet nicht mehr als 8, ein Palais de boeuf a l'allemande 20 Sous. Unter den Patisserien kommen 7 Arten von Vol-au-vent vor, deren sonderbarste ein Vol-au-vent a la financiere ist. Unter der Rubrik Rots, Entrées de Volaille, Entrées de gibier et Entrées de Veau et de mouton ist sicher Alles begriffen, was sich nur immer Genießbares in der Arche Noah's befand. Ein Poulet a la Marengo, poularde a la Marechale, perdrix a la Richelieu, Cotelette de veau a la Saint Garat, sind Namen, welche unserem Kaiserfleisch, Kuffsteinschlegel, Esterhazyrostbraten u. s. w. kühn an die Spitze gestellt zu werden verdienen. Nach diesen Entrées erscheinen die Poissons (Fische), unter deren Verzeichniß ich keinen mir bekannten Wasserbewohner vermißte. Zu oberst stand ein Maquereau a la maitre d'hôtel. Maquereau bedeutet nun eine Makrele (Art Fische) und einen Kuppler, ich weiß nicht wie das a la maitre gemeint war. Die nächste Rubrik enthält die Omelettes (Eierspeisen) und 43 verschiedene Gattungen Zugemüse. Die Entremets suerés begreifen Cremes, Soufflés, Gelées u. s. w. Eine Omelette a la Celestine fällt unter diesen auf. Den Beschluß der Speisen machen die Desserts, Compots, Confituren, Käse, Früchte, Bisquits, Kastanien u. s. w.

Zu unterst auf der Speisekarte sind nun noch die verschiedenen Weine, Liqueurs und Früchte in Branntwein aufgeführt. Von den Liqueurs erhält man auch ein einzelnes Gläschen allein, bei den Weinen besteht keine kleinere Maß als eine Halbbouteille, wenn man aber nur die

Hälfte davon trinken will, so kann man die andere Hälfte zurückgeben.

Alle Speisen auf der Karte, wobei ein Preis ausgesetzt ist, sind auch schon zubereitet vorhanden, und ich würde es keinem Aufwärter rathen, einem Gaste, welcher eine Speise verlangt, nach einer Weile zu antworten: „Ich bitte um Vergebung, dieses Gerücht ist nicht mehr zu haben“, wie dies bei uns in Gasthäusern nicht selten zu geschehen pflegt. Ein leckerer und lebhafter Franzose würde ihm diese Spannung und Nichtbefriedigung seines Gaumenkitzels sehr übel nehmen.

Ich weiß nicht, ob man bei diesen Restaurateurs auch nach bestimmten Preisen essen kann, ich aß immer nach der Karte. Um einen Begriff von der damaligen Theuerung in Paris zu geben, so schreibe ich aus der Carte payante (welche richtiger Carte payable heißen sollte; denn sie ist nicht die zahlende sondern die zahlbare Karte), wörtlich ab, was ich aß und wie viel es mich kostete.

	Livres.	Sous.
Consommé-Suppe . . .	—	10
Salade d'anchois . . .	—	18
Biftek aux pommes de terre .	1	—
Moitié de poulet a la Tartare .	3	—
Truite au bleu . . .	3	10
Qmelette au Parmesan . .	1	—
Deux petits Patés a la bechamel	1	—
Gelée de vin d'Espagne . .	2	4
Fromage de Gruiere . . .	—	8
Une bouteille du vin de Beaune	2	—
Un verre de Malaga . . .	—	15
Deux petits pains . . .	—	10
	16	15

Das heißt zwar allerdings nicht wenig gepraßt, es heißt aber auch wirklich nicht wenig bezahlt.

Die Einrichtung mit den Bezahlungskarten ist vortrefflich. An der Thüre des Speisesaales nämlich sitzt an einem Schreibpulte der Restaurateur oder ein von ihm aufgestellter Mann, der die Tische nach Buchstaben und die Plätze an denselben nach Nummern in einem Buche aufgezeichnet hat. Jeder Bissen, jeder Tropfen muß von dem Garçon bei ihm vorübergetragen und ihm zugleich gemeldet werden, an welchem Tisch und zu welcher Nummer dies gehöre. Wünscht man nun zu bezahlen, so geht der Garçon nur zu diesem Restaurations-Sekretarius, welcher ihm auf einen Zettel das, was der Gast genossen hat, mit Beisetzung der Preise und mit abgeschlossener Summe übergiebt. Diesen Zettel erhält dann der Gast und bezahlt darnach. Diese Einrichtung hat mehre Vortheile. Erstens kann der Wirth von den Aufwärtern nicht betrogen werden, zweitens kann auch der Gast nicht übervortheilt werden und drittens entgeht derselbe der bei uns herrschenden lästigen Gewohnheit, dem Garçon alles herzuerzählen, was er genossen hat.

Eine der merkwürdigsten Anstalten im Palais royale, besonders für einen Fremden, welcher aus einem Staate kommt, wo die Hazardspiele verboten sind, sind die Spielhäuser. Ich habe sie mit vielem Vergnügen gesehen, aber mit noch größerem verlassen.

Es lagern sich im scheußlichen Gemische
Die Leidenschaften all' am grünen Tische
 Und thun sich in verzerrten Mienen kund;
Man sieht sie jagen nach dem Glück, die Tollen,
Und gierig schau'n sie auf die gold'nen Rollen,
 Nur Hand und Auge spricht, stumm ist der Mund.

Die Habsucht packt mit ihren Tigerkrallen
Den Armen, welcher tritt in diese Hallen
Und macht das Gold ihm in den Taschen heiß;
Und wenn er sich das Glück zu bannen dachte
Und ihm den letzten Sous zum Opfer brachte,
Giebt's den Betrog'nen der Verzweiflung Preis.

Die Aufgangsnummer im Palais royale war der scheußlichste Tempel, in welchem sich Merkur, Bachus und Venus die Hände reichten, um junge Leute, welche sich dahin verirrten, physisch und moralisch zu Grunde zu richten. Wenn man des Morgens in Paris einen Jüngling mit zerstreuten Haaren, blassen Wangen, zerknitterter Wäsche und zerrütteten Kleidern gehen sieht, so sagt man noch immer sprichwörtlich von ihm: Ce jeune homme vient de Nr. 9. (Dieser junge Mensch kommt von Nr. 9.) Ludwig der XVIII. hat diesen Tanz abgeschafft. Vielleicht gäbe es in Paris um 100.000 zu Grunde Gerichtete weniger, wenn dieses Schicksal alle Spielhöllen träfe, und gewänne der Staat auch alljährlich um eine Million weniger (denn so viel bezahlt die Hauptadministration), so gewänne er doch an Moralität seiner Unterthanen. Kleiner Verlust gegen großen Gewinn!

Noch jetzt scheint es, als ob die öffentlichen Mädchen die alte Straße ihres Gewinnes nicht vergessen könnten; denn wenn man aus dem Spielhause Nr. 9 des Nachts herab geht, so findet man auf jedem Absatz der Stiege einige Nymphen, welche den Mann anfallen und ihn liebkosen. Die Verschmitztesten geben wohl auch vor ihm zu erkennen, oder sie sagen ihm wohl auch heimlich in's Ohr, sie bitten ihn um Gotteswillen, sie aus dieser schlechten Gesellschaft weg zu bringen, in welche sie eine geizige Mutter oder Tante genöthigt habe. Erbarmt man

sich der armen Niederträchtigen, so spricht sie im Nachhausegehen von Hunger, und wie sie diesen Tag noch nichts Warmes auf die Zunge gebracht habe; sie zieht ihren Begleiter in das Café Borel oder Café des aveugles und nimmt dort Punsch. Der Garçon, mit der Phryne einverstanden, schenkt ohne Befehl wieder ein, wenn ausgetrunken ist. Es kommen mehre gute Freundinnen, welche mittrinken. Das Blut des jungen Mannes kommt in Wallung. Diesen Augenblick benützt die Phryne, ihm zu gestehen, daß sie ganz unglücklich sei, daß sie ihren armen Vater bis an sein Ende erhalten habe und nun in der elendesten Lage sich befinde, daß es ihr Unglück ganz voll mache, daß sie jetzt eine leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt habe und daß ihr nichts mehr übrig bleibe, als ihrem verhaßten Leben in der Seine ein Ende zu machen. Der arme Verblendete wird bewegt, zieht seinen Beutel, giebt ihr Geld und hat sie mit einem gierigen Blicke in die Börse erforscht, was da noch zu gewinnen wäre, so bittet sie, um ihr Werk zu vollenden, den Umgarnten zum Nachtmahl zu sich.

Dies ist eines von den vielen Beispielen der List, welche diese weiblichen Versucher anwenden, um Jünglingen ihr Geld, ihre Ehre und ihre Gesundheit zu rauben.

Ein anderer Zweig der Unsittlichkeit im Palais royale sind die Freudenmädchen.

Die leichten Frauenzimmer in Paris überhaupt theilen sich in 5 Klassen.

1. Courtisanes (Buhlerinnen).
2. Filles entretenues (unterhaltene Mädchen).
3. Femmes complaisantes (gefällige Frauen).
4. Filles publiques (öffentliche Dirnen).

5. Matrones (Kupplerinnen).

Ich will von diesen Mysterien der Venus vulgivaga mit allen ihren Verzweigungen, welche so künstlich geordnet sind, daß sie Bewunderung verdienen würden, wenn ihr Zweck minder verabscheuungswürdig wäre, den Schleier nicht ganz wegziehen, weil ich die Frauen durch Beschreibung des tiefen Falls ihres Geschlechtes nicht demüthigen will; sondern nur im Allgemeinen darüber sagen, was sich darüber sagen läßt, ohne die Feder in Koth zu tauchen.

Die Courtisanes oder Maitressen bestehen aus gefallenen Mädchen, aus Witwen, welche durch Hang zu Müssiggang und besserm Leben sich dem Meistbietenden hingeben. Liebe ist bei ihnen selten mit im Spiele. Sie gehen eine liaison ein ohne Zuneigung, und diese endet sich auch wieder, ohne daß es ihnen Schmerz verursacht. Sie schließen oft Verträge auf Zeit und Verbindlichkeiten aller Art. Ein Fremder, welcher nach Paris kommt und dazu Geld genug besitzt, kann sich für die Zeit seines dortigen Aufenthaltes eine Hausfrau beilegen, welche alle Pflichten derselben erfüllt. Ja er kann sogar ein Haus machen, wobei sie die Honneurs macht, und auch eine anständige Frau wird sich nicht scheuen, in einer Soiree bei ihr zu erscheinen; denn wenn sie sich während dieses Verhältnisses nur untadelhaft beträgt, so trägt man die Achtung für ihn auf sie über.

Es gehört in Paris zum bon ton eine Maitresse zu haben und es giebt wenig reiche Leute, welche diese Mode nicht mitmachten. Diese Buhlerinnen sind auch die elegantesten Damen in Paris und geben den Ton an. Viele Vermögliche sind schon durch sie zu Grunde gerichtet worden

und diese Maitressenwirthschaft hat von den früheren Königen von Frankreich sich bis jetzt fortgepflanzt.

Die Filles entretenues (unterhaltene Mädchen) kommen in allen Ständen vor. Auch der Commis hat seine Grisette, welche er unterhält. Solche Verhältnisse entstehen oft aus wirklicher Liebe und setzen sich manchmal bis zur Ehe, manchmal auch ohne dieselbe in gleicher Innigkeit fort. Freilich sind auch die Maitressen Femmes entretenues, aber die erlogene Zuneigung dieser nimmt mit dem Gelde des Unterhalters in der Regel ein Ende, was bei Filles entretenues der ärmeren Klassen selten der Fall ist.

Die Femmes complaisantes (gefällige Frauen) sind sich überall gleich. Von Natur mit einem begehrlichen Temperament begabt, suchen sie nicht Liebe, sondern augenblicklichen Genuß, werden untreu, bereuen es und werden wieder untreu. Das Herz hat bei ihren Liebeleien keine Stimme; die Körpergestalt zieht sie an und sie geben nur ihr Aeußeres, wie sie auch nur dasselbe von dem Manne verlangen. Derlei gefällige Frauen sind auch gegen ähnliche Gefälligkeiten ihrer Männer sehr nachsichtig und nicht selten dabei recht gute Hausfrauen. Ich habe Ehen kennen gelernt, in welchen Mann und Frau vortrefflich miteinander harmonirten und doch jedes seinen eigenen Weg ging.

Die Filles publiques (öffentliche Mädchen) sind die verworfenste, schamloseste Gattung; aber das haben sie doch vor unsern deutschen Freudenmädchen voraus, daß sie ihre Verworfenheit so viel möglich zu bemänteln und sich für honett auszugeben versuchen. Nie wird eine französische Lustdirne, bevor sie gewährt, ihre Hingebung taxiren, oder darum kleinlich feilschen. Immer hängt sie ihrem

ehrlosen Gewerbe den Mantel des Unglücks der Verführung, der Verlassenheit, oder der kindlichen Liebe um, und fleht, man möchte sich ihrer annehmen und sie unterstützen, anständig leben zu können. Sie ist Gemeingut, aber dennoch nicht gemein. Sie sucht ihr Stübchen so nett einzurichten als möglich, und trägt sich auch so elegant als sie es aufzubringen im Stande ist. Ein solches Mädchen sagte mir, daß ein Tischler die Meubles, welche sie besaß, in ihr Zimmer gestellt habe, weil er in seinem Magazine keinen Platz dafür habe, und bot sie mir zum Kaufe. Es giebt wohl auch noch niedrigere Klassen von Filles publiques, aber gewiß keine so niederträchtigen Creaturen, wie die Matrosendirnen auf dem Hamburgerberg.

Die Matrones (Kupplerinnen) sind zweierlei Gelichters. Die nobleren haben große elegante Wohnungen und halten große Mädchenanstalten. Schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Paris drückte mir, als ich ausging, am Thore meines Hotels ein Bedienter in Livree eine Karte in die Hand und ich las darauf: Madame L—y Vous invite de passer la soirée chez elle. Rue — Nr. — au premier a 11 heure. Diese Soiree will ich näher beschreiben.

Ich ging nach dem Theater, welches erst gegen Mitternacht zu Ende war, an den bezeichneten Ort. Ein Thürsteher in Livree öffnete mir eine Glasthüre, welche zu einer Treppe führte und läutete an einer bei derselben befindlichen Glocke. Als ich über die mit einem Teppich belegte Treppe in das erste Stockwerk hinauf gestiegen war, öffnete mir ein Livreebedienter eine Thüre, nahm mir ein Stäbchen ab, welches ich bei mir hatte und fragte mich, ob ich gesonnen sei, bei dem Souper hier zu bleiben.

Als ich es bejahte, ersuchte er mich, einen Napoleon dafür zu erlegen, welches ich that.

Ich wurde noch in ein Vorzimmer gewiesen und trat von da in einen hell erleuchteten Salon.

Hier war nun eine große Gesellschaft versammelt. Auf einem Sopha saßen zwei Frauen zwischen 40 und 50 Jahre alt, und ihrem Alter gemäß, aber elegant gekleidet; von beiden Seiten des Sophas zogen sich zwei Reihen Stühle nach der Mitte des Salons hin, auf welchen 20 Mädchen saßen, alle im elegantesten Gesellschafts-Costum gekleidet. Mädchen von allen Gestalten, Formen und Farben. Große, kleine, schlanke, üppige, braune, blonde schwarze und selbst eine Ungarin befand sich darunter. Vierzehn Herren, ebenfalls salonmäßig gekleidet, saßen neben den Schönen oder standen auch hinter ihren Stühlen und es wurde zwar eine sehr lebhafte aber keineswegs über die Schranken der Sittlichkeit und Ehrbarkeit führende Conversation geführt.

Die beiden alten Frauen bewillkommten mich auf das Artigste, baten mich, alles Ceremoniöse bei Seite zu setzen und mich auf jene Art und mit jenen Mitgliedern der Gesellschaft zu unterhalten, welche mir am angenehmsten seien. „Bei mir," sagte die Eine, „herrscht nicht die kleinste Gêne und ich wünsche, daß alle mein Haus als einen Tempel der Freundschaft und der Liebe ansehen.„

Es war mir sehr angenehm, in der Gesellschaft auch einen österreichischen Offizier zu finden, den ich kannte. Ich sprach mit ihm und fragte ihn, ob er schon öfters hier gewesen sei, und da er bejahte, so bat ich ihn, mir

einen kleinen Unterricht zu geben, wie man sich hier zu benehmen habe.

„Wählen Sie sich ein Mädchen," sagte er, „welches ihnen gefällt, dann setzen oder stellen Sie sich zu derselben und unterhalten Sie dieselbe. Die Frauen auf dem Sopha, welche die Augen überall haben, werden dann schon bemerken, welcher Schönen Sie als Preis den Apfel reichen wollen. Wenn es dann zum Souper geht, so wird sie Eine der Frauen fragen, ob Sie an dem Mädchen Gefallen finden, und wenn dies der Fall ist, so drücken Sie der Alten einen Napoleon in die Hand. Diese wird Ihnen dann dagegen eine Karte in die Hand drücken, worauf Sie den Taufnamen Ihrer erwählten Schönen finden werden. Die Nummer bezeichnet jenes Gemach, in welches Sie sich nach dem Souper, wann es Ihnen immer gefällig sein wird, mit Ihrer Erwählten begeben können, welche Sie aber dann für ihre Gunstbezeugungen noch extra honoriren müssen."

Ich bemerkte, daß ich schon beim Eintritte einen Napoleon bezahlt habe. „Ganz recht!" erwiederte er, „das ist der bedungene Preis für das Souper. Die Unterhaltung kommt wohl etwas hoch zu stehen, allein Sie werden sich überzeugen, sie ist ihres Geldes werth."

Ich besah mir nun die Mädchen in der Reihe und fand darunter Eine, welche mich vor allen andern anzog. Eine üppige Gestalt, rabenschwarze Haare und die feurigsten schwarzen Augen zeichneten sie aus, man hätte glauben können, sie sei eben aus einem Bilde Titians herausgestiegen. Da eben Einer der Herren mit ihr sprach, so hielt ich es nicht für angemessen, mich ihr zu nähern, doch mochte wohl eine der Frauen bemerkt haben,

daß ich die Schöne längere Zeit fixirte; sie gab ihr daher einen Wink zu ihr zu kommen, sagte ihr etwas in das Ohr, das Mädchen ging hierauf aus dem Zimmer und als sie an mir vorüber ging, lispelte sie mir zu: „Sono Venetiana mio Caro!“ Sie kam bald wieder zurück, setzte sich dann auf einen andern Platz und ich trat zu ihr und unterhielt mich vortrefflich mit ihr, obschon sie nur gebrochen französisch sprach.

Um 1 Uhr meldete ein Bedienter, daß das Souper servirt sei; Alles stand auf — die beiden alten Frauen gingen voraus und die Herren führten ihre erwählten Schönen am Arme. Nach dieser Zusammenfindung wurden ihnen auch die Plätze am Tische angewiesen. Ich hatte nach der Anweisung des Offiziers der einen Alten einen Napoleon in die Hand gedrückt und erhielt richtig dafür einen Zettel, worauf geschrieben stand: Gulietta, la belle Venetienne Nr. 7 und bei Tische den Platz neben ihr.

Das Souper war wirklich sehr glänzend und auch der Champagner floß reichlich. Die größte Heiterkeit herrschte. Drollige Anekdoten würzten das Mahl. Einige Mädchen setzten sich zum Clavier und sangen pikante Lieder, mitunter wohl etwas zweideutig aber ohne Gemeinheit. Hier und da sah man Augen funkeln und mancher Männerarm umschlang die schlanke Taille seiner Nachbarin, aber das war auch Alles, was erlaubt war.

Man wußte die Begierde durch Nichtgewährung zu steigern.

Beim Dessert erschien eines der schönsten Mädchen als graue Schwester gekleidet mit einem silbernen Teller und sammelte „pour les pauvres.“ Als der Teller zu mir kam, sah ich nur wenige Silberstücke, meistens Gold

darauf liegen. Ich fügte also auch einen Dukaten dazu.

Als das Souper aufgehoben wurde, war es drei Uhr Morgens; es wurde stiller, nach und nach verschwanden einzelne Paare und auch ich begleitete meine Venetianerin nach ihrem Gemache Nr. 7, wo ich wieder zwei Napoleon zurückließ, aber nichts mitnahm, was mich später geärgert hätte. —

Die gemeinen Kupplerinnen stehen des Nachts an den Straßenecken und bieten den Vorübergehenden ihre Waaren, welche sie ihm als ganz vorzüglich zu beschreiben suchen, an.

Das Invalidenhaus.

Des Staates heiligste Pflicht besteht darin, diejenigen Männer zu ernähren und zu pflegen, welche im Kampfe für ihn untauglich gemacht wurden. In Frankreich war hiezu eine größere Anstalt nöthig als in irgend einem andern Staate, da es sich ausschließend zum kriegerischen Staate bildete, und Napoleon mußte wohl für seine verkrüppelten Krieger mehr thun als irgend ein anderer Regent der Erde, da er es vielleicht einsah, um welch kleinen, oft launenhaften Zweck sie ihr Blut verspritzen mußten.

Das Invalidenhaus (Hôtel des Invalides) ist bekanntlich eines der größten und schönsten Gebäude in Paris. Es wurde unter Ludwig XIV. erbaut und faßt 5000 Mann. Napoleon hat die Kuppel vergolden lassen, allein diese Vergoldung macht einen kleinlichen Contrast zu dem edlen einfachen Styl des Gebäudes. Es wäre nicht viel

weniger lächerlich, wenn man die Spitze unseres ehrwürdigen Stephansthurmes vergolden ließe.

Das ganze große Gebäude ist mit einer niedern Mauer umschlossen, welche sich vor der Hauptfaçade in einem Gitter endigt, welches Gitter an beiden Seitenpfeilern mit Trophäen verziert ist und in der Mitte ein großes Gitterthor hat.

Wir traten durch dieses Hauptthor ein und da an einem Sonntag der Eintritt in der Regel untersagt und nur den Fremden erlaubt war, so fragte uns der am Gitter Wache habende Invalide sehr spitzig: „Est-ce-que Vous etes de la Ligue etrangere Messieurs?“ Mein Freund, welcher mich begleitete, antwortete ihm etwas empfindlich: „Monsieur! il-y-a deux Ligues: une s'est armée contre le roi, et l'autre pour le roi; nous sommes de la seconde.“ Der Soldat wendete sich etwas beschämt um und wir traten in den sehr geräumigen Vorhof.

Hier gewährt die Hauptfaçade einen imposanten Anblick. Sie hat, wenn ich mich recht erinnere, drei Stockwerke, und das Mittelthor ist hoch und edel verziert. Unter diesem Mittelthore lagen und saßen mehre Invaliden auf Bänken, um sich von der Schwüle des Tages abzukühlen. Auf unsere Frage, ob man keinen Führer bekommen könne, begleitete uns gleich einer derselben, ein geborner Schweizer, welcher sehr gut deutsch sprach.

Wir kamen nun in den innern Hof, in dessen Mitte der Dom mit jener goldenen Kuppel sich befindet. Die beiden Seitenwände bilden Bogengänge in allen Stockwerken, so wie sie gewöhnlich in allen Kasernen bestehen; nur sind sie hier mit seltener Reinlichkeit gefegt und gescheuert und man sieht weder Wäsche noch Kleidungsstücke

in denselben hängen, welches bei den meisten Kasernen der Fall ist.

Unser Führer zeigte uns zuerst das Innere des Doms. Wir bedurften dazu eines Wächters des Invalidenhauses, der uns die Kirchenthüre aufschloß, denn sie war (Nota bene an einem Sonntage Vormittag) geschlossen Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit mein Staunen zu erkennen zu geben, daß man bei dem französischen Militär die Religion so ganz und gar sinken ließ. Die Soldaten sind nicht gehalten die Kirche zu besuchen und die Regimenter besitzen nicht einmal einen Feldpriester.

Die Franzosen selbst sahen mit großem Vergnügen, wie unsere Regimenter am Sonntage in Parade in die Kirche zogen, und fanden sich in Menge daselbst ein, um unsere Soldaten mit Begleitung der Regiments-Harmonie-Musik das schöne Kirchenlied „Wir werfen uns darnieder" singen zu hören.

Um wieder auf den Dom zu kommen, so äußerte ich gegen unsern Führer mein Befremden, die Wände der Kirche so kahl zu finden. Er sagte mir, sie seien noch vor Kurzem von oben bis unten mit eroberten Fahnen behangen gewesen, welche aber jetzt alle von ihren vorigen Herren wieder abgeholt worden seien. Es befand sich in der ganzen Kirche nichts Merkwürdiges als ein Grabmahl mit der einfachen aber vielsagenden Aufschrift „Turenne."

Von der Kirche gingen wir in die Bibliothek. Ein schöner Saal, worin rundum in Schränken bei 20.000 Bände stehen. Dieser Lesesaal ist täglich von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags für die Invaliden offen. So leer wir die Kirche fanden, so voll fanden wir die Bibliothek. Als wir eintraten, stand eben einer der In-

validen auf einer Art von Catheder und las mit einer wohlklingenden Stimme den Uebrigen die heutigen Zeitungen vor. Es herrschte tiefe Stille. Alles hörte begierig zu und man sah es den alten Männern bei manchem Artikel im Gesichte an, ob er ihren Beifall habe oder nicht.

Hierauf besahen wir die Küche. Sie ist groß, licht und alles Geschirr außerordentlich rein geputzt. Ich zählte 4 Köche und 10 Küchenjungen. Der Deckel des Kessels, worin die Suppe für 4000 Mann gekocht wird, welche sich zu jener Zeit im Invalidenhause befanden, muß mittelst einer Maschine aufgezogen werden. Den ganzen Vormittag hält ein Invaliden-Offizier in der Küche Wache, dessen Pflicht es ist, acht zu geben, daß die gehörige Quantität Fleisch und Gemüse verwendet und die Mannschaft durch die Köche nicht verkürzt werde.

Es bestehen zwei große Speisesäle. In dem Einen speisen an vielen runden Tischen, je zwölf, die Gemeinen. Sie erhalten des Mittags Suppe, 1 Pf. Fleisch, Ragout, eine halbe Bouteille Wein und einen halben Laib weißes, sehr schmackhaftes Brot per Mann. Des Abends Suppe, 1 Pf. Fleisch, eine halbe Bout. Wein und einen halben Laib Brot. Unser Führer versicherte uns, daß das Essen sehr gut sei. Dieser ganze Speisesaal ist mit gewonnenen Schlachten bemahlt. Gegenüber von diesem befindet sich der Offizier-Speisesaal, in welchem die Offiziere an einer einzigen langen Tafel essen. Diese bekommen täglich um eine Speise und eine Bouteille Wein mehr.

Wir besahen nun auch noch ein Wohnzimmer der Invaliden. In diesem wohnten drei beisammen. Jeder hatte sein Bett mit Vorhängen, seinen Tisch, zwei Stühle, einen Kasten und eine Bücherstelle Auch hier war die

Reinlichkeit zu Hause und wir verließen, als wir unserm Führer ein kleines Geschenk gereicht hrtten, diese Anstalt mit Achtung für ihren Gründer und ihre Verbesserer.

Die Genovefen-Kirche oder das Pantheon.

Ich komme nun auf das, sowohl seiner Bauart als seines Zweckes wegen merkwürdigste Gebäude in Paris zu sprechen, nämlich auf das sogenannte Pantheon.

Auf den ersten Anblick erinnert dies Gebäude den Wiener an seine Karlskirche, wenigstens hat der Thurm mit der großen Kuppel und das Säulen-Portal einige Aehnlichkeit mit dieser. Das ganze Gebäude war damals noch mit einer Bretterwand umgeben, weil es noch nicht ganz vollendet war.

Was ich von dem Bau erfahren konnte, will ich hier mittheilen.

Ludwig XV. machte während seiner Krankheit zu Metz das Gelübde, eine Kirche zu bauen, wenn er wieder genesen würde, und legte dann den ersten Stein zu diesem Tempel am 3. September 1764. Ludwig XVI. stellte die Arbeiten durch 3 Jahre hindurch ein, weil man für die Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Domes besorgt war. Leider hat sich diese Besorgniß in der Folge bewährt. Im Jahre 1791 wurden alle bas-reliefs und alle Attribute, womit dieses Gebäude, als ein der heiligen Genovefa geweihter Tempel geschmückt war, wieder herabgenommen und mit andern Verzierungen versehen, da er nun die Bestimmung erhielt, die Grabstätte ausgezeichneter Männer zu werden. Dieser Bau soll bis jetzt schon 25 Millionen gekostet haben und bedarf vielleicht noch einiger

Millionen bis zu seiner Vollendung. Die bescheidene, fromme Hirtin Genovefa dachte wohl nicht, daß man ihr einst einen so prunkvollen Tempel erbauen werde, noch weniger aber, daß sie die Gebeine so vieler großen Franzosen in ihren Schooß werde aufnehmen müssen.

Der Architekt Soufflot war es, welcher diesen Bau leitete und welchem man nichts anderes vorwerfen kann, als daß er alle Schönheiten der Baukunst zum Nachtheile des Innern auf das Portal verschwendet habe. Daher sagen auch die Franzosen: Mr. Soufflot a mis l'architecture a la porte. Mir hat auch das Innere der Kirche sehr gefallen, sie ist einfach aber edel. Besonders zierlich nimmt sich das vortrefflich gehauene steinerne Gesimse aus.

Der Wächter nahm nun eine Fackel und seine Schlüssel und stieg mit mir in die unterirdische Gruft hinab, in welcher die Asche der bereits verstorbenen großen Männer aufbewahrt ist. Es hätte wohl eigentlich der Fackel nicht bedurft; denn die Kammern, in deren jeder 8 bis 10 Särge und 2 bis 4 Urnen von Stein stehen, haben ein sehr freundliches Tageslicht, welches durch schiefe Fenster von oben herein fällt.

Wenn es einen Ort geben kann, in welchem der Lebende unter seinen verwesenen Mitbrüdern ohne Grauen stehen kann, so ist es dieser, und er wird hier mit Kosegarten ausrufen: „Lieblich, lieblich ist das Grab."

In Ansehung der Aufnahme sagt ein Dekret der Nationalversammlung vom 4. April 1791, daß nur das corps legislatif zu entscheiden habe, welchen Männern die Ehre der Beisetzung im Pantheon gebühre. Zugleich befiehlt dieses Dekret, daß auf dem Portal über den Portikus die Worte: Aux grands hommes la patrie

reconnaissante (Den großen Männern das dankbare Vaterland) eingegraben werden sollen, und diese wenigen aber bedeutungsvollen Worte stehen auch wirklich über dem Portale in gegossenen Erzbuchstaben.

In der unterirdischen Vorhalle stehen einander gegenüber die steinernen Särge Voltaire's und Rousseau's. Hier ruhen also die beiden Feinde im Leben im Grabe friedlich neben einander.

Auf den 4 Seiten des Sarkophages Voltaire's liest man folgende Inschriften:

Auf einer Seite: Aux manes de Voltaire. L'Assemblée nationale a decreté le 4. April 1791 qu'il avait merité les honneurs dus aux grands hommes. (Den Manen Voltaires. Die Nationalversammlung dekrctirte am 4. April 1791, daß er die großen Männern schuldige Ehre verdient habe.)

Auf der zweiten Seite: Poete, historien, philosophe il agrandit l'esprit humain il lui apprit qu'il devait être libre. (Dichter, Geschichtschreiber, Philosoph, erweiterte er den menschlichen Geist und lehrte ihn, daß er frei sein soll.)

Auf der dritten Seite: Il defendit Calas, Sirvant, de Labarre et Montbailly. (Er vertheidigte Calas, Sirvant, de Labarre und Montbailly)

Auf der vierten Seite: Il combattit les atthées et les fanatiques, il inspira la tolerance, il reclama les droits de l'homme contre la servitude de la Feodalité. (Er bekämpfte den Unglanben und der Aberglauben, begeisterte zur Toleranz und reclamirte die Menschenrechte gegen die Sklaverei des Feudalismus.

Auf J. J. Rousseau's Grabmal liest man: Ici

repose l'homme de la nature et de la verité. (Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit.)

Unser Führer schloß uns nun auch mehre der Kämmerchen auf, deren jedes vielleicht sechs Schritte in der Länge und einen Schritt in der Breite mißt. Auf beiden Seiten stehen die Särge und Urnen von grauem Sandstein in die Mauer eingeschoben. Alle diese Särge und Urnen sind von gleicher Gestalt und mit eingehauenen Inschriften, deren Buchstaben zur bessern Lesbarkeit schwarz überstrichen sind, versehen. In den Särgen liegen ganze Körper, in den Urnen die Herzen derjenigen, deren Körper man sich nicht verschaffen konnte.

Zur Zeit der Revolution hatte man ganz eigene Begriffe von Größe; so wurden z. B. hier beigesetzt: Michel Lepelletier, Volksrepräsentant, der von einem Garde-du-corps Ludwig's XVI. bei einem Restaurateur im Palaisroyale ermordet wurde, weil er für den Tod des Königs gestimmt hatte; der Tambour Barra, der getödtet wurde, weil er sich geweigert zu rufen „es lebe Ludwig XVII.;" der Körper Mirabeau's mußte jenem Marat's weichen u. s. w.

Allein alle Diese genossen selbst ihr letztes Asyl nicht mit Sicherheit. Ihre Größe verschwand, wenn ihre guten Freunde aus dem National-Convent traten, und so mußten ihre Körper andern weichen. Es war im Pantheon ein immerwährendes Ein- und Ausziehen, und es schien, als ob diese Herren der Nation die Zinsen ihrer großen Thaten nicht bezahlten.

Endlich erschien am 20. Feber 1806 ein kaiserliches Dekret, worin es ausdrücklich heißt, daß die St. Genovefenkirche dazu bestimmt sei, die Körper der Großwürden-

träger, der Großoffiziere des Reichs und der Krone, der Senatoren, der Großoffiziere der Ehrenlegion und jener Bürger aufzunehmen, welche auf dem Felde der Waffen oder der Wissenschaften ihrem Vaterlande ausgezeichnete (eminens) Dienste geleistet haben. Auf diese Art ward nun das schöne Pantheon ein Begräbnißplatz aller Großen des Reichs und derjenige, welcher das Großkreuz der Ehrenlegion oder eine Senatorsstelle erhielt, war versichert, nach seinem Tode ein großer Mann zu sein.

O herrliches Pantheon! wie sehr ward dein großer Zweck verfehlt. Erröthet Ihr nicht, Franzosen, über die Aufschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante?“

Die Theater in Paris.

Da das Theater in allen großen Städten vorzugsweise der Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden ist, da man in ganz Deutschland alle bessern französischen Stücke und Opern gibt, und sich dabei auf ihre Darstellung und auf ihren Beifall in Paris beruft, da ferner jeder Fremde die Backen zum Lobe der Pariser Bühnen vollnimmt, so will ich hierüber etwas ausführlicher sprechen. Ich verspreche zu reden, wie ich im Jahre 1814 sah und ich glaube weder durch grüne noch durch gelbe Gläser gesehen zu haben.

Die Theater in Paris stehen in Hinsicht auf ihren Rang auf dreierlei Stufen. Die erste Stufe behaupten die Academie royale de Musique, das Theater français und die Opera comique. Auf der zweiten Stufe stehen das Theatre de l'Odeon, Theatre de la porte Saint Martin, Theatre de la gaité und Theatre l'Ambigu

comique. Die letzte Stufe nehmen der Cirque olympique, die jeux gymnastiques ꝛc. ꝛc. ein.

Jedes Theater beschäftigt sich mit einer eigenen Gattung Spektakel, und daher läßt es sich auch recht wohl begreifen, daß Eines dem Andern nicht großen Eintrag thun kann, und jedes seine Liebhaber und Gönner hat.

Die Academie royale de musique gibt nur große Opern und Ballete. Auf dem Theatre français ist das Trauerspiel und Lustspiel zu Hause. Die Opera comique hält sich streng an ihren Namen; doch muß man wissen, daß die Franzosen unter komischen Opern alle jene Opern verstehen, welche mit Dialogen unterbrochen sind, es mögen ihnen nun wirklich komische oder larmoyante, oder sogar tragische Handlungen zum Grunde liegen. Das Theatre de l'Odeon, welches im Jahre 1799 abbrannte und welches Napoleon wieder aufbauen ließ, und ihm den Namen Theatre de l'Imperatrice beilegte, gibt kleinere und größere Lustspiele, mitunter auch Lokalstücke. Das Theatre du Vaudeville beschränkt sich blos auf das Vaudeville, einer Gattung dramatischer Produkte. Ein solches Vaudeville behandelt meistens eine bekannte Anekdote aus der frühern Zeit oder eine komische Tagesbegebenheit auf eine Art, daß Handlung und Charakterzeichnung dem Witze untergeordnet sind. Wo dieser sich bietet, wird er herbeigezogen, in einige Verse gedrängt und abgesungen. Ein Vaudeville ist also nichts Anderes, als ein Lustspiel mit eingemischten gesungenen Epigrammen. Ich habe einen der beliebteren Vaudeville-Dichter kennen gelernt. Dieser sagte mir, er schreibe, so oft ihm ein witziger Gedanke einfällt, diesen in wenigen Versen auf die Rückseite eines Kartenblattes. Er hatte auch in seinem

Sekretär zwei Schubladen voll solcher Kartenblätter; wenn sich nun eine Gelegenheit darbietet, ein Vaudeville zu fabriziren, so sucht er aus seinen Kartenblättern diejenigen heraus, welche zu den Situationen passen. Uebrigens hören sich diese Vaudevilles recht angenehm an.

Das Theatre des varietés hat seinen Namen daher, weil es an einem Abende oft ganz verschiedene Spektakel gibt. In dem Theatre de la porte Saint Martin de la gaité und de l'Ambigu comique werden Melodramen gegeben und Spektakelstücke, welche auch mit unbedeutenden Balleten vermischt sind. Die übrigen kleineren Schaubühnen bringen Seiltänzereien, Pantomimen und Künsteleien aller Art. Die meisten derselben befinden sich auf den Boulevards, sie hängen, um den Pöbel anzulocken, die fratzenhaftesten Bilder heraus und lassen wohl auch durch einige Marionetten auf einem Altane ein unentgeltliches Vorspiel aufführen.

Eine sehr angenehme Einrichtung ist es, daß die Schauspiele in Paris zu verschiedenen Stunden ihren Anfang nehmen. So kann man z. B. an einem Abend im Theatre de l'Odeon ein kleines Lustspiel, in der Opera comique eine Oper in drei Akten, im Varietés ein Vaudeville und in der Academie royale ein Ballet sehen, wenn man es sich anders recht eintheilt.

Die Affichen sind sehr groß, die Titel der Stücke mit fingerlangen Lettern gedruckt, auch hat der Zettel jedes Theaters seine eigene Farbe. Eine Straßenecke in Paris sieht aus wie eine Farben-Musterkarte. Die Zettel werden gewöhnlich erst gegen zwölf Uhr Mittags angeklebt, jene des vorigen Tages bleiben oft auch noch kleben; daher geschieht es manchmal, daß man im Irrthum ist,

was denn eigentlich heute gegeben werde. In die Häuser, Boutiquen u. s. w. wurden damals keine Zettel getragen. Man gab mir die Ursache an, daß der Druck vieler Zettel große Kosten verursachen würde, da selbe dem Stempel unterliegen. Auch scheint dieses nicht nöthig zu sein, da alle Zeitungen genau angeben, was in den verschiedenen Theatern aufgeführt wird.

Es ist ein Uebelstand, besonders für einen Fremden, daß zwar die Namen der ersten Schauspieler, welche in diesem oder jenem Stück spielen, niemals aber die Rollen, welche sie spielen, auf dem Zettel bemerkt sind. So heißt es z. B.: Dans la premiere piece joueront Mr. Mr. Talma, Lafont, Fleury et Mesdames Duchesnois et Mars; aber man weiß nicht, welche Rolle jedes spielt und ich mußte im Theater immer wieder fragen, welcher Schauspieler Herr Lafont und welcher Herr Fleury sei. Unten auf dem Zettel ist auch immer der Titel der morgigen Vorstellung und jener des eben im Einstudieren begriffenen Stückes angekündigt. Beide Einrichtungen scheinen mir sehr vortheilhaft für die Direktion und das Publikum, und ich würde sie auch den Wiener Direktionen anrathen, wenn ich nicht wüßte, daß sie oft am Abend noch nicht wissen, was sie am nächstfolgenden werden geben können, und wenn nicht Krankheiten oder auch Cabalen des Theaterpersonals sie oft in die Nothwendigkeit versetzten, schon im Einstudieren begriffene dramatische Werke wieder zurück zu legen.

Jedes Publikum hat seine Vorzüge und seine Schwächen. Eines unterscheidet sich von dem andern merklich in Hinsicht auf die Schaubühne und nirgend findet man das, was die Theoretiker eigentlich Kunstpublikum nennen. Um

nun meine Leser selbst entscheiden zu lassen, ob und in wie ferne sich das Pariser Publikum dem Ideale eines Kunstpublikums nähert, will ich es versuchen, einige Bemerkungen darüber zu machen, wie sich die Pariser vor, während und nach der Aufführung eines neuen Stückes benehmen.

Ein neues Stück wird schon durch einen Monat vorher alle Tage auf dem Theaterzettel als zunächst erscheinend angekündigt. Das bewirkt nun eine Art von Spannung unter den Theaterfreunden. Man spricht an allen öffentlichen Orten über das Sujet, über die Besetzung und manchmal auch über die scenische Ausstattung. Von dem Verfasser desselben kann man selten sprechen, da dieser vor der Aufführung meistens unbekannt ist, auch sein Name bei der ersten Vorstellung niemals auf dem Zettel steht, sondern nach dem Ende derselben von dem Publikum verlangt und von einem der Schauspieler genannt wird. Auch rennen die Schauspieler in Paris nicht überall herum und machen ihre Glossen über diese oder jene Mängel oder Schwächen des Kindleins und verschütten es nicht, noch ehe es aus dem Bade kommt. Die Direktionen haben das Publikum nicht so sehr verwöhnt, daß es bei jedem dramatischen Werke neue Dekorationen und neue Costumes erwartet und in den Pariser Theatern (ausgenommen die Academie royale) werden die vorzüglichsten neuen Stücke nicht selten zwanzig Mal nach einander gegeben und dazu die uralten Dekorationen gebraucht, und doch läßt sich Niemand dadurch abhalten, das Neue zu besehen. Alles dieses, verbunden mit der außerordentlichen Theaterliebhaberei, oder vielmehr Theaterwuth der Franzosen, bewirkt, daß man mit Ungeduld und Sehn-

sucht den Tag erwartet, an welchem in diesem oder jenem Theater eine Neuigkeit gegeben wird; daß man sich an diesem Abende Haufenweise beim Eingange einfindet, und daß es viele Leute gibt, welche sich damit ernähren, für kleinen Gewinn Sperrsitze zu verkaufen.

Während der Aufführung sind die Franzosen viel ungestümer als der kaltblütige Deutsche. Bevor die Gardine aufgezogen wird, herrscht ein Gepolter und ein Geschwätz im ganzen Auditorium, welches, vermischt mit dem Geschrei der Garçons, Limonadiers, der Bücherverkäufer u. s. w., dasselbe einer Juden-Synagoge ähnlich machen. Dazu kommt noch, daß im Parterre die Späterkommenden über die Bänke steigen müssen, da diese die ganze Breite des Saales einnehmen und kein Mittelgang offen ist. Alles dies gibt ein unterhaltendes Vorspiel. Nun aber rollt die Gardine empor, ein allgemeines „Pst!“ ertönt und jetzt könnte man auch eine Maus laufen hören. Jetzt darf sich Niemand mehr unterstehen, mit seinem Nachbar zu zischeln, sonst hört er rund um sich sogleich ein lautes und eben nicht sehr höfliches „à la porte!“ welches, wenn er nicht auf der Stelle schweigt, auch sogleich in's Werk gesetzt wird.

Was die Stücke selbst betrifft, so haben sich nur sehr wenige eines allgemeinen Beifalles zu erfreuen. Bei den meisten bilden sich Parteien, die mit einander auf Tod und Leben des Verfassers im Parterre kämpfen. Es gibt in Paris eine ganz organisirte Claque und die Vorsteher derselben kommen zu den Autoren und setzen den Preis fest, um welchen sie ein Stück zu heben versprechen.

Das Publikum kämpft aber oft sehr muthig gegen diese bezahlte Klatschbande. Jede der Parteien verdoppelt

ihre Kräfte, jemehr das Stück fortschreitet, und nicht selten geschieht es, daß man am Schluße sogar handgemein wird und die Polizei einschreiten muß. Ich habe bei der ersten Vorstellung der Oper „la Sourde muette“ einem solchen Scharmützel beigewohnt, bei welchem die Zischer die Oberhand behielten, und ich fühle mich zu schwach, ein treffendes Gemälde davon zu liefern. Da wird geklatscht, gepstet, gezischt, geschrieen, gepfiffen, mit dem Stocke gepocht, welches in Paris ein Zeichen des Mißfallens ist, und gebrüllt: „les auteurs!“ und gleich darauf wieder: „à bas les auteurs! à la porte les criailleurs!“ Das währte wohl eine gute Viertelstunde, nachdem das Stück schon zu Ende war, fort, und hörte damit auf, daß die Zischer die gedemüthigten Klatscher auslachten.

So strenge die Franzosen übrigens manchmal gegen ein neues dramatisches Werk sind, so leicht sind sie auch wieder ein anderes Mal zu befriedigen und diese Wandelbarkeit des Geschmackes, (welche wohl auch einen Beitrag zur Charakterschilderung dieser Nation abgeben kann, ist der Grund, warum die Direktion noch weniger als bei uns für eine gute Aufnahme selbst des vortrefflichsten Stückes Rechnung machen kann. Einige treffende, gut vorgetragene Verse in einem Trauerspiele, eine artige Episode in einem Lustspiele, eine gut componirte Romanze in einer Oper, ein witziges Epigramen sind oft im Stande, dem ganzen Stücke eine gute Aufnahme zu verschaffen. Die Franzosen sind reizbar, daher ertönt bei der kleinsten Andeutung auf politische Vorfälle oder auf ein anderes wichtiges Ereigniß sogleich ein „bis! bis!“, und der Schauspieler ist dadurch gehalten, die mit Beifall belohnte Rede oder das Gesangstück zu wiederholen.

Ich habe auch noch folgende Bemerkungen über das Betragen der Pariser während der Aufführung eines Stückes gemacht.

Man klatscht hier nicht wie bei uns Lieblingsschauspielern bei ihrem Auftreten entgegen, man scheint sehr klüglich abzuwarten, ob der Schauspieler auch diese Rolle eben so gut als seine übrigen geben werde.

Es wird in den Pariser Theatern mehr geschrieen als geklatscht und die Worte: bravo! fora! bis! erschallen öfter als Händeklatschen.

Man rügt jede Nachlässigkeit eines auch noch so sehr beliebten Schauspielers außerordentlich streng; darum haben auch die französischen Schauspieler ihre Rollen stets gut memorirt und der Souffleur wird nie vom Publikum gehört. Im Theatre français existirt der Souffleur gar nicht vorne, sondern er liest in der ersten Coulisse nach.

So große Liebhaber die Franzosen in Privatzirkeln von frivolen Scherzen sind, so dulden sie auf der Bühne doch nicht den kleinsten unsittlichen Scherz. Ich war Zeuge, wie ein Schauspieler ausgezischt wurde, weil er eine Schauspielerin ein wenig zu nahe an sich drückte.

Bekannte Melodien singt man nicht selten im Auditorium mit, besonders wenn sie im Chor endigen.

Im Theater hat Niemand ein Vorrecht und man duldet es nicht, daß in den Logen laut geschwätzt würde.

Ich habe am Schluße des Stückes nie Jemand vorrufen gehört. Man verlangt nur die Namen der Autoren, welche von einem Schauspieler genannt werden.

Der Artikel „Theater" macht in Paris wie überall und noch mehr einen Hauptzweig der gesellschaftlichen Unterhaltung aus; daher wird auch nach Aufführung eines

neuen Stückes in allen öffentlichen und Privat-Cirkeln darüber gesprochen und debattirt und in den Journalen abgeurtheilt und rezensirt. Manche Journale enthalten eine ziemlich ausführliche Rezension schon am folgenden Tage nach der Aufführung. Die Uebrigen geben welche nach Raum und Umständen. Die Pariser Schauspieler lassen es sich oft nicht wenig kosten, in den Journalen gelobt zu werden und senden den Rezensenten recht artige Präsente. Uebrigens ist in Paris für einen Autor und sein Stück noch nicht Alles verloren, wenn es auch bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen worden wäre; es wird oft bei der zweiten Vorstellung eben so sehr beklatscht, und erhält sich lange auf dem Repertoire. Der Autor nimmt in einem solchen Falle nach der ersten Vorstellung sein Stück wieder zurück, kürzt Längen, vermindert Unwahrscheinlichkeiten, ändert Ausdrücke und gibt es dann wieder zur Reprise. Die Schauspieler lassen sich die Mühe nicht verdrießen, die neuen Abänderungen des Dichters einzustudieren; das Publikum, davon benachrichtigt, besucht ohne Vorurtheil die Reprise, und auf diese Art wird oft aus einem mittelmäßigen Stück ein gutes.

Nach Aufführung eines Stückes oder einer Oper wird auch sogleich das Buch gedruckt und die Partitur gestochen.

Dichter und Componist werden durch diese Veröffentlichung keineswegs beeinträchtigt; denn die Provinzdirektionen, welche die Werke auf ihren Theatern geben, müssen nichts desto weniger die von dem Gesetze bestimmten Prozente jeder Einnahme an die Verfasser abgeben. Auf diese Art bezahlt sich jedes Werk nach seinem Gehalte und kein Dichter oder Componist kann durch betrügerische

Direktionen, Copisten und Souffleurs um die Früchte seines Geistes bevortheilt werden.

Ich habe nun einen kleinen Begriff davon gegeben, wie sich die Pariser vor, während und nach der Darstellung eines neuen Stückes benehmen, ich werde jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen über die Einrichtung der Theater überhaupt einschalten und dann mit meinen Ansichten über einzelne Vorstellungen und über die Künstler, welche ich gesehen habe, den Theater-Artikel schließen.

Die Cassen der Pariser Theater sind fast alle sehr klein und für die zuströmende Menge sehr unbequem. Die meisten bestehen aus einem, höchstens anderthalb Schuh messenden, mit eisernen Stängelchen vergitterten Fenster, worin auch nur ein Cassierer sitzt. Da muß man nun seine Hand mit dem Gelde durch diese Stangen stecken, um ein Billet zu erhalten. Daraus geht die Wahrheit dessen hervor, was man oft in Pariser Journalen liest, daß nämlich bei einem neuen Stücke die Menschen ganze Gassen lange Queu's machen, um zur Casse zu kommen. Hat man nun sein Cassabillet gelöst, so ruft Einem ein Mann entgegen: Changez le billet! Diesem giebt man das Cassenbillet und erhält dafür von ihm ein anderes, welches man dann dem Billeteinnehmer des Platzes, auf welchen man geht, einhändigt.

Wenn man während des Stückes aus dem Auditorium geht, so erhält man ein Retourbillet, auf welchem oben das Wort Sorti und unten das Datum steht.

Die Zuschauerplätze sind meistens halbzirkelförmig gebaut und nicht sehr geschmackvoll verziert. Auf dem Parterre findet man keine Frauenzimmer. Die nobleren gehen entweder in eine Loge oder au premier (erste

Gallerie), die Uebrigen auf die andern Gallerien. Der Fußboden des Parterres erhebt sich nach rückwärts so bedeutend, daß man auch ganz hinten recht gut sieht. Es giebt nur wenige Logen, welche von einer Familie genommen sind; in den meisten Logen werden einzelne Plätze vergeben. Ganz oben sind vergitterte Logen für Personen, welche ungesehen im Theater erscheinen wollen. Die königliche Loge, rechts ganz vorne am Portal, ist fast überall dem Zuseher ersichtlich und hat auch ein verborgenes Fallgitter. Die Bänke im Parterre nehmen wie schon gesagt, die ganze Breite des Saales ein, daher kann man nicht im Parterre herumspaziren und durch das Krachen der Stiefel die aufmerksamen Zuhörer stören. Hingegen hat jedes Theater sein Foyer. Das ist ein großer Saal, welcher dazu bestimmt ist, um in den Zwischenakten darin auf- und abzugehen, sich im Winter zu wärmen, im Sommer abzukühlen, Erfrischungen zu nehmen und zu conversiren. Gewöhnlich sind diese Foyers mit den Porträten oder Gypsbüsten der vorzüglichsten Dichter, welche für dieses Theater geschrieben haben, und der berühmtesten Schauspieler dieser Bühne geziert, und bilden so eine Gallerie théâtrale. Jene Mädchen, welche gerne einen Begleiter zu haben wünschten, finden sich auch in den Zwischenakten in diesen Foyers ein.

In den Bogengängen befinden sich mehre kleine Buden, welche Theaterbücher zu verkaufen haben.

Von dem sogenannten Platzsichern durch einen Hut oder ein Kleidungsstück, welches man bei uns auf einen Sitz legt, weiß man in Paris nichts.

Die Späterkommenden werden, wenn sie nicht zu ihren Sitzen kommen können, erst nach dem Schluße eines

Aktes dahin zugelassen, daher hört man auch während der Akte kein Klappern der Sperrsitze oder Klingeln mit einer kleinen Glocke, eben so dürfen auch Ausrufer der Refreskaden nur in den Zwischenakten in das Auditorium.

Jeder, der von Paris kommt, findet nicht Worte genug, um die Pracht der Ballete zu beschreiben, welche einen Hauptzweig der Vorstellungen der Académie royale ausmachen. Was alle diese gesagt und geschrieben haben, ich fand es noch weit übertroffen. Die Tanzkunst hat hier ihren Zenith erreicht und man glaubt sich in einen Feentempel versetzt, wenn man die vielen lieblichen und zephyrartigen Geschöpfe vor sich herum schweben sieht. Da sind keine schwerfälligen Figuranten, bei denen man alle Augenblicke befürchten muß, daß sie ein Brett des Podiums durchtreten, da tanzt nicht eine riesenmäßige Nymphe mitten unter schmächtigen Mädchen. Alles ist im Einklange; Größe, Gestalt, Kunst und Mimik. Die Malerei und die Tonkunst verbinden sich, um Euterpens Opfer noch zu verschönern. Was die Sinne nur immer reizen kann, scheint sich hier verschmolzen zu haben und die Grazie waltet sichtbar über das Ganze.

Welches Entzücken ergreift den Zuseher, wenn er die königliche Clotilde, die herrliche Gardel, die anmuthige Bigottini und die alle übrigen übertreffende 17jährige Goßlin mit Albert Anathole, Deshaye und Antonin in einem Ensemble die erste Quadrille ausfüllen sieht, wenn die zweite Quadrille Tänzer wie Herr Volange und Tänzerinnen wie Mlle. Aimée besetzen, und hinter diesen ein Heer, — ja ein Heer von männlichen und weiblichen Figuranten daher wogt, unter denen nicht eine Person sich befindet, welche nicht einen

vorzüglich schön gebauten Körper und eine äußerst gewählte Kleidung hätte. Man hat wahrlich nicht Augen genug, um zu sehen und Hände genug, um zu klatschen.

Jede große Oper in Paris ist mit Ballets verbunden und oft wird auch nach einer solchen großen Oper noch ein großes Ballet gegeben. So habe ich die Oper Jerusalem délivré (worin große Ballete vorkommen) und nach dieser das Ballet Psyche an einem Abend gesehen. Ich will von dieser Vorstellung ausführlicher sprechen.

Dieselbe Manier, welche die Schauspieler des Théâtre français bei ihrer Declamation im Trauerspiele angenommen haben, entfalten auch die Sänger der großen Oper in den Rezitativen. Die Hände fechten fast immer über dem Kopf herum, die Augen rollen, die Gesichtsmuskeln verziehen sich und die Stimme heult und zittert. Bei kräftigen Momenten macht das oft eine schauerliche Wirkung, allein alle sanftern Stellen gehen meistens ganz verloren. In der großen Oper singt man nicht, man schreit nur musikalisch; daher dürfen wir uns auch gar nicht wundern, wenn die heroischen Opern französischer Componisten so wenig lieblichen Gesang enthalten und die Singstimme so sehr vom Instrumentale überdeckt ist. Die Herren wissen recht wohl, daß ihre Sänger wohl durch einen Wust von Musik mit ihrer Stimme durchdringen, keineswegs aber schmelzende Töne vorzutragen vermögen.

Kein Mensch kann läugnen, daß die französischen Schauspieler im Lustspiele vor den deutschen den Vorzug haben. Abgerechnet, daß ihre Sprache zum Conversationstone, zu witzigen bonmots und naiven Wendungen mehr geeignet ist, so besitzen sie auch eine Geschmei-

digkeit des Körpers, eine Volubilität der Zunge und eine ihnen eigene natürliche Lebhaftigkeit, welche jene Rundung in der Darstellung bewirken, die bei Lustspielen unumgänglich nothwendig ist. Da ist keine Pause, keine Lücke; ein Schauspieler nimmt dem Andern das Wort aus dem Munde, Blitz und Schlag jedes Witzes folgen schnell auf einander; da ist kein Stillstand in der Handlung; auch jener Schauspieler, welcher eben nicht zu sprechen hat, nimmt Antheil am Gespräche der Uebrigen und zeigt dies auch dem Publikum; selbst lange Scenen werden nicht langweilig, weil sie mit einer Lebhaftigkeit gespielt werden, die alle Vorstellung übertrifft; und ein Lustspiel von 5 Akten, woran wir manchmal gute drei Stunden zu kauen haben, dauert im Théâtre français höchstens anderthalb Stunden. Kurz, ein Lustspiel von guten französischen Schauspielern aufgeführt, ist das Höchste der dramatischen Kunst.

Der Diamant des Théâtre français war Mlle. Mars. Ich möchte sagen, es sei für einen Theaterfreund der Mühe und der Kosten werth, dieser einzigen Schauspielerin wegen nach Paris zu reisen. Bei ihr geht die Caris mit der Kunst Hand in Hand und stellt Gebilde auf, welche Bewunderung erregen. Herr Felix de la Seigliere sagt von dieser Schauspielerin:

La grâce et la beauté s'unissent rarement,
Mars en offre a nos yeux le parfait assemblage,
C'est Venus qui par badinage
A pris le nom de son amant.

Selten ist Schönheit mit Anmuth vereint,
Bis sie bei Mars in Verbindung kamen,

Venus ist's selber, die uns erscheint
Unter ihres Geliebten Namen.

Ich habe das Porträt dieser Schauspielerin mitgebracht und Alle, denen ich es zeigte, fanden darüber eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit ausgegossen. Wenn man sie aber erst auf der Bühne sieht, wenn man den Liebreiz ihrer Bewegungen, ihrer Geberden, ihrer Sprache bewundern kann, dann kommt man wohl in Versuchung zu vergessen, daß man sich in keine Schauspielerin verlieben darf, wenn Einem seine Ruhe lieb ist.

Außer Mlle. Mars zeichneten sich damals im Lustspiele die Herren Michot, Baptiste cadet, Armand und Michelot, und die Damen Thenard, Pelicier, Leverd und Bourgoin aus. Ich wüßte Keinem von diesen den Vorzug zu geben, sie unterstützen einander wechselseitig und alle zusammen den Dichter und die Kunst.

So sehr mich das Lustspiel entzückte, so wenig konnte ich mich mit der Manier der Schauspieler im Trauerspiele befreunden. Da ist Alles unnatürlich, Alles übertrieben. Stimme, Geberden, Aktion, Alles wird so hoch gespannt als möglich und man kommt in Versuchung zu fürchten, so ein Darsteller müsse auf der Bühne liegen bleiben, oder wenigstens eine Augenentzündung, eine Gliederverrenkung oder ein Blutspeien davon tragen. Mit einer guten Lorgnette sieht man durch die Tricots die Sehnen des Schauspielers gleich Würsten über die Arme her liegen; die Ader auf der Stirne schwillt ihm zum Zerplatzen an, wenn er recht in Hitze kommt; das Blut dringt über die Schminke vor; die Hände hauen mit geballten Fäusten in der Luft herum; der Mund, vor dem nicht selten ein Bischen weißer Schaum zu sehen ist, verzieht

sich gräßlich, die Augen rollen wild umher, die beiden Lungenflügel wogen sichtbar auf und nieder, und die Stimme gellt, heult und zittert, daß Einem bange wird. Die unbedeutendsten Stellen werden eben auch mit Pathos gesprochen. Der französische Tragiker schreitet wie ein Hahn auf der Bühne herum, er drängt sich so viel möglich an die Lampen vor und wirft seine Worte entweder seinem Mitschauspieler oder dem Publikum so recht in's Gesicht. Besonders lächerlich geberdet sich der Tyrann des Trauerspiels. Es kommt Einem vor, als ob er an lauter Schnüren gezogen würde, so fährt er bald mit dem linken Arme im weitesten Umkreise seines Körpers herum und brüllt, daß die Coulissen erzittern. Die französischen Alexandriner werden so tempomäßig herab gesungen, daß es klingt, als wollten sie die Verse dem Dichter nachscandiren, bei der Cäsur und bei dem Reim fällt der Schauspieler immer mit der Stimme und dadurch herrscht in einem Trauerspiele eine unerträgliche Monotonie. Gewisse Wörter, welche sich mit einem Selbstlaute endigen, und welche den Schluß eines Satzes bilden, klingen oft eine Minute im Munde des Schauspielers nach und besonders reißt er bei den Wörtern mais und jamais den Mund angelweit auf und bellt sie mit aller Kraft heraus.

Es giebt Männer von vielem Verstande, welche behaupten, daß auch diese Manier der französischen Tragiker ihr Vorzügliches habe, und daß man erst, wenn man sie gewohnt ist, diese Schönheiten finden und würdigen könne. Ich meines Theils verwerfe jede Manier, eben weil sie Manier ist, und kann nur Natur und Wahrheit schön finden.

Der erste Held des Trauerspiels war Talma. Es

war mir außerordentlich unangenehm, daß ich diesen allbewunderten Künstler nicht sehen konnte. Er trat während der Invasion gar nicht auf, weil er als eifriger Anhänger Napoleon's bekannt war und es nicht wagte, zu erscheinen. Dieser Künstler soll Napoleon auch die Stellungen einstudirt haben, womit er bei öffentlichen Gelegenheiten imponiren wollte, und sich geäußert haben: „Napoleon schmollt manchmal mit mir, weil ich die Tyrannen besser spiele als er.“

Unter allen Spektakeln hat mich außer dem Lustspiel im Théâtre français, die Oper im Théâtre de l'opera comique (Feydeau) befriedigt. Dieses ist das Theater, für welches die Dichter Bouilly, Marsollier und die Componisten Gretry und Dallayrac, Boieldieu und Nicolo Isouard geschrieben haben. Hier wird eben so vortrefflich gesungen als gespielt, man hält sich an das wahre Schöne und der Dichter wird eben so beachtet als der Componist. Man sieht da ein gesungenes Lustspiel oder hört eine gespielte Oper.

Ein außerordentliches Phänomen der opera comique und der ganzen theatralischen Welt ist Martin. Ueber der Wiege dieses Mannes haben sich Thalia und Polyhymnia umarmt und ihm ihrer Gaben reichste gespendet. Martin hat eine schöne Gestalt, ein sprechendes Auge, eine volle und zugleich biegsame Stimme, außerordentliche Geläufigkeit und eine Darstellungsgabe, geregelt durch Kunst, welche Eigenschaften in dieser Vorzüglichkeit vereint nicht wieder gefunden werden. Er spielt wie weiland unser Roose, hat einen Ton in der Kehle, wie unser Wild, und kann Rouladen machen, als wäre er ein Italiener; er tanzt schön, spielt Clavier, Violine und Guitarre,

kurz man kommt in Versuchung zu glauben, das sei eigentlich der Mann, der Alles weiß. Sein Rollenfach ist Chevaliers und fein komische Bediente, eigentlich das Hauptfach der komischen Oper. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn als Jeannot in Jeannot et Colin, als Bedienten im Neuen Gutsherrn, als Gulistan und als Bedienten in der Oper Felicie ou la fille romanesque zu bewundern, und ihn in allen diesen Rollen gleich unnachahmlich gefunden.

Es ist ganz natürlich, daß in jeder Oper, welche uns in Partitur aus Paris zukommt, immer eine Rolle der Stein des Anstoßes bei der Aufführung bleiben wird; es ist diejenige, welche in Paris von Martin gegeben wird, und welche entweder als Gesangpartie oder als Spielrolle betrachtet und meistens auch in beiden Hinsichten solche Schwierigkeiten enthält, daß sie bei unsern Theatern gar nicht zu besetzen ist.

Martin hat einen unglaublichen Umfang der Stimme und weiß eine sehr angenehme Fistel mit seiner schönen Bruststimme so künstlich zu verbinden, daß er Läufe und Sprünge macht, wie man sie sonst nur von einem Blasinstrumente zu hören gewohnt ist. Die Rolle des Jeannot spielte er so bäurisch geckenhaft und wieder so gemüthlich und von aller Gemeinheit entfernt; jene des Gulistan so naiv-gutmüthig und die beiden Bedienten im Gutsherrn und in der Felicie so anständig komisch, so schelmischartig, daß ich mit allen Zusehern in Entzücken versunken war und mit einem Seufzer bei mir dachte: Wohl Euch Ihr Dichter, die Ihr Eure Charaktere in solche Hände legen könnt!

Im Théâre des Varietés, in welchem die Vaudevilles

eben so gut und noch besser als im Théâtre de Vaudeville zu Hause sind, findet man am theatralischen Horizonte drei Sterne erster Größe glänzen: Die Herren Potier, Brunet und Bosquier Gavaudan. Lange Zeit war Brunet die eigentliche Seele dieses Theaters, allein er hat jetzt einen furchtbaren Nebenbuhler an Potier zu bekämpfen, welcher — ich möchte kühn sagen — Einer der ersten Komiker unserer Zeit genannt zu werden verdient. Brunet spielt nur Dümmlinge, Potier spielt alle Arten komischer Personen. Ich habe diesen im ci-devant jeune homme einen alten Gecken spielen gesehen, der noch immer jung sein will, mit einer komischen Kraft, welche unwiderstehlich auf jedes Zwerchfell wirkte. An demselben Abende sah ich ihn auch in dem Vaudeville: Je fais mes farçes, worin er eine ganz andere Gattung von Rollen, nämlich einen Ladenbedienten, eben so unaussprechlich komisch, nur in ganz entgegengesetzter Art, spielte, und am folgenden Abende sah ich ihn in Jean qui pleurt et Jean qui rit, als Jean qui pleurt. Immer war er ein ganz anderer Mensch, so daß ich ihn nicht einmal erkannte, und doch immer so wahr und zugleich so lächerlich, daß ich nicht anstehe, ihn Garrick II. zu nennen. Besonders hat er mich in der letzten Rolle zur Bewunderung hingerissen. Schauspieler werden wissen, wie schwer es ist, einen Menschen vorzustellen, der über Alles, was ihm Glückliches begegnet, weint, ohne dem Zuseher langweilig zu werden; sie werden wissen, wie schmal hier die Gränzlinie mitten zwischen dem Komischen und Faden läuft; und doch muß ich sie versichern, daß Potier so weinte, daß bei jeder Thräne, die ihm vor Schmerz aus den Augen fiel, tausend Thränen von den Zusehern vor Lachen ver-

gossen wurden. Kurz Potier ist ein Weidmann, Raimund, Schuster und Korntheuer in einer Person.

Brunet spielt Dümmlinge. Gewöhnlich werden auf diesem Theater täglich 3 oder 4 Vaudevilles gegeben, in denen diese Matadore immer auftreten. Sie haben also täglich zu thun, werden aber auch dafür belohnt; denn Potier bezieht, wie man mir sagte, jährlich 15.000 Fr. Gage und Brunet ist selbst ein Aktionär dieses Theaters.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Anekdote von Brunet mittheilen, welche sich ereignete, während ich in Paris war. Dieser Komiker stattete dazumal eben eine seiner Töchter aus. Er gab ihr 100.000 Fr. Mitgift und an ihrem Hochzeitstage sah sie ihren Vater zum ersten Male spielen; denn früher hatte er ihr nicht erlaubt das Theater zu besuchen aus Besorgniß, sie möchte, wenn sie ihren Vater in einer komischen Rolle sähe, die Achtung für ihn verlieren.

Brunet hat ein sehr komisches Gesicht, wozu besonders seine aufgebogene Nase, welche keck in die Welt hinaus sieht, beiträgt.

Der dritte Komiker Bosquier Gavaudan giebt solche Rollen, welche den Zuseher durch ihre Gemüthlichkeit fröhlich stimmen. Er spielt den Jean qui rit, den Seifensieder in le Savetier et le Financier u. s. w. In seinem Gesichte liegt eine solche Munterkeit und in seinem Tone so viele Herzlichkeit, daß man ihm gut werden muß.

Diese Herren werden durch ein Paar allerliebster Mädchen, eine alte Frau und einige andere Nebenpersonen, deren Namen mir entfallen sind, sehr gut unterstützt.

Der Name Théâtre de Vaudeville zeigt schon an

welche Art von Spektakel hier gegeben wird. Es giebt sehr viele Vaudevillen-Dichter und gewöhnlich stehen auf einem gedruckten Vaudeville von höchstens 30 Seiten zwei oder drei Verfasser. Die Melodien sind meistens aus bekannten und beliebten Opern genommen. Die Gesellschaft dieses Theaters ist nicht sehr bedeutend, doch stand ich Mme. Hervey in der Bouquetiere anglaise sehr anziehend. Außer ihr waren die Herren Isambert, Edouard Guenée und die Damen Riviere und Betzi gerne gesehen.

Auf den Theatern de l'Ambigue comique und Gaité werden Melodramen gegeben. Das kürzeste und probateste Rezept ist folgendes: Nimm einen schlechten Kerl, einen Vertrauten desselben, einen von Gram, Hunger und Elend niedergebeugten Verfolgten, gieb diesem einen treuen Freund, Gattin, Geliebte oder Diener bei und laß diese mit ihm in Gefahr sein; zu ihrer Rettung bediene dich eines alten Soldaten, oder eines gutherzigen Landmannes, der ein geschwätziges Weib und einen dummen Neffen hat, vermische alles dieses mit melodramatischer Musik, gieb noch tanzende Bauern und Bäuerinnen und fechtende Soldaten dazu nach Belieben, rüttle Alles wohl unter einander, und theile es in 3 Theile ab: so hast du ein regelrechtes Melodram. So viel möglich gesteigertes Interesse, grelle Zusammenstellungen von Charakteren, Erkennungen, doppelsinnige Reden, Bonmots des Lustigmachers und frappante Aktschlüße sind die Haupt-Ingredienzien eines solchen Spektakels, und die Wahrscheinlichkeit kommt gar nicht in Betrachtung, wenn es nur glückt die Herzen recht zusammenzuquetschen. Die Schauspieler der beiden Melodramen-Theater verstehen sich auch

ganz vorzugsweise auf ihr Handwerk. Der Tyrann zerrt und wirft das arme Frauenzimmer, welches er in seiner Gewalt hat, auf dem Theater herum, daß es ohne blaue Flecke nicht davon kommt. Der verfolgte Prinz oder Ritter, oder Rebell sieht aus als ob er eben vom Galgen käme. Die Momente, wo eben eine Gefahr im Anzuge ist, werden öfters durch „Horch" oder „Scht" oder „ich höre Tritte" oder „o Gott!" unterbrochen und interessant gemacht. Die Bauern tanzen recht nett. Bei den Gefechten wird mit kurzen Säbeln, welche großen Tranchirmessern nicht unähnlich sind, herumgehackt, daß die Funken davon fliegen. Kurz Wehmuth, Angst, Schrekken, Mitleid werden auf das Höchste gesteigert, bis endlich am Schlusse des Stückes bei der gänzlichen Befreiung des Helden alle diese Gemüthsbewegungen sich in einen wohlthätigen Seufzer auflösen, welcher aus der tiefsten Tiefe der gepreßten Brust der Zuhörer sich losmacht und diese befriedigt das Theater verlassen.

Ich schließe nun den Theater-Artikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Es ist allerdings wahr, daß die französischen Schauspieler weit besser bezahlt sind als die deutschen, es ist aber auch eben so wahr, daß sie weit mehr leisten als diese. Man hört sehr wenig von erdichteten Unpäßlichkeiten, von Weigerungen diese oder jene Rolle zu übernehmen und wie die hundert und hundert kleinen Intriguen heißen, welche die Theaterpersonen bei uns gegen die Direktionen und gegen das Publikum spielen und welche unter die Ueberschrift „Theatervorfälle" gehören. In einem Falle, wo in Paris eine Theaterperson sich eine Bosheit zu Schulden kommen ließe, würde das Publikum viel strenger sein

als bei uns und es ihr bei ihrem nächsten Auftreten schon entgelten lassen.

In Hinsicht auf den sittlichen Charakter der Schauspieler muß ich gestehen: c'est tout comme chez nous; nur beobachten die französischen Schauspieler mehr die dehors, und wenn man auch von dieser oder jener Theaterdame recht viel zu erzählen weiß, so wird sie doch Jeden mit Verachtung zurückweisen, der auf derlei Gespräche sich stützend ihr weniger achtungsvoll begegnen würde als jeder anderen Dame.

So sehr das Pariser Publikum das Theater durch Besuch unterstützt, so hoch die Eintrittspreise auch sind, so übersteigen die Ausgaben doch immer die Einnahmen und die Regierung muß für die ersten drei Theater alle Jahre bedeutende Summen zuschießen. Die kleineren Theater, welche Privatunternehmungen sind, werfen Gewinn ab, da diese nur als fruchtbringende Realität, jene aber als Kunstanstalt betrachtet werden.

Kein Schauspieler in Paris genießt eine freie Einnahme, ausgenommen, wenn er von der Bühne gänzlich abtritt; daher sind derlei freie Einnahmen, weil sie sehr selten sind, desto ergiebiger.

Eine sehr gute Einrichtung bei den Pariser Theatern ist die doppelte Besetzung aller ersten Rollen eines Stückes. Jeder Schauspieler und Sänger erster Partie nämlich hat seinen double (Stellvertreter), der bei den Proben eines neuen Stückes zugleich mit ihm die Rolle einstudirt, damit, im Falle jener krank würde, die Aufführung des Stückes nicht gehindert wäre. Wenn ein Stück schon sehr oft gegeben ist, so geben die ersten Schauspieler ihre Rollen gewöhnlich an die Doubles ab.

Nur scheint es mir in diesem Falle eine Art Betrügerei zu sein, daß auf dem Anschlagzettel noch immer die Namen der ersten Schauspieler paradiren, während man Keinen von ihnen zu sehen bekommt.

Es ist in Paris Sitte zu großen Gesellschaften einen berühmten Schauspieler oder Sänger beizuziehen, welcher die Gesellschaft mit Declamation oder Gesang unterhält.

Einige merkwürdige Gebäude in Paris.

Die Kirche Notre-dame ist die Metropolitankirche und zugleich das älteste Gotteshaus in Paris. Sie ist der Sage nach auf den Ruinen eines alten heidnischen Tempels gebaut. Sie hat 31 Mètres 65 Toisen in der Länge, 47 Mètres 24 Toisen in der Breite und 34 Mètres 17 Toisen in der Höhe und wird durch 128 Pfeiler unterstützt. Das Hauptportal hat ein großes Eingangsthor in der Mitte und zwei kleinere auf beiden Seiten, welche mit gothischen gewölbten Bögen und vielen Figuren verziert sind. Ueberhaupt sehen sich alle Kirchen in ganz Frankreich der Hauptfaçade nach ganz ähnlich, und es kommt dem Reisenden so vor, als ob man sich bei Erbauung aller Kirchen in den Provinzen die Notredamekirche zum Muster genommen hätte. Zwei Thürme ohne Kuppel, sondern zu oberst mit einer plate-forme, welche mit einer Gallerie geziert ist, erheben sich auf beiden Seiten des Hauptportals. Auch in der Kirche Notredame stehen nur ganz vorne am Hochaltare Kirchenstühle, die ganze übrige Kirche ist mit Strohsesseln angefüllt, mit denen ein Pfiffikus seine Spekulation treibt.

Ich will bei dieser Gelegenheit etwas von der französischen Sitte beim Gottesdienste sagen und zeigen wie sehr er — zwar nicht im Wesentlichen, aber doch im Zufälligen — von dem unsrigen abweicht. Ihre festlichen Messen werden nicht musikalisch sondern nur von dem Chor der Priester, welche hinter dem Hochaltar in Stühlen sitzen, begleitet. Dieser Choral zerreißt die Ohren ganz entsetzlich, besonders da er mit dem Serpent begleitet wird, welches Instrument einen hohlen, tiefen plärrenden Ton von sich giebt. Nur sehr selten wird zwischen zwei Psalmen auf der Orgel ein kleines Intermezzo gespielt, wobei aber weder gesungen, noch gegeigt, noch geblasen wird, und welches nicht selten aus Opernmelodien besteht. Ich selbst habe bei einer solchen Gelegenheit gehört, daß der Organist unter der Wandlung die vollständige Ouverture aus Johann von Paris spielte. Daß alles dies nicht dazu gemacht ist, um das Herz des Betenden in Andacht zu Gott zu erheben, wird Jeder begreifen. Mit außerordentlichem Vergnügen wohnten dagegen viele Franzosen unsern Militär-Messen bei, bei welchen die Soldaten das einfache herrliche Lied „Wir werfen uns darnieder“ im schönen Einklage mit der Regimentsharmonie anstimmten.

Nach dem Evangelio der Messe steigt der Priester auf die Kanzel und hält eine Predigt. Die festlichen Messen dauern gewöhnlich zwei, auch drei Stunden.

Seltsam klingt die Aussprache lateinischer Worte im Munde der Franzosen. Bald sprechen sie das u wie ü bald wie o aus, und wissen doch für Beides keinen Grund anzugeben z. B. DominÜs vobiscOm, per omnia secÜla secÜlorOm. Ich habe über diese Aussprache

mit mehreren gelehrten Franzosen debattirt und sie gestanden mir am Ende ein, daß diese fehlerhafte Aussprache auf der angenommenen Gewohnheit beruhe.

Das Museum.

Ich habe das Glück gehabt, diese Sammlung alles Großen und Schönen, was Europa von der Bildhauer- und Malerkunst aufzuweisen hat, noch in ihrer ganzen Vollständigkeit zu sehen. Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, welchen diese Fülle von Kunstschätzen auf mich gemacht hat, und wer sie so wie ich nur zweimal gesehen hat, dem wird nachher sein ganzes Leben durch so zu Muthe sein, als ob er einmal im Traume mitten unter den Musen auf dem Parnasse gesessen wäre und alle Werke der Göttlichen bewundert hätte; daher wird es ihm unmöglich sein über ein Einzelnes Rechenschaft zu geben, da ihn das Ganze zu mächtig ergriff.

Die Bildergallerie des Museums umfaßte zur Zeit ihrer Vollständigkeit 9 Abtheilungen. Die erste enthält die Bilder der französischen Schule, die 4 folgenden jene der deutschen, flamändischen und holländischen, und die 4 letzten die Gemälde der italienischen Schule.

Die medizinische Schule, l'ecole de médecine, ist ein prächtiges Gebäude, wo Majestät und Zierlichkeit im Ganzen sich mit Einfachheit und Nettigkeit im Einzelnen verbinden. Ludwig XV. fing sie zu bauen an und Ludwig XVI. vollendete sie. Es befindet sich daselbst eine vorzügliche Sammlung von chirurgischen und anatomischen Instrumenten und eine Bibliothek, welche dreimal in der Woche dem Publikum offen steht. Von

außen sieht dieses Gebäude fast wie das Müller'sche in Wien am Rothen Thurmthore aus. Das Erdgeschoß ist sehr hoch und mit Säulen geziert. Der Hof ist noch schöner als das Aeußere.

Die Kirche St. Sulpice wurde unter Anna von Oesterreich zu bauen angefangen. Das Portal besteht aus zwei Säulenreihen, wovon eine über die andere gesetzt ist. Jenes des Erdgeschoßes besteht aus einem Peristyl, welches durch eine doppelte Reihe dorischer Säulen 3 Fuß im Durchmesser gebildet wird. Die Jonischen Säulen des ersten Stockwerkes haben 3 Fuß im Durchmesser. Diese Kirche hat ebenso wie die Notredame-Kirche zwei Thürme, auf deren Platforme Telegraphen angebracht sind.

Der Palast der Ehrenlegion, Palais de la légion d'honneur, ist sowohl von der Lille-Straße als von dem Fluße aus äußerst merkwürdig zu sehen. Von der Lille-Straße sieht dieser Palast aus, als ob drei Triumphpforten durch eine Säulenreihe verbunden wären. Jede dieser Triumphpforten bildet ein Eingangsthor. Von der Seite des Flusses steht er auf einer Mauererhöhung und ist mit einem niederen Gitter umgeben. Von dieser Seite zeigt sich in der Mitte eine herrliche Säulen-Rotonde. Hier wohnt der Großkanzler der Ehrenlegion und alle Verhandlungen dieses Ordens werden hier gepflogen.

Das Münzhaus, Hôtel de la Monnaie, ist ein sehr imposantes Gebäude von 2 Stockwerken. Die Hauptfaçade hat 60 Toisen in der Breite und 13 in der Höhe. Das Mittelgebäude ist mit 6 jonischen Säulen decorirt. Der Haupthof dieses Gebäudes mißt 110 Fuß in der Tiefe und 92 in der Breite. Eine Gallerie läuft rund herum. Der Eingang in den Saal der Druckwerke ist mit

vier dorischen Säulen verziert. Dieser Saal enthält 9 Druckwerke. Es steht darin eine Fortuna (ein ganz treffendes Sinnbild für ein Münzhaus.) Ueber diesem Saal befindet sich ein zweiter für die Münzrichter, welcher 100 Plätze enthält. Das Hotel hat 6 Höfe und wird ganz zur Fabrikation gebraucht. Es befinden sich darin auch ein Mineralien- und ein Medaillen-Cabinet, welche dem Publikum offen stehen. Die Trottoirs an diesem Hotel sind vorzüglich breit und bequem für die Fußgänger, welche stets in Haufen da herumstehen, um die Carrikaturen zu besehen, welche wandernde Bilderhändler an die Mauern des Münzhauses zur Schau ausstellen.

Die Katakomben sind unterirdische Höhlen in Steinbrüchen zur Aufbewahrung von Menschenresten. Ueber eine Stiege von 80 Stufen, welche sich im Umkreise der Barrière d'Enfer öffnet, steigt man in die Tiefe hinab. Hieher sind seit dem J. 1768 alle Gebeine, welche man auf den Kirchhöfen von Paris ausgrub, gebracht worden. Dem Herrn Hericart de Thury dankt Paris die schauerlich schöne Ordnung, welche hier herrscht.

Diese Katakomben sind unermeßlich groß und man sagte mir sogar, daß sie unter der ganzen großen Stadt Paris fortlaufen. In einigen der großen Säle sind Altäre von Menschengebeinen, in andern sind diese eingemauert. Man erblickt viele Inschriften mit schwarzen Lettern auf weißem Grund, welche religiöse Sentenzen enthalten. Man schätzt die Anzahl der Todten, deren Gebeine hier ruhen, auf zwei Millionen, und man würde wenigstens einen ganzen Tag nöthig haben, um die Katakomben ganz zu besehen. In einem abgesonderten Saale hat Herr Thurry ein Mineralienkabinet angelegt, welches

7*

alle Gattungen von Sand, Thon, Kieseln und andern Steinen enthält, wovon die dichte Schicht zusammengesetzt ist, welche der Beschauer hier über seinem Kopfe hat. In einem andern Saal befindet sich eine Sammlung von Menschengebeinen besonderer Form.

Es wurde mir in diesem Wohnorte des Todes so kalt um das Herz, daß ich Alles nur sehr schnell besah und erst dann einen freien Athemzug that, als mich wieder ein Sonnenstrahl beschien und mich die warme Lebensluft anfächelte.

Dieß ist es, was ich in der großen Weltstadt gesehen und bemerkte habe. Vieles davon wird schon ausführlicher beschrieben worden sein, vieles sich auch in 40 Jahren gewaltig verändert haben; allein wenn man bedenkt, daß ich in wenigen Tagen so vieles gesehen habe, so kann man auch begreifen, daß ich nicht Zeit hatte, das Einzelne gehörig aufzufassen. Es sind nur flüchtige Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise, — und ich kann es nicht oft genug wiederholen — ich wollte nur das mittheilen, was ich mit eigenen Augen sah, und so wie ich es sah.

Auch die hier noch nachfolgenden allgemeinen Bemerkungen über Paris und seine Bewohner enthalten nichts Neues, und ich gebe sie nur so, wie sie sich mir aufgedrungen haben.

Die Lage von Paris ist sehr günstig; mitten in der fruchtbarsten Gegend liegend, versehen mit 5 schiffbaren Flüssen, nämlich der Seine, Marne, Yonne, Aisne, und Oise. Die Stadt liegt fast ganz in der Ebene und ist gegen Niedergang, Mittag und Norden von Hügeln umgeben, welche eine angenehme Aussicht gewähren. Die Seine theilt die Stadt in 2, fast ganz gleiche Theile und das Klima ist ziemlich gemildert.

Die Stadt Paris sammt den Vorstädten beschreibt einen Umfang von 17516 Metres (9000 Toisen); ihrer Länge nach 8 französische Meilen.

Paris ist fast in der Rundung gebaut, wovon man sich am Besten überzeugen kann, wenn man auf den Thurm der Notre-Dame-Kirche steigt und von da die Stadt beschaut. Das Wasser der Seine soll auflösend sein und die Pariser sagen davon: qu'elle sort de la cuisse d'un ange (es entspringe aus dem Schenkel eines Engels.)

Der Character der Pariser war wohl so lange Paris steht, und bleibt auch, so lange es stehen wird, derselbe. Sie sind in der Regel leichtsinnig, etourdis (ein Wort, wofür ich nie ein deutsches gefunden habe), neugierig, geschwätzig, neuigkeitskrämerisch, reizbar, und bei dem kleinsten Anlasse enthusiastisch. Lobenswerth aber ist an ihnen, daß sie sehr artig sind, und einen Fremden, wenn er ihre Sprache nicht so richtig und geläufig spricht wie sie, doch nicht auslachen oder, wie die Engländer, ihn gar keiner Antwort würdigen, sondern ihn mit aller Freundlichkeit verbessern. Die verschiedenen Umwälzungen ihres Staates und die verhängnißvollen Ereignisse haben in manches Pariser Gesicht unverkennbare Züge des Ernstes geprägt. Es begegnen einem recht viele Menschen, denen man es an der Stirne ansieht, daß sie an ihre Schulden denken, und daß sie bereits zu den letzten Hilfsmitteln ihre Zuflucht genommen haben.

In dem Grade, in welchem die älteren Pariser steif, zierlich und umständlich sind, ist die Jugend ausgelassen, keck und naseweis. Doch habe ich nie bemerkt, daß ein Pariser Stutzer sich gegen Damen so unartig betragen hätte, wie dies manchmal bei uns der Fall ist. Eine

Dame, welche mit einem Manne geht, wird nie Gefahr laufen, daß man ihr keck unter den Hut sieht, sie an einem öffentlichen Orte verstohlen betastet, oder dergleichen Unarten mehr, auf welche von dem Richterstuhle der feinen Lebensart Nasenstüber dictirt werden. Man mag in Paris die Unsittlichkeit auf das höchste treiben, öffentlich beobachtet man doch immer die Schicklichkeit.

Es gibt im Ganzen genommen in Paris mehr schöne Männer als Frauen, doch haben die Frauen, wenn sie auch nicht glänzend schön sind; indeß sehr interessante Gesichter und einen reizenden Körperbau, welchem sie freilich durch Kunst sehr geschickt nachzuhelfen verstehen. Die meisten Pariserinnen haben kleine Hände und Füße, ihr Teint fällt in das Brünette, und man trifft mehr schwarze Haare als blonde. So unsauber die Weiber der gemeinen Classe sich kleiden, so rein, so zierlich, so reizend verstehen sich die Frauen höherer Classen zu tragen. Eine elegante Dame kleidet sich gewöhnlich dreimal des Tages. Um 11 oder 12 Uhr Mittags (um diese Stunde steht man in Paris auf) zieht sie ihr Morgennegligée an, um 5 oder 6 Uhr Abends nimmt sie ihr Hauskleid, um 8 Uhr kleidet sie sich, um in das Theater zu gehen, oder versetzt sich in Gala, um in Gesellschaft zu fahren.

In Gesellschaften wird ebenso, wie bei uns, hauptsächlich von schönen Künsten, vom Theater, Musik und der neuesten Modelecture gesprochen. Junge Mädchen sitzen gewöhnlich wie Bildsäulen, schlagen die Augen nieder und sprechen nichts als oui Monsieur und non Monsieur!

Der Pariser hält sein Paris für die Welt und ist über alle andern Länder und Städte nur sehr wenig unterrichtet. Ein Mann, der bei einem Restaurateur neben

mir am Tische saß, fragte mich sehr ernsthaft, ob wir in Wien denn auch Kapauner hätten? Als ich in einer Gesellschaft einige Walzer, welche von einem französischen Compositeur verfaßt und in Paris gestochen waren, vom Blatte spielte, äußerte sich das Fräulein vom Hause, sie könne nicht begreifen, wie ein Deutscher die französischen Noten so fix wegspielen könne. Derlei Lächerlichkeiten sind mir in Menge vorgekommen.

Der Pariser ist außerordentlich leichtgläubig, er glaubt auch das Absurdeste, was man erzählt und in öffentlichen Blättern liest. Hingegen behandelt er auch alles Große wie ein Spielwerk. Er schlägt Kanonenschüsse mit Calambourgs zurück, schießt auf Armeen mit Witzpfeilen, vergißt leicht den Kummer des vorigen Tages, trillert ein Liedchen nach einem Leichenbegängniß und läßt sich von einer Neuigkeit so hinreißen, daß er von dem Alten gar nicht mehr sprechen mag.

Ich nehme nun von dem großen französischen Ameisenhaufen Abschied, wo ich in sieben Tagen mehr gesehen habe, als in allen andern Städten mein Lebelang.

Reise von Paris bis Sens.

Mein Reisegefährte und ich waren von dem österreichischen Armeeministerium als Regierungsleiter des Gouvernements zu Bourg-en-Bresse im Departement de l' Ain bestimmt und uns der Befehl ertheilt, auf der Stelle uns dahin zu begeben.

Wir fuhren an einem der herrlichsten Sommermorgen von Paris weg und unserer Bestimmung entgegen.

Wie mir zu Muthe war, als ich die Barrieren von

Paris passirt hatte und mich nun wieder im Freien auf der Landstraße befand, welche von beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt war, das kann ich nicht beschreiben.

Ich fühlte im Kopfe
Ein fürchterlich Sausen,
Ein Drängen und Brausen,
Wie in einem Topfe,
So sott es und gährt' es
Gleichgilt'ges und Werthes,
Geseh'nes, Verzehrtes
Lag bunt durch einander.
Noch ein Alexander
Wär' nöthig gewesen,
Mit einmal zu lösen
Den drückenden Knopf.
Verworren, verwickelt,
Entstellt und zerstückelt
Lag's in meiner Stirne,
Sucht' Platz im Gehirne.
Was falsch ist, was wahr,
Nicht wußt ich's zu sagen,
Es wollte nicht tagen,
Und nichts war mir klar.

Somit legte ich mich denn in die Ecke des Wagens mit dem tröstenden Gedanken: die Zeit werde das, was ich durch einige Tage in meinen Gedächtnißkasten hinein gestopft hatte, doch wohl sondern und ordnen und überließ mich dem ruhigen Beschauen der neuen Gegenstände, welche sich meinen Blicken darboten.

Wir fuhren über Ville-juif, Fromanton, Essonne, Ponthiery, Chailly nach Fontainebleau. Auf allen diesen Posten fanden wir eben so schnelle, als pünktliche Bedienung. Essonne ist eine Papierfabrik und der großen

Anstalt wegen merkwürdig, welche die Fabrication des Kanonenpulvers besorgt.

Vor Fontainebleau durchfährt man einen großen Wald, vor welchem sich ungeheure Felsenmassen erheben. In diesem Walde fröhnten die Könige von Frankreich der Jagdlust. Er mißt 26,424 Morgen Landes.

In Fontainebleau selbst ist das königliche Jagdschloß, welches Franz I. seiner schönen Diana von Poitiers zu Ehren gebaut hat, weswegen auch der innere Hof des Schlosses die Figur eines D bildet. Fontainebleau ist ein freundliches Städtchen von beiläufig 12,000 Einwohnern. Wir speisten daselbst zu Mittag und eine freundliche Wirthin bediente uns in weniger als 10 Minuten mit einem vollständigen Male.

Nachmittags legten wir Fossard, Ville-neuf-la-Guiard, Pont-sur-Yonne zurück und kamen Abends in dem Städtchen Sens an, wo wir zu bleiben beschlossen. Es war ein schöner warmer Abend und ich verließ sogleich unser Gasthaus, um einen Spaziergang durch das Städtchen zu machen. Es war von österreichischem Militär besetzt und Alles hier so ruhig, als ob nie ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich stattgehabt hätte. Auf dem Platze vor einer alten Kirche standen viele Offiziere und Bürger von Sens freundschaftlich bei einander und schwätzten vertraulich über Tagesneuigkeiten und Zeitungsnachrichten aus der Hauptstadt. Ich traf unter den Offizieren einen alten Bekannten, und dieser nahm mich sogleich mit sich zu seinem Hauswirth, den er mir als einen sehr liebenswürdigen Franzosen schilderte. Ich fand daselbst eine kleine Gesellschaft versammelt, in welcher ich die gewöhnliche Steifheit französischer Gesellschaften vermißte.

Man drang in den Offizier, sich zum Pianoforte zu setzen und einige österreichische Lieder zu singen, über die man sich zu Tod lachen wollte, obschon man kein Wort davon verstand. Hingegen war es für mich nicht minder lächerlich, die Tochter vom Hause das österreichische Dialectlied: „Wann ih in da Fruh aufsteh'," welches ihr der Einquartierte eingelernt hatte, ganz erbärmlich und ohne ein Wort recht auszusprechen, singen zu hören. Dennoch versicherte mich der Vater, daß seine Tochter durch den Herrn Offizier schon sehr viel in der deutschen Sprache profitirt habe. Während dieser Unterhaltung wurden wir mit Aepfeln und Butterschnitten bedient.

Ich empfahl mich, und der Offizier begleitete mich in meinen Gasthof, wo wir bei einem guten Nachtmal und einem Paar Bouteillen Burgunder so manche Erinnerungen an die Heimat im traulichen Gespräche erweckten und unsere Freunde und Bekannten in dem lieben Oesterreich hoch leben ließen. Man muß es gefühlt haben, um zu wissen, wie wohl es thut, mitten unter fremden Menschen und in einem entfernten Lande einen Landsmann anzutreffen. Da erst wird man sich der Stärke des Bandes bewußt, welches das Vaterland um seine Söhne zieht, und ich begreife jetzt recht wohl, wie sich Landsmannschaften bilden.

Dijon.

Als wir in der bedeutenden Stadt Dijon ankamen, herrschte dort die größte Lebhaftigkeit. Mehre der höchsten Autoritäten der österreichischen Armee hatten hier ihr Hauptquartier und es kam uns fast alle zehn Schritte ein

bekanntes Gesicht entgegen. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß unsere Offiziere in der Galanterie gegen Damen hinter den französischen nicht zurückblieben, und eben so viel Vergnügen machte es mir, zu sehen, daß die französischen Damen fremde Sieger zu schätzen wissen, als es mir einst Aerger verursachte, dieselbe Eigenschaft an unseren Damen wahrzunehmen. Wo nur ein hübsches schwarzgelocktes Köpfchen bei einem Fenster heraussah, da stand auch richtig eine weiße Uniform daneben, und wo uns eine Dame auf der Straße begegnete, da war sie von einem österreichischen Offizier begleitet, mit dem sie freundlich zischelte, während der Gemal, Vater oder Onkel nachdenkend hinterher zottelte.

Ich komme nun auf einen Punkt zu sprechen, welcher geeignet ist, Abscheu zu erregen. In Dijon treibt die zarte Jugend das schändliche Handwerk der Kuppelei und zwar mit einer Frechheit, welche über alle Begriffe geht.

Wir traten kaum auf den Hauptplatz, so sahen wir uns schon von 12—15 Knaben umrungen, deren ältester vielleicht 14, der jüngste kaum mehr als 7 Jahre zählen konnte. Alle drängten sich an uns und riefen uns mit einer bestialischen Miene zu: Jolies demoiselles Messieurs, si vous plait. Nach diesem allgemeinen Zuruf wollte Jeder das Prävenire spielen und so flüsterte mir Einer zu: Une belle Hollandaise Monsieur! Ein Anderer: Une Blondine de quinze ans. Ein Dritter: Une Allemande Monsieur qui chante et joue la harpe. Der Kleinste von Allen fletschte mir mit der unverschämtesten Miene entgegen: Une Negresse Monsieur noire comme l'ebène. Und nun scholl es wieder durch einander. Suivez moi, venez! ce petit menteur Vous donnera

une veuve de quarante pour une demoiselle de quinze ans. Einer strafte den Andern Lügen und jeder strich seine Waare so viel als möglich heraus. Endlich machten wir uns mit einem derben allez Vouz en! und einer unzweideutigen Stockbewegung Luft und gingen unserer Wege.

Schon durch einige Gassen waren wir gewandelt, als ich mich mit einem Male am Rockschoße gezerrt fühlte und den kleinen Ambassadeur der Negerin wieder bei mir stehen sah, der mich mit den Worten ansprach: Voilà la maison Monsieur! Ich sah den Kleinen staunend an und fragte ihn, was ihn vermocht habe mir unbemerkt zu folgen. „La delicatesse“ war seine Antwort. Ich schenkte ihm einen Frank für diese Delicatesse — und besah mir die Negerin, welche wirklich noire war comme l'ebène.

Unserer weitern Geschäftsreise und der Besitznahme unserer künftigen Residenz Bourg-en-Bresse stellten sich mehre Hindernisse entgegen, darum war es uns vergönnt; acht Tage in Macon zu bleiben, was für uns von nicht geringem Nutzen seyn mußte, da wir dadurch Gelegenheit erhielten, uns von dem Thun und Treiben einer französischen Provinzstadt näher zu unterrichten und uns hieraus Verhaltungsregeln für die Zukunft zu entwerfen.

Macon ist eine mittelmäßig große Stadt an der Saone; jene Häuser, welche am Quai liegen, sind neuer und schöner. Die ganze Stadt liegt auf einem mäßigen Hügel und man geht darin fast immer hügelan. Außer dem Quai sind die Straßen eng und finster. Das Merkwürdigste ist die alte steinerne Brücke über die Saone, von welcher man behauptet, sie rühre noch aus Julius Caesar's Zeiten hier. Es ist angenehm auf dieser Brücke zu

stehen und auf dem Fluße kleine Segelschiffe hinab schwimmen zu sehen. Am Ende des Quais befindet sich ein großer mit Bäumen besetzter Platz. Hier ist des Abends der Spaziergang sogenannter galanten Mädchen, welche wohl hier nichts weniger als galant sind, aber doch in ziemlicher Anzahl sich vorfinden.

Ich fand in Macon eine bereits schon völlig organisirte österreichische Interimsverwaltung, und die Mitglieder derselben waren theils ältere Bekannte von mir, theils war die Bekanntschaft mit den mir noch Unbekannten schnell angeknüpft; denn man schließt sich wohl nirgend schneller an einander, als dort, wo gleiche Sprache und Sitte uns nur zu einigen Wenigen hin ziehen.

Durch die Freunde wurde ich in mehre bedeutende Häuser in Macon eingeführt, und was fand ich da? Hier einen alten Ludwigsritter, der seinen Orden und seine Gesinnungen lange versteckt gehalten hatte und nun auf einmal wieder hervortrat; dort einen neugebackenen Emporkömmling, der alle Porträte Napoleon's, die er nur in seinem Hause hatte, verbrannte. Hier eine steife Matrone, welche sich des Tages wohl zwanzig Mal die Lieder: Sous le Louis la France heureuse et fiere etc.; und des Alliées la noble vaillance etc. vorsingen ließ und doch fast vor Schrecken in Ohnmacht fiel, wenn sie ein Einquartierungsbillet von einem solchen Allié bekam, und bei ihr zwei junge Gänschen von Nichten, welche sich den ganzen Tag über damit marterten, den deutschen Namen des Herrn Lieutenants aussprechen zu lernen, den sie gestern ins Quartier bekamen. Hier einen kecken jungen Burschen, der auch im größten Koth in Schuhen und Strümpfen daher geht, die Liliendecoration nicht von der Brust bringt, alles mit

aufgeblasenen Backen lobt, was er an den fremden Rettern (wie er die Oesterreicher nennt) sieht, und insgeheim Epigramme auf sie macht. Dort einen alten Politiker, der alle Zeitungen frißt, über Alles seine Glossen macht, das Gute verkleinert, das Böse vergrößert, die Grenzfestungen und das Museum im voraus schon Stück für Stück an die Alliirten vertheilt, jede Regierungsveränderung bekrittelt und doch immer mit den Worten: vive le roi! schließt.

Ich könnte noch hundert Originalien solcher Art copiren, allein ich bescheide mich mit kurzen Worten zu erklären, daß ich nur sehr wenige Menschen fand, denen ich einen festen Charakter zutrauen konnte, nur sehr wenige, welche sich erkühnten frei zu sprechen und zu handeln. — Alles schlug sich zu einer Partei und fast Niemand ging seinen Weg des Rechten ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände.

Hier war es eigentlich zum ersten Male, wo mich die unveränderliche Veränderlichkeit der Franzosen so recht anekelte und ich mich in jeder Gesellschaft allein fühlte.

Außer dem magern Vergnügen in solchen Gesellschaften, wo Einer dem Andern nicht traut, war in Macon wenig Unterhaltung zu finden. Es bestand hier kein Theater und wäre zu dieser Zeit nicht sehr angenehmes Wetter eingefallen, ich hätte mich darauf beschränken müssen, mich zu einen hiesigen Buchhändler zu setzen und in elenden Romanen zu blättern. Ich habe dieß auch nur eine einzige Stunde gethan und in einem Lesecabinet bei 6000 Romane gefunden.

Ein Kaffeehaus auf dem Quai, vor welchem ein Zelt

aufgeschlagen war, nannten die anwesenden Offiziere ihren „Hugelmann“ und versammelten sich dort zu Spiel und Tabakrauch. Auch ich rauchte mein Nachmittagspfeifchen dort und sah, wie die Kriegsmänner die hübsche junge Caffeewirthin einschlossen und belagerten. Das muthige Weibchen aber, wenn es ihr zu arg wurde, haute mit ihren runden fleischigen Armen tapfer um sich und machte einen Ausfall in die Küche.

Es sei mir erlaubt, hier einer Anecdote zu erwähnen, welche sich während meiner Anwesenheit in Macon zutrug, und welche zeigt, wie schnell die Franzosen den Mantel nach dem Winde kehren. Ein gemeiner Franzose hatte einen österreichischen Soldaten ohne Ursache beleidigt und endlich gar geprügelt. Der Militärgouverneur hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er den Uebermüthigen arretiren ließ und nach erhobenem Thatbestande ihm 15 Prügel durch österreichische Corporalshände, und zwar zum warnenden Beispiel auf offener Straße am Quai zuerkannte. Die Execution wurde vollführt, der ganze Platz war voll Menschen, die sich wohl hüteten, das Spectakel zu unterbrechen, da sie die Bajonnete ringsum in Respect hielten. Allein die zartnervigen Damen an den Fenstern fanden die Strafe empörend, und riefen ein Mal über das andere: „Ah, mon Dieu! comme il est Cannibal, Monsieur le Commandant!“ Man mochte das hinabgehört haben, und alsogleich wurde einer der größten Feldwebel abgeordnet, die Damen zu besuchen und ganz höflich zu fragen, ob sie vielleicht etwas dawider einzuwenden hätten? Ich selbst stand bei einer solchen Dame am Fenster und hatte ihr eben ihr unkluges Benehmen verwiesen, als der alte Schnurbart in das Zimmer trat,

in militärischer Stellung die rechte Hand an die Mütze legte und in tiefem Baß herabdonnerte: „Seine Excellenz der Herr General lassen sich höflichst empfehlen und fragen, ob Ihnen vielleicht das nicht recht ist, was da unten geschieht?"

Alles schwieg, man hörte nur ein leises Hüsteln und ein —oh, voyez — ce n'est pas — und der Feldwebel machte kehrt um und ging wieder ab.

Wir sollten nun schon in unserer Station Bourg-en-Bresse sein, allein es hatte sich das Gerücht verbreitet, daselbst sei kein Militär und das dortige Volk sei im größten Aufruhr. Man erzählte nämlich: Baron Roschmann, früherer Gouverneur daselbst, habe der Stadt Bourg-en-Bresse eine Kriegscontribution von 50,000 Francs auferlegt, weil man, als der Cardinal Fesch und Madame Lätitia durch die Stadt gekommen waren, vive Napoleon! gerufen hatte.

Mein Reisegefährte und Vorgesetzter war nun etwas furchtsam und wagte es nicht, sich nach Bourg zu begeben. Er zog mich zu Rathe und eröffnete mir, er sei Willens, nach Lyon zu gehen, wo Roschmann gegenwärtig sei, diesen zu fragen, ob sich alles so verhalte und ob es rathsam sei, dahin zu gehen? „In zwei Tagen," sagte er, „bin ich wieder hier, Sie erwarten mich indessen und wir werden sehen, was zu thun ist."

„Herr Graf," antwortete ich ihm, „es wird vielleicht noch besser sein, wenn ich mich in diesen zwei Tagen nach Bourg selbst begebe und mich überzeuge, wie es dort aussieht."

„Wenn Sie den Muth haben, so thun Sie es, es wird mir lieb sein," versetzte er verwundert. „Ihre Reisekosten bezahle ich mit Vergnügen."

So wurde es denn beschlossen. Ich weiß nicht, woher ich damals den Muth nahm, allein ich glaube es war eben die Furchtsamkeit meines Vorgesetzten, welche meine Courage erweckte.

Ich bestellte also Postpferde, brauchte aber die Vorsicht, meine Uniform und alle militärischen Abzeichen, von mir zu legen und mich ganz in Civil zu kleiden.

Als ich nun so fuhr und über mein gewagtes Beginnen nachdachte, wurde mir wohl ein wenig schwül; allein ich rief mir ins Gedächtniß zurück, was ich mir schon in Wien vorgenommen hatte: überall, wo ich hinkäme, mir eine Frau geneigt zu machen und mich in ihren Schutz zu begeben.

Ich kam in Bourg-en-Bresse an, stieg in dem Gasthof ab, und da eben Sonntag war (ich war bei Nacht gefahren), so begab ich mich in die Kirche, ich kann wohl gestehen, um den Allmächtigen anzuflehen, mich in dem fremden Lande zu beschützen. Er sandte auch wirklich einen schirmenden Engel, einen Engel an Gestalt und Herzensgüte.

In einem Stuhle sah ich eine verschleierte Frau, welche sehr andächtig betete.

Ich weiß nicht, ob sie mich bemerkt hatte, oder ob sie sah, daß ich ihr folgte, als sie aus der Kirche ging: kurz, sie schlug im Freien den Schleier zurück und ich sah ein Antlitz, aus welchem Milde und Güte sprachen und das mich unwiderstehlich anzog und fesselte.

Ich benutzte eine weniger besuchte Straße um mich ihr zu nähern und sprach sie mit den Worten an (versteht sich französisch): „Madame! wollen Sie einem Fremden einige Worte erlauben, dem die Züge der Milde,

welche auf Ihrem Antlitze sich deutlich aussprechen, Vertrauen einflößen?“

Etwas verlegen antwortete sie mit einer sanften Stimme: „Sprechen Sie, worin kann ich Ihnen dienen?“

Ich gestand ihr nun unverhohlen und mit der größten Aufrichtigkeit, daß ich einer der österreichischen Beamten sei, welche bestimmt sind, sich in Bourg niederzulassen, und hier provisorisch die Regierung zu übernehmen; ich erzählte ihr, was wir von der Unsicherheit dieser Gegend vernommen hätten und daß daher meine Amtscollegen in Macon zurückgeblieben seien und mich vorausgesandt hätten, mich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Gerüchte vorerst zu überzeugen; ich bat sie endlich, mich mit der Lage der Dinge bekannt zu machen, und schloß mit den Worten, ich hätte mich an eine Frau gewendet, weil ich weiß, daß diese an politischen Parteien weniger Antheil nehmen und ein Herz für den Menschen haben, er mag Franzose oder Oesterreicher sein.

„Und sie sollen Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben,“ versetzte die Schöne. Mein Mann und ich sind gut royalistisch gesinnt, und ebenso auch der Maire unserer Stadt. Kommen Sie mit mir, ich werde Sie zur Schwester des Letzteren führen, welche meine Freundin ist; diese wird Sie mit ihrem Bruder bekannt machen und Sie von ihm die nöthigen Aufschlüsse erhalten.“

Ich dankte ihr herzlich und folgte ihr.

Die Freundin, eine Witwe, nahm mich sehr zuvorkommend auf, stellte mich ihrem Bruder dem Maire vor, und von diesem erfuhr ich, daß wohl Unruhen im Städtchen selbst und in der Umgegend vorgefallen seien, daß aber jetzt alles ruhig, und für die Folge um so weniger etwas zu

besorgen sei, da er den Auftrag erhalten habe, für ein morgen einzumarschirendes österreichisches Regiment Unterkunft zu veranstalten.

Ich bat ihn auch für meinen Reisegesellschafter und mich Quartiere zu bestimmen, und zwar für Jenen, als zeitweiligen Civilgouverneur, ein angemessenes, großes, für mich aber nur ein kleines Zimmer; und sieh da, ich erhielt eine Einquartirungskarte bei jener Dame, die ich mir zum Schutzgeist erkoren hatte.

Der Maire lud mich zum Mittagmale und dessen Schwester und mein Schutzgeist speisten mit uns, da, wie ich erfuhr, der Gemal des Letzteren eine kleine Geschäftsreise nach Lyon unternommen hatte.

Es war wohl natürlich, daß ich alle meine Kunst aufbot, mich so liebenswürdig als möglich zu zeigen. Ich erzählte von Wien, kramte Anecdoten aus, lobte Frankreich so viel es mir nur immer möglich war, und sowohl der Herr Maire als die beiden Damen schienen Wohlgefallen an mir zu finden. Ich aber fand ganz besonderes Wohlgefallen an meinem Schutzgeist.

Als ich mich des Abends empfahl, um wieder nach Macon zurück zu kehren, hatte sich schon fast ein Freundschaftsbund um uns geschlungen; denn als ich meine Beschützerin nach Hause begleitete, bat sie mich, ihr, wenn ich hier anfange zu regieren, auch meinen Schutz angedeihen zu lassen, indem sie ihre Freude bezeigte mich in ihrem Hause beherbergen zu können, und als ich ihr beim Abschiede die schöne Hand küßte, glaubte ich auch einen leisen Druck zu verspüren.

Seelenvergnügt kehrte ich nach Macon zurück, stattete meinem Vorgesetzten Bericht ab, und schon am nächsten

Tage fuhren wir mitsammen im vollen Ornate nach Bourg-en-Bresse. Der Maire empfing uns feierlich und führte uns in die für uns bestimmten Quartiere. Der Herr Graf war mit dem seinigen sehr zufrieden, hätte mich aber gerne bei sich gehabt. Ich aber war mit dem meinigen noch mehr zufrieden und hätte es um keinen Preis mit einem andern vertauscht.

Wir fingen nun an zu regieren, aber sehr gemach auftretend; denn von Energie war mein guter Graf kein Freund. Wir ließen nur zwei Placate ergehen. In dem einen zeigten wir an, daß wir von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich beauftragt seien, die Leitung des Departements de l'Ain provisorisch zu übernehmen, in dem andern warnten wir vor allen öffentlichen Unruhen.

Jedes Gouvernement bestand aus einem Gouverneur, zwei Gouvernements-Commissären und mehren Hilfsbeamten. Mein Reisegefährte war nur zum Commissär bestimmt und übernahm als solcher einstweilen die Leitung. Bald aber kam der zum Gouverneur designirte Hofrath Delvaux selbst und mehre Hilfsbeamte an, und wir waren daher von aller Verantwortlichkeit frei.

Ich will nun vorerst über die ämtlichen Verhältnisse in Bourg-en-Bresse sprechen, später werde ich von meinen Privatangelegenheiten reden.

Die Stellung unseres Gouvernements wurde dadurch sehr schwierig, daß es fast immerwährende Reibungen zwischen uns und den Militärautoritäten gab. Wir hatten die gemessensten Befehle von Seite des Armeeministers, keine Uebergriffe einzelner Corpscommandanten zu dulden, und diese fragten wieder den Henker nach uns und unsern Anordnungen.

Ich will hier eines der auffallendsten Beispiele anführen.

Wir hatten den Auftrag darüber zu wachen, daß kein Offizier, Commandirender oder Subalterner, etwas im feindlichen Lande requirire, und wenn Requirirungen nothwendig befunden wurden, so würden die nöthigen Befehle an die Gouvernements ergehen und von diesen zu bewerkstelligen sein.

Nun hatte ein Offizier, ein Hauptmann, in einem nahegelegenen Dorfe Sohlenhäute requirirt und der Maire kam zum Gouverneur und führte darüber Beschwerde. Wir meldeten dies dem Commandirenden, Grafen von Colloredo, zu dessen Corps jener Offizier gehörte, und ersuchten zu verfügen, daß die Sohlenhäute entweder in natura zurückgestellt oder der Werth derselben in Geld uns zugestellt werde.

Und was bekamen wir von dem Herrn Grafen von Colloredo, den die Franzosen mit Recht Vandamme autrichien nannten, für eine, hier wörtlich mitgetheilte Antwort?

„Löbl. Gouvernement zu Bourg-en-Bresse!

Mein Offizier, der Hauptmann N., hat Sohlenhäute requirirt, das ist wahr; er hat dieselben für seine Truppe verschneiden lassen, weil sie keine ganzen Schuhe mehr hatte, also kann er sie in natura nicht mehr zurückstellen, er wird aber auch kein Geld dafür schicken. Uebrigens kann uns allebeide ein löbliches Gouvernement —.“ (Dieser Gedankenstrich verweiset auf eine Stelle im „Götz von Berlichingen“.)

Es versteht sich, daß wir diese höfliche Einladung an das Armeeministerium einsandten; wir erhielten aber

keine Genugthuung, auch sogar keine Antwort; die Note wurde blos zur Wissenschaft genommen.

Auch die gerechten und von dem Armeeministerium gebilligten Anforderungen der verschiedenen Corpscommandanten waren verschieden, und diese Verschiedenheit hatte für uns viel Unangenehmes. So z. B. war von Colloredo bestimmt, daß beim Durchmarsche jeder Mann seines Corps eine Maß Wein zu erhalten habe, Schwarzenberg aber bestimmte für jeden Mann seines Corps nur eine halbe Maß. Kam nun ein Schwarzenbergisches Regiment und hatte erfahren, daß ein Colloredi'sches vor ihm mehr Wein bekommen habe, so hatten wir unsere liebe Noth. Zum Glücke war der Maire ein sehr williger Mann, der uns nach Wunsche that.

Die Stadt selbst war ziemlich ruhig. Sie fürchteten die Bajonnete und uns standen viele zu Gebote.

Nur einmal schrien die Bourger noch vive l'empereur; daß die Lüfte wiederhallten, und sie machten das so pfiffig, daß wir es ihnen gar nicht übelnehmen durften. Es geschah nämlich am 4. October, dem Namenstage des Kaisers Franz. Wir wußten aber wohl, was für einen Empereur sie meinten.

Was mich betrifft, so war ich in Bourg wirklich ein „Gott in Frankreich" und führte ein herrliches Leben. Ich hatte täglich 4 fl. Diäten aus der Gouvernementscasse, und außerdem noch von der Stadt 25 Franken Etappengeld. Ich brauchte aber gar kein Geld, denn ich genoß in dem Hause meines Schutzgeistes, wo ich einquartiert war, alles umsonst. Ich wurde in alle bessern Cirkel der Stadt gezogen, und alles dieses versüßte mir noch die Liebe meiner angebeteten Hauswirthin. Sie war meine Lehrerin

in der bessern französischen Sprache, welche ich damals noch ziemlich radebrechte. Ihr Gemal, ein Mann schon in den Sechzigen, hatte mich auch lieb gewonnen, und gieng in sein Casino, während ich selige Stunden in der Gesellschaft seiner himmlischen Gattin genoß. Ja, er hatte auch nichts dagegen, wenn ich mit ihr allein spazieren gieng, und er ersuchte mich sogar einmal, seine Frau auf einem Ausfluge nach Lyon zu ihren Eltern zu begleiten. Es war daher wohl natürlich, daß das Verhältniß zwischen uns immer herzlicher und inniger wurde, und daß ich, da meine frühern Zuneigungen nur Jugendliebeleien waren, jetzt erst eigentlich fühlte, was wahre heiße Liebe sei.

Wie weit es mit dieser Liebe gekommen sei, und wie lange sie gedauert habe, werde ich später erzählen, und man wird darin Ingredienzien genug zu einem tüchtigen Romane finden.

Jetzt will ich noch von der Stadt Bourg und von mehren einzelnen Ereignissen, in so ferne sie irgend eine Einwirkung auf mich hatten, reden.

Als Hofrath Delvaux angekommen war und die Gouvernementsleitung übernommen hatte, war die Autorität meines Reisegesellschafters, des Grafen, fast zu Ende. Ich mußte nun im Bureau des Gouverneurs arbeiten, und der Graf saß Tage lang zu Hause allein am Fenster und sah in den Hof hinab, in welchem sein Wagen in einer Remise stand. „Ach!“ sagte er einst zu mir, „wann wird dieser Wagen sich rühren, und ich wieder in mein liebes Wien zurückkehren können?“

Ich rieth ihm, da sein amtliches Wirken hier von nun an doch nur ein untergeordnetes sein könne, bei dem Armeeministerium um Enthebung von seiner Stelle einzuschreiten

und Kränklichkeit als Grund anzugeben; er that es, erhielt in kurzer Zeit seine Entlassung und reiste seelenvergnügt ab.

Obschon ich eigentlich ihm als Secretär beigegeben war, so blieb ich doch bei dem Gouvernement in Bourg, da Hofrath Delvaux meine Dienstleistung als nothwendig dem Armeeminister meldete, eigentlich aber, weil ich mich hier vortrefflich befand und besonders durch die Bande der Liebe festgehalten wurde.

Hier studirte ich nun die französische Sprache, die französischen Menschen und ihren Character ganz genau. Es bot sich mir ja Gelegenheit genug dazu; denn ich hatte überall Zutritt und war überall gut aufgenommen.

Die Amtsgeschäfte nahmen meine Zeit sehr wenig in Anspruch und ich hatte daher Muße genug, alles zu sehen und meine Erfahrungen zu bereichern.

Sehr oft besuchte ich den Gerichtshof und wohnte den Criminalverhandlungen bei, welche immer öffentlich gepflogen werden.

Es war damals eben ein Prozeß von großer Bedeutung anhängig, welcher außerordentliches Aufsehen machte. Es waren nämlich drei Räuber eingezogen worden, welche unter den Namen chauffeurs bekannt waren. Man nannte sie darum so, weil sie Feuer anzündeten und ihre Opfer so lange über dasselbe hielten, bis sie angaben, wo sich ihr Geld befinde.

Die Verbrecher waren von dem Tribunal zu Bourg zum Tode verurtheilt worden; da aber die Schuldigen die Appellation anmeldeten, so war das Urtheil nach Paris zum obersten Gerichtshof gesandt worden, und von diesem bestätigt zurückgelangt.

Der Tag zur Hinrichtung wurde bestimmt, und am

Vorabende die Guillotine auf einem Wagen nach einem freien Platze vor der Stadt geführt. Da die Bevölkerung von Bourg dieses wußte, so waren an diesem Abende alle Fenster, Jalousien und Vorhänge aller Häuser geschlossen, um ja die Maschine nicht zu sehen und selbst das Rasseln des Wagens nicht zu hören, durch welche in der Schreckenszeit der Revolution fast jede Familie ein Mitglied verloren hatte.

Erst am frühen Morgen des Hinrichtungstages selbst ward den Verbrechern angekündigt, daß in Paris ihre Appellation verworfen und das Urtheil, welches ihnen nochmals vorgelesen wurde, bestätigt worden sei und binnen einer Stunde vollzogen werde.

Mit dem Greffier, welcher dieses verkündete, traten auch ein Priester, der Henker und drei seiner Knechte ein.

Da die drei Verbrecher den Trost der Religion fest und entschlossen zurückwiesen, so trat der Priester nach einigen heilsamen Ermahnungen wieder ab, die Knechte des Henkers aber schnitten den Delinquenten die Haare ab und bekleideten den Obertheil ihrer Körper mit rothen Hemden.

Der Greffier fragte, ob sie noch etwas wünschten. Zwei waren schon fast bewußtlos, der dritte aber, ein Koloß, bat um Wein und Rauchtabak, welches ihm bewilligt wurde.

Nach einer Stunde setzte sich der Zug in Bewegung. An der Spitze eine Abtheilung berittener Gendarmerie, dann der Greffier mit Stab und Urtheil; darauf folgten die drei Delinquenten, die Hände auf dem Rücken gebunden, in die von beiden Seiten Knaben zwischen 8 und 10 Jahren sich einhingen. Da mir dieses neu war, so fragte ich

um die Ursache dieser sonderbaren Gewohnheit, und man sagte mir, daß dies zum Zeichen geschehe, daß der Verbrecher durch die erlittene Strafe mit der menschlichen Gesellschaft wieder ausgesöhnt sei.

Da zwei der Delinquenten schon so schwach waren, daß sie im Gehen von den Henkersknechten mehr getragen als unterstützt werden mußten, so behielt ich nur den Dritten im Auge. Er ging festen Schrittes vorwärts, und als ihm eine kleine hölzerne Pfeife, aus welcher er rauchte, aus dem Munde fiel, sprang er zornig mit beiden Füßen darauf, zertrat sie und sagte: „Est-ce que tu m'abandonne avant que je t'abandonne moi?“

An der Guillotine angelangt, wurden die beiden Ersten sehr schnell hingerichtet, der Dritte sah starren Blicks zu und murmelte nur, als der Kopf des Zweiten fiel: Bon voyage, mon camerade“ Als er aber nun selbst das Blutgerüste besteigen sollte, weigerte er sich und sagte, er werde sich nicht früher an das Brett anschnallen lassen, bis man dasselbe von dem Blute seiner Kameraden gereinigt habe, welches daran klebe. Man that ihm seinen Willen, ließ das Brett abwaschen, dann stellte er sich lächelnd daran, und sein Kopf fiel. Als er das letzte Begehren stellte, hörte ich einigen Bravoruf, der mich mit Schauder erfüllte.

Bourg-en-Bresse ist für Frankreich das, was für Oesterreich Gratz ist. Man hat dort die ausgezeichnetsten Kapaune, die überall hin, auch selbst in die Hauptstadt verführt werden. Auch treffliche Liqueurs werden dort bereitet.

Man zeigte mir das Haus, welches der berühmte Astronom Lalande bewohnte und in welchem er auch starb.

Während meiner Anwesenheit bewohnten es österreichische Soldaten.

Einen sehr schönen Spaziergang haben die Bewohner in einer großen Allee, welche sie au Maille nennen. Man sieht da in der Ferne den Mont-Blanc, und der Spaziergang ist gegen Mittag sehr stark besucht.

An die Stelle meines Grafen, welcher voll Freuden nach Wien zurückgekehrt war, kam Baron Münch-Bellinghausen als Gouvernementscommissär nach Bourg. Baron Münch war zu jener Zeit, im Jahre 1815, Kreiscommissär in Teplitz, und ist jetzt, im Jahre 1846, wo ich dieses schreibe, Graf, geheimer Rath, Präsident der Bundesversammlung, und mit so vielen Orden bedeckt, daß nur seine breite, erhabene Brust im Stande ist, sie zu tragen. Diesem Mann mußte es glücken, sich zu den höchsten Würden empor zu schwingen. Ich hatte Gelegenheit, ihn hier genau kennen zu lernen und ihn wahrhaft zu bewundern. Sein Scharfblick, in jeder Lage das Zweckmäßige zu ergreifen, und seine Entschlossenheit, dieses auch alsogleich auszuführen, seine Bündigkeit im Style und im Geschäftsgange, seine Schlauheit, immer genau zu wissen, woher der Wind weht, und in wie weit er diesem Winde vertrauen dürfe, und daneben auch sein feiner Umgangston und seine einnehmende Persönlichkeit mußten ihm alle Hindernisse überwinden, alle allfälligen Gegner besiegen, alle ihm anvertrauten Geschäfte zum erwünschten Ende führen helfen. Ich freue mich noch immer, unter ihm gedient zu haben, und nie mehr ist mir ein — damals noch so junger — Mann mit so außerordentlichen Talenten für den Staatsdienst, auch selbst in der Diplomatie vorgekommen.

Mein Aufenthalt in Bourg währte bis zu Ende November. Der Gouverneur Hofrath Delvoux und seine Unterbeamten waren schon im September vom Armee-Ministerium abberufen worden und abgereist. Nur Baron Münch, ich und ein Herr Haffner erhielten den Auftrag, noch so lange zu bleiben, bis die erste Kriegscontributionsrate, welche auf dieses Departement entfiel, einbezahlt und von uns an das Armeeministerium abgeführt sein würde.

Wir brachten auch dies Geschäft glücklich zu Ende, und nun trug mir Baron Münch an, mit ihm in seinem Wagen die Reise durch ganz Italien nach Wien zu machen.

Es versteht sich, daß ich diesen Antrag mit dem größten Dank annahm; denn einerseits sah ich dadurch Italien und anderseits durfte ich nur auf jeder Post ein Postpferd bezahlen, und der Preis des zweiten fiel in meinen Sack, was bei einer so großen Reise eine bedeutende Summe ausmachte.

Eine lange dauernde Liebschaft.

Es ist hier der Ort, von meiner Liebschaft ausführlich zu sprechen und ihre Folgen vom Jahre 1815, da sie entstand, bis zum Jahre 1856, da sie noch nicht ihr Ende erreicht hat, also durch 41 Jahre, fortzuführen, weil sie von seltsamen Umständen begleitet und einem Roman nicht ganz unähnlich ist.

Es ist wohl kein Wunder, daß ein Mann von 34 Jahren, wie ich damals war, und eine Frau (Marie will ich sie nennen), welche damals 22 zählte und einen 60jährigen Gatten hatte, nicht nur blos von Händedrücken und Küssen lebten, sondern auch sich inniger vereinigten. Wir waren beide unaussprechlich glücklich, und ich kann die Zeit,

die ich in Bourg in den Armen Mariens verlebte, als die süßeste meines ganzen Lebens betrachten.

Natürlich war der Auftrag, der mich nach Wien zurückrief, ein Donnerschlag für uns Beide. Ich werde den letzten Abend vor meiner Abreise niemals vergessen. Ich hatte Marie gebeten, an diesem Abend Gesellschaft zu sich zu bitten, damit wir ja nicht allein seien. Sie that es. Die Gesellschaft war fröhlich, nur wir Beide stimmten mit nassen Augen in diese Fröhlichkeit ein. Gegen Mitternacht empfahlen sich die Gäste, und nur eine Freundin Mariens blieb die Letzte, mit welcher es Marie so abgemacht hatte, weil sie wußte, daß ihr Gatte die Artigkeit haben würde, sie nach Hause zu begleiten, und daß sie dann allein einen zärtlichen Abschied von mir nehmen könne.

Diesen Abschied bin ich nicht im Stande zu beschreiben. Wir gaben uns die heiligsten Versicherungen ewiger Liebe, ich schwur ihr, sobald es meine Umstände zulassen würden, wieder nach Bourg zu kommen; ihre Arme hatte sie um meinen Hals geschlungen, und sie hielt mich so fest, als ob sie mich nie mehr loslassen wollte, und Ströme von Thränen fielen von ihrem Gesichte auf das meinige; denn unser beider Mund wollte sich erst nach einem ewigen Kusse trennen. Plötzlich aber fühlte ich, daß ihr Kopf und ihre Arme herabsanken und sie lag ohnmächtig in meinen Armen.

Man stelle sich meine entsetzliche Lage vor. Marie bewußtlos, ihr Gemal konnte jeden Augenblick zurückkommen, die Dienerschaft durfte ich nicht zu Hilfe rufen. Ich versuchte Alles, sie wieder ins Bewußtsein zurückzurufen und es gelang mir; ich hatte nur noch Zeit, sie zu bitten, sich schnell in ihr Schlafgemach zu begeben und ihr zu ver-

sprechen, daß sie mich morgen noch einmal sehen werde; dann eilte auch ich in das meinige, und hörte, wie Mariens Gatte zurückkam.

Ich durfte es aber nicht wagen, am nächsten Morgen vielleicht noch eine ähnliche Scene herbeizuführen. Ich ließ also noch in der Nacht mein Gepäck in den Gasthof bringen und nahm dort selbst ein Nachtlager, nachdem ich einen Brief an Mariens Gatten zurückgelassen, in welchem ich ihm für die freundliche Aufnahme in seinem Hause dankte und um Entschuldigung bat, es nicht persönlich thun zu können, da mir die Trennung zu schmerzlich wäre.

Um 6 Uhr Morgens reiste ich mit Baron Münch ab. In dem Augenblicke aber, als ich in den Wagen stieg, trat Mariens Freundin noch zu mir und überreichte mir Mariens noch von Thränen feuchtes Sacktuch und eine Locke ihres rabenschwarzen Haares.

Diese meine Liebesgeschichte will ich bis zu deren letztem Augenblicke fortführen.

Durch ein halbes Jahr schrieben wir uns nun Beide allwöchentlich wie wir einander versprochen hatten. Ich ließ in Wien von Daffinger mein Porträt für Marie malen (das ihrige hatte ich schon in Bourg von ihr erhalten), ließ es in ein sehr elegantes Nähkissen verborgen einmachen und sandte es an ihren Gemal mit der Bitte, es seiner Frau als Andenken von mir zu übergeben. Ihr aber schrieb ich, wenn sie an einer angedeuteten Stelle drücke, so werde das Nähkissen aufspringen und ihr mein Bild zeigen.

Fünfzig Briefe waren von meiner und fünfzig von ihrer Seite gewechselt, (ich besitze die ihrigen und ich kann sie Musterbriefe an Geist und Styl nennen), als ich plötz-

lich zwei Briefe auf einmal erhielt, einen von Marie und einen von ihrem Gatten.

Marie schrieb mir, sie sei an ihrem Nähtischchen gesessen, ihr liebes Nähkissen vor ihr, und ihr Gatte an ihrer Seite. Plötzlich sei das Kissen hinabgefallen, aufgesprungen und der Gatte habe mein Bild gesehen. Er habe sogleich ihren Kasten aufgesprengt und alle meine Briefe gefunden, welche sie so unvorsichtig aufbewahrt habe. Welche Scene es hierauf gegeben, könne ich denken. Sie konnte nur dadurch eine Scheidung verhüten, daß sie ihm den Schwur leisten mußte, jede Verbindung mit mir abzubrechen. Sie bitte mich also, ihr nicht mehr zu schreiben, versprach mir, mein Bild stets in ihrem Herzen zu behalten und bat, ich möge auch sie nicht vergessen.

Wie der Brief des Herrn Gemals verfaßt war und welche Ehrentitel ich darin erhielt, dies mag sich Jeder selbst ausmalen.

Dieses geschah im März 1816.

Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1847, also durch 31 volle Jahre, vernahm ich nun von dieser ganzen Familie, ungeachtet oft wiederholter Erkundigungen, nichts mehr.

Erst im Jahre 1847 glückte es mir, durch einen Freund in Lyon ausführliche Nachrichten von dieser Familie zu erhalten, welche also lauteten:

Marie habe einige Jahre nach meiner Entfernung, zwar vereint mit ihrem Gatten, aber von demselben mit steten Vorwürfen überhäuft, ein trauriges Leben geführt, sein hartes Benehmen gegen Marien habe sich noch vermehrt, als sie im Jahre 1816 ein Töchterchen gebar, das er nicht für das seinige erkannte; dennoch habe er ein öffentliches Scandal vermieden nnd sich nicht von ihr getrennt.

Im Jahre 1822 sei er gestorben, und habe sein großes Vermögen seinem Sohne, der zur Zeit meines Aufenthaltes in Bourg 5 Jahre alt war, hinterlassen, seiner Wittwe aber nur ein kleines Legat zugewendet und ihre Tochter gänzlich enterbt.

Der Präfect des Departements habe sich später in Marien verliebt, und als er nachher zum Minister emporstieg und nach Paris kam, folgte ihm Marie dahin.

Aber auch er starb und Marie kehrte nach seinem Tode wieder nach Bourg zurück, wo ihr Sohn sein Vermögen mit ihr theilte und sie mit ihm, der sie sehr liebt, vereint lebt. Die Tochter aber habe sich verheiratet, und zwar in dem Städtchen Saint-Amour, und lebe dort glücklich mit ihrem Gatten und zwei lieben Kindern.

Als ich alles dieses im Jahre 1847 vernahm, schrieb ich ihr nun wieder, und — hört! hört! seitdem stehen wir bis jetzt (1861), wieder in ununterbrochener freundschaftlicher, ja ich darf sagen, liebevoller Correspondenz.

Wenn man bedenken will, daß wir beide, ich im 81. und sie im 73. Jahre uns noch immer sehen, wie wir uns vor 46 Jahren sahen und kannten, so wird man den unendlichen Reiz begreifen, den eine solche Correspondenz für zwei alte Leute hat, wie sie uns verjüngt, und wie ich die süßesten Tage meines Lebens noch einmal durchlebe.

Ich möchte Marien wohl noch einmal in meinem Leben, vor allem aber ihre Tochter sehen, und wenn mir Gott noch länger das Leben schenkt, so dürfte es auch geschehen, wenn anders meine Besorgniß sich nicht verwirklicht und sie vor mir hinübergegangen ist, denn seit 9 Monaten habe ich keine Zeile von ihr. — —

Von Bourg-en-Bresse fuhr ich mit Baron von Münch, in seinem eigenen Wagen, durch Italien nach Wien zurück.

Ich werde auch von dieser Reise nur wenige einzelne Kleinigkeiten mittheilen, das Große, Herrliche findet man überall beschrieben, und zwar:

Lyon, die zweite Stadt Frankreichs hat eine Lage zwischen den beiden Flüssen Rhone und Saone und rechts vom Gebirge beherrscht. Wir stiegen im Hôtel du Nord ab, wo wir weder mit Bedienung, noch mit Speisen zufrieden waren.

Wir blieben einige Tage daselbst und was ich hier sah, war Folgendes:

Die beiden Quais, der Rhone- und der Saone-Quai sind herrliche Spaziergänge, wo man kleine Segelschiffe auf beiden Flüssen hinabgleiten sieht.

Der place bellecour führt seinen Namen mit vollem Recht. Er ist ganz viereckig und der größte, den ich in meinem Leben gesehen habe. Man behauptet, er sei auch der größte in ganz Europa. Einen ungeheuern Eindruck hat es auf mich gemacht, als ich eines Abends auf diesem Platze ein ganzes österreichisches Regiment die Volkshymne mit Begleitung der Regimentsmusik absingen hörte.

Auch der place terreaux, auf welchem sich das Stadthaus befindet, führt seinen Namen leider mit Recht; denn auf diesem Platze fanden zur Zeit der Revolution unzählige Hinrichtungen mittelst der Guillotine Statt.

Der erzbischöfliche Pallast sammt seiner Kirche ist ein imposantes Gebäude, und in der letztern befinden sich schöne alte Fenster mit Glasmalereien.

Ich habe auch das Museum der Künste, in dessen

Säulengange sich schöne antike Monumente befinden, gesehen, die herrlichen Lyoner Tücher, Bänder und Stickereien bewundert, die Straßen der Stadt enge und unreinlich gefunden, die Auslagen der Kaufleute aber sehr schön.

Die Fiaker sind elend. Ich habe auch zwei Theater besucht. Im großen Theater gab man eine Tendenz-Oper: le roi et la ligue mit Musik von Bochsa, in welcher alle Anspielungen ungeheuer applaudirt wurden. Eine Mlle. Lemél hatte eine hübsche Stimme und viel Gefühl, war aber entsetzlich dick. Auch sie erhielt viel Beifall, weil — weil sie eine Royalistin war.

Das Théâtre des Celestins ist das Theater für die Freudenmädchen, welche sich da in Menge einfinden, nach jedem Akte in den Foyers und auf den Altanen ihre Geschäfte abschließen. Das Theater hat 3 Stockwerke, aber der Zuseherplatz ist miserabel. Im ganzen Orchester befanden sich nur 7 Musiker, obschon ein Vaudeville mit Gesang „la nouvelle Eve“ gegeben wurde.

Von Lyon erreicht man auf einer Straße zwar eben, aber ganz nahe am Gebirge dann das unbedeutende und ärmliche Städtchen Beauvoisin. Wir nahmen hier in der Post ein Frühstück, und freuten uns bei der eingefallenen Kälte sehr, wieder einmal einen Ofen zu sehn; denn in ganz Frankreich fanden wir nur Kamine. Ach! was müssen die armen Leute in dieser Gebirgsgegend von der Kälte leiden, da bei den meisten Fenstern Papier die Stelle des Glases vertritt.

Von hier an kamen wir in eine wildromantische Gegend und zu einer Brücke, wo die Grenze Savoyens beginnt. Zur Rechten thürmten sich Felsenmassen in ungeheurer Höhe auf, und zur Linken gähnen uns fürchter-

liche Abgründe an, in welchen man den Bergstrom nur rauschen hört, aber nicht sieht, da er sich eine Bahn durch die Felsen gebrochen hat. Eine Mauer, welche längst der Straße gezogen ist, vermindert die Besorgniß vor einem Unglück. Auf den Felsen erblickt man hier und da Savoyardenknaben, welche Ziegen hüten und herbei laufen, um zu betteln.

So kommt man nach Echelle, wo man Ochsenvorspann nehmen muß, weil der Weg über sehr hohe Berge führt, weßwegen diese Post auch ihren Namen: echelle, die Leiter mit Recht führt.

Am Eingange in den engen Paß befindet sich folgende in Stein gehauene Inschrift.

„Carolus Emanuel II. Sabavdiae dux et dein princeps Cypri Rex publica felicitate parta singulorum commodis intentus, breviorem securioremque viam regiam, a natura occlusam Romanis intentatam, ceteris desparatam, deletis scopulorum Repagulis aequata montium iniquitate, quae cervibus imminebant, praecipitia pedibus substernens aeternis populorum commerciis patefecit anno MDCLXX.“

Am engsten Punkte hat Buonaparte noch Festungswerke mit Schießlöchern aufführen lassen.

Man fährt auch durch eine Grotte, welche 900 Fuß lang ist, dann aber weiten sich die Felsen, und man kömmt wie durch ein fortgesetztes Dorf nach Chambery.

Chambery ist eine hübsche Stadt in einer reizenden Gebirgsgegend; sie hat eine bedeckte Straße, in welcher sich Verkaufsläden von schönen Waaren befinden. Eine Fabrik von Seidengaze-Kleidern soll ein sehr merkwürdiges Etablissement sein. Ich habe Chambery auch ziemlich

volkreich und lebendig gefunden, und recht hübsche Gasthäuser besucht.

Man sagte mir, daß eine lieu von Chambery aux abimes im Jahre 1249 eine Stadt und 16 Dörfer verschüttet worden seien. Mich wunderts, daß keine Nachgrabungen geschehen.

Das Merkwürdigste nahe bei Chambery sind die Charmettes.

1. Die Charmettes bei Chambery.

Wo ist der Mensch, der, wenn er anders die Größe eines berühmten Mannes zu erkennen und zu würdigen fähig ist, nicht den Ort, wo dieser gelebt, gehaust und geschaffen hat, mit tiefer Empfindung, mit frommer Scheu beträte? Dies waren auch die Gefühle, welche mich ergriffen, als ich mich von Chambery in die Charmettes begab, einem Aufenthalte, wohin J. J. Rousseau sich mit Frau von Warrens zurückgezogen hatte, wo er die glücklichsten Tage seines Daseins verlebte, wo er den größten Theil seiner Studien vollendete, und wo er — wie er selbst sagt, jene Eleganz des Styles gewann, welche ihn auszeichnete.

Die Charmettes sind nahe bei Chambery, aber doch so einsam, als wenn man hundert Meilen davon entfernt wäre. Zwischen zwei Hügeln läuft ein Thal hin, welches den Namen Charmettes führt, und hier befindet sich das kleine Haus, welches der berühmte Mann bewohnte.

Ich ging langsam dahin an einem herrlichen Herbsttage; Vögel sangen mir dazu, und dieses herrliche Naturconcert wurde nur durch das Brausen des Waldstromes unterbrochen. Man wandelt unter einem Laubdache, welches sich nur manchmal öffnet und freundliche Bauernhäuser

erblicken läßt. Wenn man weiter vorwärts kommt, so nimmt die Gegend den Anschein von Wildheit an, welche übrigens nicht mißfällt, und bald erblickt man hinter Bäumen zur Rechten den Dachgiebel des Hauses, und im Angesichte desselben ein Kastanienwäldchen, zur Rechten des Weges einen Baumgarten, und über demselben ein Weingebirge.

Das Haus selbst steht etwas über den Weg erhoben, vorne ist eine Terrasse mit gleicher Breite vom Hause und mit einem Parapet umgeben. Dieses Parapet ist durch ein hölzernes Gitter mit zwei Flügeln geschlossen, welche den Eingang auf die Terrasse bilden, auf welche man über drei Stufen hinaufsteigt.

Das Haus ist ein kleines, regelmäßiges Gebäude von rechtwinkeliger Form, mit einem Schieferdache. Die Wirthschaftsgebäude sind gegen Morgen gelegen und mit dem Wohnhause zusammenhängend, der Garten gegen Norden

Ueber der Eingangsthüre befinden sich Wappen älterer Besitzer, wovon nur eines vom Jahre 1660 noch vollkommen erhalten ist. Zur Rechten ist ein weißer Stein eingemauert, welcher folgende treffliche Inschrift enthält. Herault de Sechelles ist ihr Verfasser und ließ sie im Jahre 1792, als er Commissär des Conventes im Departement de Montblanc war, setzen:

Reduit, par Jean-Jaques habité!
Tu me rapelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie,
À la gloire, à la verité
Il osa consacrer sa vie,
Et fut toujours persecuté
Ou par lui méme, ou par l'envie.

(Ruheort, von Jean-Jaques bewohnt, du rufst mir sein Genie, seine Einsamkeit, seine Kühnheit, sein Unglück und seine Thorheit

in's Gedächtniß, er wagte es dem Ruhme und der Wahrheit sein Leben zu weihen, und ward immerdar verfolgt, entweder von sich selbst oder von dem Neide.)

Das Gemach, welches Rousseau bewohnte, ist über der Hausflur gelegen, und hat nur ein Fenster gerade über der Eingangsthüre. Das Zimmer der Frau von Warrens ist neben jenem und hat zwei Fenster.

In Rousseaus Arbeitszimmer hängt sein Porträt mit der Unterschrift: Vitam impendere vero. Auch ein Einschreibebuch für Fremde ist vorhanden. Ich habe mich eingeschrieben, ohne weiter darin zu blättern, denn ich mochte mich durch alberne Tendenzen, welche dieses Einschreibebuch gewiß wie alle übrigen enthält, in den Empfindungen, welche in diesem Hause in mir rege wurden, nicht stören lassen.

Am 3. September fuhren wir von Chambery ab, und kamen nach Montmellan, dem Grenzorte von Savoyen, wo die sardinische Douane sich breit macht. Hier traf ich zum ersten Male in meinem Leben eine Wache, welche ihr Gewehr wegstellte, um die Vidirung unseres Passes zu besorgen, und als sie diesen wiederbrachte, bettelte.

Ich trank indessen eine Bouteille Wein von Montmellan, welchen ich vortrefflich fand.

Die Gegend von hier bis Aiguebelle ist sehr romantisch. Man fährt durch das Gebirge längs dem Fluße Arco hin. Die Armuth des Landes wird hier an Menschen und Häusern sichtbar. So wie in andern hohen Gebirgsgegenden sind auch hier die Kröpfe heimisch. Die Gasthäuser sind nicht mehr zu loben, Alles wird hier mit Oel gebacken und gekocht, und überall sind Köche. Es ist ganz und gar unappetitlich bei der Ankunft in einem Gast-

hof einen solchen dickbauchigen Koch, dessen Schürze von Oel ganz braun ist, stehen zu sehen. Das Beste sind da die Forellen.

Da die Tage schon kurz und unfreundlich waren, und wir auf einer Seite nicht zur Eile gedrängt waren, anderseits diese Reise für uns viel Sehenswerthes bot, so machten wir nur sehr kurze Tagesstationen, und sprachen immer, wenn es dunkel wurde, in einer Herberge ein. Gewöhnlich spielten wir, wenn sich keine andere Unterhaltung darbot, miteinander eine Partie Piquet.

Am 3. September 1814, einem düstern nebligen Tage, kamen wir Abends in Aiguebelle an, und ein Abenteuer, welches mir hier begegnete, finde ich so komisch, daß ich es erzählen will.

Wir begehrten im Gasthofe ein Zimmer, und wurden über einen langen Gang in ein Eckgemach gewiesen. Wir befahlen vor Allem uns den Kamin zu heizen, und dann das Abendmal zu bereiten.

Als die Aufwärterin abgegangen war, besahen wir uns unser Gemach etwas aufmerksamer. Das Ameublement bestand aus einem sogenannten Himmelbett, einem Tische sammt einigen Stühlen und einem Comodekasten. Ueber dem letzten hingen zwei Porträte in Oel gemalt. Eine Frau mit angenehmen Gesichtszügen und im Costume der Zeit Ludwigs XIV. und ein Mann, vermuthlich ihr Gemal, eben aus jener Zeit, in einer rothen Uniform, aber mit einer Nase, — mit einer Nase, die man mit Recht ein Gesichtsvorgebirge nennen konnte. Sie war dick, kupferroth, und vier junge, ebenfalls so unförmig gestaltete Näschen, saßen auf der alten. Der Mann war widerlich anzusehen. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten,

und machte meinen Reisegefährten mit den Worten auf das Bild aufmerksam: Da sehen Sie einmal dieses Ungethüm an, der Mann hatte es wohl auch nicht nöthig, sein schönes Antlitz abconterfeien zu lassen.

Aber kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als das Bild mit Gepolter von der Wand fiel. Wir stutzten anfangs Beide, als aber mein Gefährte sprach: Sehen Sie, der alte Herr hält sich über ihre lieblose Bemerkung auf, brachen wir beide in ein lautes Gelächter aus.

Das Feuer im Kamin brannte indessen lustig, und wir rückten uns einen Tisch zu demselben, um unsere gewöhnliche abendliche Partie zu spielen. Die Aufwärterin verwunderte sich nicht wenig, als sie das Bild auf der Erde liegen sah, besonders, da weder der Nagel sich aus der Mauer gelöst hatte, noch die Schnur, an welcher das Bild hing, zerrissen war. Wir staunten wirklich mit ihr, sie sagte aber: Ach, der alte Herr hat in seinem Leben auch lauter tolle Streiche gemacht, wie mir meine Herrenleute erzählten. Sie hing das Bild wieder auf und wir verlangten, daß noch ein zweites Bett in das Zimmer geschafft werde, welches auch sogleich geschah.

Wir spielten, soupirten dann, konnten uns aber nicht enthalten, manchen Seitenblick auf das Nasenungeheuer zu werfen, das jetzt bei Kerzenbeleuchtung noch gräßlicher aussah.

Endlich begaben wir uns zu Bette. Mein Reisegefährte schlief lieber in einem freien Bette, und legte sich in jenes, welches später hereingebracht worden war; ich aber zog das mit alten brokatenen Vorhängen verschlossene Himmelbett vor. Mein Reisegefährte entschlummerte gleich, ich aber las noch eine halbe Stunde, dann löschte ich das

Licht, und legte mich, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, in gerader Richtung ausgestreckt auf den Rücken und entschlief ebenfalls.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mag, als ich plötzlich erwachte, und auf meiner Nase etwas Eiskaltes verspürte. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung mit der Hand, um das kalte fremdartige Ding zu verscheuchen, und drehte mich noch halb schlaftrunken auf die Seite hinüber, wo ich gleich wieder entschlummerte. Bald darauf weckte mich die Kälte auf der Nase zum zweiten Male, und es glückte mir, auf dieselbe Art wieder davon los zu werden; allein diesmal spürte ich, wie es sich von mir entfernend, eine kühle Luft hinter sich zurückließ und hörte es sumsen, wie eine große Fliege. Nochmal entschlief ich, nochmals wurde ich auf dieselbe Weise geweckt, da rief ich meinen Reisegefährten wach.

Was wollen Sie denn? fragte er, schlafen Sie lieber, wir wollen morgen früh fort.

Ich wollte gerne schlafen, antwortete ich, aber ich kann nicht, es setzt sich mir immer etwas Kaltes auf die Nase.

Ei, Lächerlichkeiten! Sie haben vermuthlich geträumt.

Nein, ich war und bin wach.

Nun so spielt Ihnen vielleicht der alte Herr den Streich, weil Sie über seine Nase gespottet haben.

Da sprang ich aus dem Bette, machte Licht und sah nun die Ursache meiner nächtlichen Unannehmlichkeit.

Von der Decke des Himmelbettes hing als Verzierung eine Schnur herab, an deren Ende sich ein elfenbeinerner Knopf befand. Wenn ich in meine gewohnte Stellung zu liegen kam, so fiel der Schwerpunct des kalten Knopfes gerade auf meine Nase; wenn ich dann mich auf

die Seite legte, so kam die Schnur in eine Schwingung, wobei sie mich nicht berührte, und nur bei einem spätern Stillstande wieder ihre alte Richtung auf meiner Nase einnahm. Die Kühle und das Sumsen bewirkten ebenfalls die Schwingungen.

Wir lachten recht herzlich über diese Auflösung, und ich glaube, die meisten Gespenstergeschichten würden ebenfalls Lachen erregen, wenn man nur ihre Ursache genau untersuchen wollte.

Fahrt über den Montcenis.

Der Montcenis ist 6360 Fuß über dem Meeresspiegel hoch. Früher mußte man den Wagen abpacken und das Gepäcke und sich selbst auf Maulthieren hinauftragen lassen.

Wir fingen den Berg mit Angst zu befahren an. Es schlossen sich noch mehre Wagen und Fußgänger an uns an, so daß wir eine Art Caravane bildeten. Die Straße führte Anfangs sehr mählig hinauf, aber immer wurde es kälter und kälter, der Sturm wurde stärker, und der Schnee so tief, daß die Postillone bis zu den Knien darin waten und den Wagen immer halten mußten, damit ihn der Sturm nicht umwarf. Der Weg war überall mit hoch aufgerichteten rothen Kreuzen bezeichnet, damit Wagen und Wanderer ihn nicht verfehlen und in einen Abgrund stürzen. Wir sahen auch ein Paar große Hunde von der Raçe der Neufoundländer-Hunde, wie selbe im Hospiz gehalten werden, um verunglückte Menschen auf dem Berge aufzusuchen und in das Hospitz hinauf zu tragen; sie brachen sich mit Mühe in den tiefen Schnee Bahn und schnupperten in demselben herum.

Nachdem wir $3^1/_2$ Stunden unendlich gelitten hatten, kamen wir auf der Hälfte des Berges zu einem einzeln stehenden Posthause. Diese Post ist ganz gewiß für Menschen und Thiere die beschwerlichste, welche man sich denken kann. Die Pferde, welche man hier erhält, sehen auch so rauh aus, als ob ihnen die Natur die Haare habe wachsen lassen, um sie vor der fürchterlichen Kälte zu schützen, und auch die Postillone sind Räubern nicht ganz unähnlich.

Wir nahmen dort ein sehr ärmliches Mittagsmal ein, und hätten es uns wohl noch gefallen lassen, wenn wir es nur in einem warmen Gemache hätten verzehren können, allein wir mußten in einer Küche, durch welche die kalte Luft durchzog, speisen. Nur die gebratenen Maroni schmeckten uns aus doppelter Ursache, einmal weil sie gut waren, und dann weil wir uns die Hände daran wärmen konnten.

Nach einer Stunde des Aufenthalts fuhren wir zur weitern Qual weiter. Das Unwetter war dasselbe, nur nahm die Kälte noch immer zu, so daß die verdünnte Luft auf meinen sanguinischen Reisegefährten einen so heftigen Eindruck machte, daß ihm das Blut aus der Nase schoß.

Endlich langten wir auf dem Gipfel des Berges bei dem Hospiz an. Dieses ist ganz mit steinernen Schanzen umgeben und gewährt einen traurigen Anblick. Die Inschrift auf demselben lautet: Domitor Alpium jussit. (Auf Befehl des Bezwingers der Alpen.) Mir ist es unbegreiflich, wie Jemand hier, wo er der Welt ganz entsagen muß, sein Leben zubringen kann. Es ward uns vergönnt, uns hier etwas zu wärmen.

Von hier an ging es hinab. Bis Morallet hatten wir noch immer schlechtes Wetter, aber bald fühlt man dann eine Veränderung, welche bis zum Fuße des Berges so schnell zunahm, daß erst das Schneegestöber gänzlich aufhörte, dann der auf dem Gebirge liegende Schnee immer dünner und dünner wurde, endlich sogar das grüne Erdreich, von einem freundlichen Sonnenstrahl beleuchtet, sichtbar wurde. Ich legte zuerst meinen Reisepelz, dann meinen Ueberrock ab, und befahl, das Dach des Reisewagens zurückzulegen, um diese plötzliche, wohlthätige Veränderung ganz zu genießen.

Abends kamen wir in das erste sardinische Städtchen Susa. Ein hübsches Städtchen mit Ringmauern und Stadtthoren. Hier hört man schon kein französisches Wort mehr, Alles spricht italienisch oder vielmehr Alles s c h r e i t italienisch. Ueberall sieht man Heiligenbilder, aber im Gasthofe von Susa steht mit großen Buchstaben angeschrieben: „Der Wirth bürgt nur für jenes Gepäcke, welches ihm besonders anvertraut und übergeben wird.“

Welch ein Unterschied zwischen dem armen Lande Savoyen und dem reichen Sardinien. Dort reist man mit der größten Sicherheit, man wird auf der Straße nicht angebettelt; die armen Savoyardenknaben laufen zwar zu, sie thun aber immer etwas, bevor sie um etwas bitten, sie halten und unterstützen an gefährlichen Stellen den Wagen, oder sie laufen neben demselben her und machen gymnastische Kunststücke, machen Purzelbäume, schlagen ein Rad, oder gehen auf den Händen, und dann erst ziehen sie den Hut ab und machen eine flehende Geberde. Hier zeigt der Wirth gleich öffentlich an, daß nichts sicher und Alles bettelt. Beim Einsteigen in den Wagen

kommen zwei oder drei Camerieri, der Staliere des Stalles und der Staliere des Hauses, der Portiere und noch einige Straßenbettler.

Wir hielten in Susa Nachtlager. Das Essen war nicht übel, und das Brot konnten wir nach der Elle messen, es war $3\frac{1}{4}$ Spannen lang. Auch fanden wir die Zeche nicht übertrieben.

Am folgenden Tage fuhren wir von Susa weg durch die letzten Berge. Wir sahen auf einem mitten im Thale einzeln stehenden Hügel die große Ruine San Giorgio, dann bei San Antonio die Eremitage des heiligen Michael, zu welcher man mittelst Stufen, welche in den Felsen gehauen sind, gelangt, und wo, wie man uns sagte, die Cadaver, welche daselbst liegen, nicht verwesen, sondern nur verdorren.

Wir kamen dann über San Ambrosio, wo wir eine kleine Ruine sahen, und dann an dem schönsten warmen Tage nach Avillano. Hier fanden wir den Weg unter dem Thore tief ausgegraben und erfuhren, dies sei darum geschehen, daß die Kunstwerke, welche jetzt aus Frankreich nach Italien, ihrer Heimat, zurückwanderten, durchgebracht werden konnten.

Man muß so fürchterliches Wetter, solchen Schnee und so bittere Kälte ausgestanden haben wie wir, um einen Begriff zu haben, wie wohl uns nun auf den herrlichen Wegen von Avillano über Rivoli nach Turin zu Muthe wurde. Ringsum auf den großen herrlichen Ebenen bebaute Felder, deren jedes mit noch grünenden Bäumen bepflanzt und eingemarkt war, das Vieh am 6. Dezember noch auf der Weide, und eine milde angenehme Luft.

Rivoli ist eine hübsche Stadt mit einem großen

königlichen Lustschlosse, welches man eben zu verputzen anfing, da es bisher nur von rohen Ziegeln gebaut war.

Alle Aufschriften sind hier schon in italienischer Sprache; man begegnet Männern mit wahren Abällinogesichtern in rothe Radmäntel gehüllt, einen Calabreserhut auf dem Kopfe und ein Gewehr im Arme, allein die meisten derselben grüßten höflich, als wir an ihnen vorüberfuhren, und Weiber erscheinen auf der Straße, welche Maroni anbieten.

Auf einer breiten, vortrefflichen Straße, durch eine schattige Allee von Kastanienbäumen, geführt von einem Postillon, der wie ein Stutzer gekleidet war, und sich mit einem schneeweißen Sacktuch die Stirne trocknete, fuhren wir gegen Abend in der Hauptstadt Sardiniens, Turin, ein.

Turin.

Turin ist eine der prächtigsten Städte, die ich in meinem Leben gesehen habe. Schon die Bauart derselben ist äußerst interessant; denn wenn man auf einem gewissen Steine auf der Piazza di Castello steht, so sieht man alle Straßen von Turin gleich einem geöffneten Fächer vor sich ausgebreitet, und die einen in der Ferne durch die savoyischen Alpen, die andern näher durch die Collini di Torino, welche mit sehr schönen Landhäusern besetzt sind, begrenzt.

Turin hat sehr schöne Plätze und Paläste. Der Platz San Carlo ist ein großer herrlicher Platz mit zwei Reihen Häusern von ganz gleicher Bauart und mit Arkaden versehen. In einem dieser Häuser befindet sich das Hotel de Londres, der beste Gasthof in Turin.

Auf der Piazza di Castello steht das große königliche

Schloß und der Palast di Madama. Auch hier befinden sich Arkaden mit Läden wie im Palais-Royal in Paris. Eben so in der Contrada di Poo. Man findet hier die schönsten englischen Waaren. Ich habe mir dort weiße Halstücher gekauft, welche jetzt nach mehr als 40 Jahren noch schön und haltbar sind.

Von öffentlichen Gebäuden habe ich folgende bewundert:

Die Kirche San Lorenzo mit einer kühnen herrlichen Kuppel. Das Merkwürdigste dabei ist, daß, wie man mir sagte, keine einzige eiserne Klammer dabei angebracht ist, sondern die ganze Kuppel nur ganz allein auf den Säulen ruht. Ich habe mehre Frauen in der Kirche getroffen, konnte aber nicht sehen, ob sie hübsch oder häßlich waren; denn sie trugen alle lange schwarze Schleier und sahen alle aus wie Ordensschwestern.

Die Kathedralkirche ist nicht sehr schön, aber herrlich ist die Capelle, welche sich ober dem Hochaltar befindet; sie ist ganz von schwarzem Marmor, und es befindet sich das Grabmal des heiligen Sardos darin.

Das königliche Schloß, ein majestätischer Bau von außen und sehr großer Pracht von innen, besonders mit vergoldeten Verzierungen fast überladen. Es befinden sich auch herrliche Bilder von den berühmtesten Meistern darin. Ein Cabinet, welches von oben bis unten mit reichvergoldetem Schnitzwerk versehen ist, in welchem mehrere hundert Miniaturgemälde eingerahmt sind, hat mir besonders gefallen. Einige leere Plätze fielen mir auf, und man sagte mir, diese Bilder, 30 an der Zahl, habe ein General Fiorella ge—nommen. Tapeten befinden sich im Schlosse, die so schön sind als die Gobbelins, und zwar

aus der Turiner Fabrik. Auf der Stiege steht die lebensgroße Statue des Königs Victor Amadäus, und in den Zimmern hielten Schweizergarden Wache. Im königlichen Schlosse befindet sich auch das Theater des Königs. Das Auditorium hat 6 Stockwerke, fünf mit Logen und eine Gallerie. Die Logen vergibt der König selbst. Im Parterre habe ich zwanzig Bänke gezählt, bei welchen sich Schämmeln mit Goldverzierung befinden. Der Plafond ist herrlich gemalt. Die königliche Loge ist in der Mitte, und hat rückwärts ein Zimmer mit Spiegeln, in welchen sich alles, was auf der Bühne geschieht, reflectirt. Es werden auf dieser Bühne nur Opern und Ballette gegeben; sie mißt 40 Schritte in der Tiefe und 20 in der Breite. Rückwärts können, wenn man eine Brücke herabläßt, Pferde auf die Bühne gebracht werden. Es sind 7 Directoren und 2 Capellmeister dabei angestellt.

Das Theater de Sutera ist kleiner und hat 4 Stöcke. Während ich in Turin war, machten Seiltänzer darin ihre Künste.

Es bestehen hier auch zwei Marionettentheater. Das eine hat ein Stockwerk, hat hübsche Decorationen und die ziemlich großen und schön costumirten Marionetten werden von unten dirigirt. Ich fand es ganz voll. Man gab ein allegorisches Stück. In demselben hält die Vernunft das Schicksal eingekerkert. Dieses entkommt aber, und sie schickt den Irrthum und die Unbeständigkeit aus, um es zu fangen. Ob es diesen gelungen ist, weiß ich nicht; denn da mir die Geschichte zu ernsthaft war, ging ich vor Ende des Stückes fort.

In dem kleineren Marionetentheater, welches viel schlechter ist, aber viel lustiger, trieb Girolamo die

stehende, lustige Figur der Italiener, sein Unwesen. An Späßen und Zoten aller Art fehlt es hier nicht. Zwei derselben habe ich mir gemerkt. Es ist von einer Ehe die Rede, von der der Zuseher weiß, daß der Mann von der Frau betrogen wird. Nun rühmt sich aber der Mann gegen Girolamo, daß in seiner Ehe eine so große Armonia herrsche. Si, Signore! sagt Girolamo, Armonia con Corni.

Uebrigens ist in diesem Theater der zweite Platz der erste, und fürchterlich ist die Musik, die gar nicht zusammenstimmt.

Das Hotel de Londres in den Arcaden war damals der beste Gasthof in Turin, und wir fanden es in demselben auch nicht theuer.

Die Universität ist ein großes Gebäude mit Säulenhallen oben und unten. In den untern sind Alterthümer eingemauert. Oben befindet sich das Museum, welches 4 Säle enthält, in denen Antiken in Kästen aufbewahrt werden. Zwei Stücke von Elfenbein sind besonders merkwürdig: das eine stellt das Opfer Abrahams, das Andere das Urtheil Salomons dar. Der Fußboden ist von herrlicher Mosaikarbeit, dessen Mittelstück Orpheus darstellt.

Ich besuchte auch das Atelier de François Tanadey, sculpteur en bois et en ivoir, eines gebornen Schweizers, und sah da vortreffliche Werke seiner Kunst. Das größte und bewundernswertheste stellt den Prinzen Borghese zu Pferde vor, umgeben von den Symbolen der Departements, welche er regierte. Ich sah auch viele kleine Sachen von Elfenbein und Holz, welche mir sehr gefielen und wovon ich gerne etwas gekauft hätte, aber sie waren

mir zu theuer, der Mann schlug das Stück zu 6—7 Louisd'ors an.

Die neue Brücke über den Po, ganz von Stein, führt zu den collini di Torino, auf denen rechts ein Kapuzinerkloster, mitten ein Lustschloß, genannt vigno della regina, und links, in größerer Entfernung, das Begräbniß der Könige steht. Außer diesen sind die Hügel ganz mit Villen besetzt.

Der Quai am Po war damals noch nicht ausgebaut, und an beiden Seiten desselben standen elende Häuser.

Am 8. Dezember verließen wir Turin, und hiemit endige ich meine Reiseskizze — denn die Lombardei kennt Jedermann.

Ein siebzehnjähriges Liebesverhältniß. — Eine schlaflose Nacht durch ein „Wenn". — Eine Krankheit.

Ich komme nun auf ein Ereigniß in meinem Leben zu sprechen, welches von allen meinen Erlebnissen den größten Einfluß hatte, mir eben so viele Freuden als Qualen bereitete, und durch 17 volle Jahre mich lehrte, daß ich zur Ehe nicht geschaffen sei.

Ich werde erborgte Namen zu den durchaus wahren Thatsachen brauchen, um mir eben in der Wahrheit keinen Zwang anthun zu müssen, und vielleicht nicht noch lebende Verwandte einer geliebten Verstorbenen zu beleidigen.

Als ich von Paris zurück kam, lernte ich eine Frau von beiläufig 30 Jahren kennen, nicht schön, aber für mich unendlich reizend, außerordentlich gebildet, zu welcher ich mich vom ersten Blicke an hingezogen fühlte. Sowohl ihr gewinnendes Aeußere, als ihr durchdringender Verstand wie

ihre unwiderstehliche Anmuth wirkte auf meinen Geist und mein Herz mit Allgewalt.

Sie war die Gattin eines schon bejahrten reichen Berliners, der zwar selbst Katholik, doch aus einer ursprünglich jüdischen Familie entsprang.

Sie lebten in guter friedlicher Ehe, und hatten — da Liebe eigentlich ihr Band nicht mehr fest knüpfte — sich so gegen einander gestellt, daß man die Ehe zwar im Ganzen als eine gute ansehen konnte, aber doch Eines von dem Andern nicht mehr jene zärtlichen Aufmerksamkeiten und Rücksichten verlangte, welche eigentlich deren Würze sind.

Ich liebte diese Frau herzlich, innig und leidenschaftlich; ich wandte alles an, um auch ihre Liebe zu gewinnen und es gelang mir; ich erhielt Eintritt in das Haus und wußte mir den Gatten gewogen zu machen.

Unser Verhältniß wurde immer fester und inniger. Ich fühlte mich die ersten Jahre glücklich, gab mich ganz hin, und so erhielt diese Frau eine Herrschaft über mich, unter welche ich mich gerne beugte.

Nach einem Jahre trennte sich Herr M. von seiner Gattin, nicht gerichtlich und nicht feindschaftlich, gab ihr so viel Vermögen, daß sie anständig davon leben konnte, und begab sich nach Berlin. Dort starb er und sie war frei.

Wir lebten nun wie Mann und Frau miteinander mit dem einzigen Unterschiede, daß wir nicht beisammen wohnten, aber dennoch hatten wir im Winter Wohnungen in einem und demselben Hause, und nach einigen Jahren unserer Bekanntschaft kauften wir uns mitsammen ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen in Hütteldorf

welches wir von nun an im Sommer mit einander bewohnten.

Diese Frau nun hatte alle vortrefflichen Eigenschaften, welche man nur bei einem Weibe finden kann, aber auch zwei Fehler, welche einigen Schatten auf das Vorzügliche werfen, nämlich Herrschsucht und Eitelkeit.

Ich führte die ersten Jahre mit ihr ein beneidenswerthes Leben, dann aber fing das abhängige Los an mir drückend zu werden; sie forderte gänzliche Hingebung und ich mußte meine Lebensweise ändern. Täglich von 7 bis 9 Uhr mußte ich bei ihr sitzen, ihr vorlesen und mit ihr schwätzen; war ich irgendwo geladen und blieb aus, so hatte ich verdrüßliche Gesichter und Vorwürfe zu erwarten, und so kam es, daß ich sie nachgerade ungern besuchte. Ich hätte wohl auch öfters Gelegenheit gehabt, zu brechen; denn ihre Eitelkeit verschmähte den Weihrauch anderer Männer nicht, da sie verliebte Schmeicheleien und zärtliche Schäferstunden bei mir entbehren mußte, ja ich war sogar eifersüchtig auf sie, obschon ich selbst nicht treu war.

So führte ich denn durch 17 volle Jahre ein Sclavenleben und war zu schwach und auch zu gut, es zu ändern. Hielt mich auch die Liebe nicht mehr fest, so war es doch theils Gewohnheit, theils Dankbarkeit, da sie mich in Krankheiten schwesterlich pflegte, und mir in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft so viele angenehme Stunden verursachte; dazu kam der Umstand, daß ich ihr nichts vorwerfen konnte, ich mich also geduldig in mein Joch schmiegte und alle Freuden der Geselligkeit, die mir damals unzählig zu Gebote standen, ihr opferte.

Alle Sommer brachte sie ein Paar Monate in Graz bei ihrem Bruder zu, einige Male besuchte ich sie wäh-

rend meiner Amtsferien auch dort, aber die Zeit, welche ich in Wien während ihrer Abwesenheit frei und lustig verlebte, verging mir viel zu schnell, und mein Joch wurde immer lästiger; allein eine unerschütterliche freundschaftliche Anhänglichkeit hielt mich dennoch immer fest an sie gekettet, und wirklich nur ihr Tod im Jahre 1832 konnte dieses Band zerreißen, welches ich niemals gelockert haben würde, obwohl es mich wund drückte; aber gelernt habe ich in diesen 17 Jahren, daß es nicht in meiner Natur liegt, ein Weib bis zum Tode zu lieben, und daß wenn ich mich auch mit der besten, schönsten und treuesten Frau ehelich verbinden würde, ich mich doch selbst unglücklich fühlen würde und zwar um so mehr, als ich mich selbst aufopfern müßte, um nicht auch sie unglücklich zu machen.

Im Verluste lernt man erst den Werth des Verlornen schätzen. Ihr Tod vernichtete mich und warf mich auf das Krankenlager. Alles Unangenehme, was ich in dem Verhältnisse mit ihr fand, war aus meinem Gedächtnisse entschwunden, und nur das Angenehme strahlte heller und lebendiger.

Nach Friederikens Tode nahm ich ihre Nichte, welche schon 23 Jahre ihre Gesellschafterin und Dienerin war, zu mir, und freue mich jetzt noch, daß ich dies gethan habe, denn seit 28 Jahren leitet sie mein Hauswesen mit seltener Treue, Redlichkeit und Sparsamkeit, und pflegt mich jetzt in meinem Alter mit der größten Sorgfalt und Hingebung. Ich hoffe, sie wird mir auch die Augen sanft zudrücken.

Nach Friederikens Tode ließ ich in Hütteldorf, wo wir ein Häuschen besaßen und viele Sommer wohnten,

eine Grabstätte für uns beide bauen, und ich weiß daher, wo ich den ewigen Schlaf schlafen werde.

Es war um diese Zeit, daß ich eine furchtbare Nacht blos durch den Gedanken: „Wenn" erlebte.

Laß dir das erzählen, lieber Leser, ich glaube nicht übel zu thun, wenn ich manchmal eine kleine Begebenheit in meine Memoiren einschalte, von der ich glaube, daß sie auch für dich nicht ganz ohne Interesse sein dürfte.

Ist es dir noch nicht geschehen, lieber Leser, daß dich eine Voraussetzung, ob gegründet oder ungegründet, gleichviel, so mächtig ergriff und aufregte, daß du schon Rechnung darauf machtest, die Folgen derselben überdachtest, Pläne darnach entwarfst, als ob das Vorausgesetzte ganz gewiß eintreffen müsste? O ja! du magst noch so wenig Phantasie besitzen, ich bin doch überzeugt, es ist dir geschehen. Und wenn du auch nur in das Lotto gesetzt hast, du hast berechnet, wie viel du mit dem Einsatze gewinnen kannst, und hast die Verwendung der Summe schon im Voraus bestimmt. Ja das „Wenn" ist ein sonderbares Wörtlein, es ist ein Fähnlein der Hoffnung und der Furcht, der Freude und des Leides, und bei einer starken inneren Aufregung kann das „Wenn" einen phantasiereichen Menschen halb närrisch machen. Höre ein kleines Geschichtchen von mir:

Wir hatten des Abends in einer Gesellschaft viel Unheimliches erzählt von Geistererscheinungen und Ahnungen, vom Anmelden Gestorbener u. s. w., und gingen um Mitternacht, durch dieses Gespräch aufgeregt, von einander.

Als ich nach Hause kam, fühlte ich keinen Schlaf und setzte mich noch zu meinem Pulte, um zu schreiben.

Feiner Regen rieselte an mein Fenster und der Wind heulte dazu.

Ich mochte beiläufig eine Viertelstunde geschrieben haben, als die Thüre meines Zimmers, der ich gerade den Rücken zuwandte, aufsprang. Ich stand auf, schloß sie zu und setzte mich wieder an den Schreibtisch. Kaum vergingen einige Minuten, so sprang die Thüre zum zweiten Male auf. Nun dachte ich, vielleicht schloß ich sie nicht gut zu; ich schloß sie also diesmal fest und versuchte, ob der Riegel auch genau in den Haken eingefallen sei, dann setzte ich mich wieder zum Schreibtische, aber das Schreiben wollte nicht mehr recht gehen, und ich horchte immer, ob sich die Thüre nicht auch zum dritten Male öffnen würde. Kaum gedacht, so geschah es auch wirklich.

Nun ging ich in mein Vorzimmer, untersuchte ob die Thüren und Fenster gut geschlossen seien und mir nicht etwa die Zugluft diesen Schabernack spiele. Nirgend konnte ein Lüftchen eindringen. Wieder schloß ich die Thüre genau und mit aller nöthigen Vorsicht, und im Zimmer auf und nieder schreitend, suchte ich die Ursache dieses Aufspringens einer Thüre zu erforschen, bei der dies früher niemals geschehen war.

Da schlug es ein Uhr und die Thüre sprang noch einmal auf. Wider meinen Willen fühlte ich ein Grauen, schloß die Thüre nun mit dem Schlüssel zweimal ab, schob auch den Nachtriegel vor, entkleidete mich und legte mich zu Bette.

Ich konnte aber nicht einschlafen, immer sah ich unverwandt nach der Thüre und der Gedanke wich nicht von mir: W e n n sie jetzt doch noch einmal aufginge?

Sie blieb jetzt wie natürlich geschlossen, aber dieses

Wenn, dieses fürchterliche Wenn, hielt mich bis an den Morgen wach, wo mich erst der Schlaf überwältigte.

Belächle diese einfache Geschichte nicht, lieber Leser, und halte der Phantasie etwas zu Gutem.

Im Jahre 1816 überfiel mich eine schwere Krankheit, eine gefährliche Gedärmentzündung, in welcher mich meine guten Tanten und meine Schwester, welche sich damals nach dem Tode meines Vaters in Wien befand, treu und sorgsam pflegten.

Ein damals berühmter Arzt, Dr. Martini, der zweierlei Gesichter hatte, ein ganz anderes, wenn man es von der rechten, und wieder ein anderes, wenn man es von der linken Seite ansah, behandelte mich; ich durfte nicht aus dem Bette, und da die qualvollsten Schmerzen sich nicht mindern wollten, wurde mir über den ganzen Bauch ein Vesikans, und als dieses abgenommen, auf die ganze zerfleischte Stelle noch ein spanisches Fliegenpflaster gelegt. Ich glaubte glühende Kohlen auf mir liegen zu haben, und der Arzt empfahl vor allem ja zu wachen, daß ich kein Glied aus dem Bette strecke und nur warm trinke. Auf einen kalten Trunk, sagte er, stehe der Tod.

In dieser Nacht hatten sich meine beiden Tanten zu meinen beiden Seiten gebettet, um ja recht genau auf mich zu wachen; allein gegen Morgen entschlummerten beide, und ich, den der fürchterlichsten Durst quälte, stand leise auf, nahm den großen Krug, welchen die Magd vor dem Schlafengehen mit eiskaltem Wasser gefüllt hatte, nnd trank ihn halb aus.

Als ich wieder in's Bett kam, fühlte ich eine angenehme Wärme, bald rieselte der Schweiß in Strömen von meinem ganzen Körper, die Schmerzen verminderten

sich, ich entschlief endlich, und als ich des Morgens erwachte, fühlte ich mich ganz wohl.

Ich sagte meinen Tanten was ich gethan hatte; diese theilten es dem Arzte mit, dieser aber behauptete fest, seine Arzneien waren Ursache meiner Besserung. Ich meine seitdem, unsere neueren Aerzte haben recht, wenn sie bei entzündlichen Krankheiten ihre Patienten kalt trinken lassen.

Meine Häuser.

Ich war zu verschiedenen Zeiten immer Eigenthümer eines Hauses, und besaß in Allem 3 Häuser. Wie sie mir zukamen und wieder weggingen, will ich hier von allen dreien weiter unten mittheilen.

Meine Großmutter mütterlicher Seite und ihre beiden unverheirateten aber schon bejahrten Töchter, meine Tanten, waren vorzugsweise mir am meisten aus ihrer ganzen Familie mit mütterlicher Liebe zugethan, welches auch ganz natürlich war, da ich bei ihnen erzogen wurde. Meine Großmutter besaß zwei Häuser in der Vorstadt Mariahilf. Das eine hatte sie noch bei ihren Lebzeiten verkauft, und das andere in der Josephigasse — das Rauchfangkehrerhaus genannt — erbten nach ihrem Tode meine unverheirateten Tanten.

Meine Tante Therese starb im Jahre 1824, und hatte ihrer Schwester Katharina bei ihrem Tode aufgetragen, wenn auch sie sterben sollte, das Haus keinem andern Verwandten als mir zu hinterlassen.

Nach dem Tode meiner letzten Tante im Jahre 1830 erbte ich also dieses zweistöckige gut gebaute Haus von ihr. Dies war der Anfang meiner spätern Wohlhabenheit,

und ich bin noch immer vom Danke für meine Wohlthäterin erfüllt.

Anfangs war ich stolz auf meine Hausherrnschaft, bald aber merkte ich, daß mir die Miethzinse nicht richtig eingingen, auch gab es Reparaturen, Verdrießlichkeiten mit Miethparteien, um so mehr, als ich selbst nicht im Hause wohnte. Zudem mußte ich Schulden machen, da ich mehrere Legate auszuzahlen hatte.

Da mir nun der im Hause wohnende Rauchfangkehrermeister den Anbot machte, mir das Haus abzukaufen, so ging ich den Handel ein, und überließ es ihm für 20.000 fl. W. W.

Es war leider kein guter Handel. Jetzt ist es gewiß 30.000 fl. in Silber werth.

Ich hatte immer eine Sehnsucht nach einem Häuschen mit einem Gärtchen auf dem Lande. Meine Freundin Friederika Mayer theilte diese Sehnsucht mit mir. Sie wohnte schon ein paar Jahre des Sommers in Hütteldorf, und die waldige Gegend gefiel uns Beiden da sehr wohl.

Plötzlich erfuhren wir, daß ein Bauernhäuschen daselbst verkäuflich sei. Wir besahen es, es bestand eigentlich aus drei Häuschen und einem Schuppen, mitten in einem Obstgarten gelegen, es war wohlfeil, wir kauften es miteinander, und ließen das eine, netteste Häuschen etwas aus der Erde emporheben, mit Jalousien versehen, und ganz nach unserer Bequemlichkeit herrichten. Es bestand aus einem kleinen Speisezimmer in der Mitte, und zwei Schlafzimmern auf jeder Seite eines, und sah mit seinem rothen Dache im Grünen recht ländlich aus. In einem Nebenhäuschen befand sich Küche, Dienstboten- und

Hausmeisterzimmer, in einem zweiten die Gärtnerwohnung, und aus dem Schuppen ließ ich ein kleines Glashaus machen.

Ich und Friederike lebten da einige Sommer hindurch recht angenehm, und dieser Aufenthalt würde mir vollends zum Paradies geworden sein, wenn Friederike weniger herrschsüchtig gewesen wäre, und mir ihre Launen nicht manche Stunde verbittert hätten.

In diese Zeit fällt ein kleines Abenteuer, welches ich erzählen will.

Ich hatte mir ein Wägelchen und ein Pferd angeschafft, um damit hin und her zu kutschiren. Eines Abends, es war im Herbste, fuhr ich von Hütteldorf nach der Stadt. Auf dem Wege gewahrte ich einen Hofwagen mir entgegen kommen, welchen ich aus zwei Nebenreitern, welche Laternen auf Stangen trugen, erkannte. Ich befahl meinem Kutscher, rechts auszuweichen. Er that es, wich aber so weit aus, daß das eine Rad auf einen Schotterhaufen zu stehen kam, und hiernach der Pferdekopf sammt der Deichselstange tiefer in die Fahrstraße hineinragte. Der Hofwagen rollte im Galopp gegen uns her. Der Kopf meines Pferdes sammt der Stange wurde vom hinteren Rade erfaßt, ich hörte nur etwas, wie einen Wasserguß, es war das Blut meines Pferdes, welches todt zu Boden fiel. Zum Glück sprang die Deichsel ab, sonst wäre ich zerschmettert worden.

Einige Schritte, nachdem der Hofwagen vorübergefahren war, hielt derselbe, ein Cavalier stieg aus, und erkundigte sich, wen das Unglück getroffen habe. Ich erfuhr, daß der Kronprinz Ferdinand sich im Wagen befunden habe.

Betrübt über mein Unglück ging ich zu Fuß nach Hause. Am folgenden Tage aber erhielt ich von dem Kronprinzen eine Entschädigung von 1000 fl.

So fiel dieses mein Unglück zu meinem Glücke aus, denn mit dieser Summe war meine ganze Equipage dreifach bezahlt, aber ich nahm mir vor, mir niemals mehr eine Equipage anzuschaffen, und die Leute lachten und sagten, es wäre sehr gescheidt gewesen, mich überfahren zu lassen, da ich einen so guten Handel dabei gemacht habe. Einer rieth mir sogar, ich solle mir nochmal eine schlechte Equipage anschaffen und trachten, damit vom Kaiser überfahren zu werden; denn wenn mich der Kronprinz mit 1000 fl. entschädigte, so würde der Kaiser das Doppelte geben.

Im Jahre 1832 starb Friederike und vermachte ihre Haushälfte ihrer Nichte. Ich zahlte dieser ihren Antheil nach der vorgenommenen Schätzung, und besaß nun das Haus allein.

Im Jahre 1835 fuhr ich mit dem Herrn Abt von Lilienfeld in sein Stift. Ich hatte bis dahin noch keine Gegend gesehen, welche mir so reizend vorkam wie jenes Thal, worin das Stift liegt. Auch an den geistlichen Herren daselbst fand ich Wohlgefallen, besonders an dem Stiftskämmerer Maximilian Hoffmann, einem vortrefflichen Manne, der mein Freund wurde, und es auch blieb bis zu seinem leider viel zu frühem Ende.

Eines Nachmittags sagte der Prälat zu mir: Jetzt will ich Sie zu dem herrlichsten Puncte in unserer Gegend führen. Wir stiegen einen mäßigen Hügel von höchstens 50 Schritten hinan und befanden uns bei zwei Bauernhäusern, die Berghäuser genannt, von denen man das Stift

und das ganze herrliche Thal, sammt dem Silberflusse Traisen übersehen kann. Ich war stumm in den himmlischen Anblick versunken. Nicht wahr? — sagte der Abt — auf diesem Hügel würde ein Haus herrlich stehen? da sollten Sie sich eines bauen. Ich fragte, ob denn die Besitzung auch zu haben wäre, und bat für mich darum zu unterhandeln.

In einem halben Jahre waren die beiden Bauernhäuser, sammt dem Hügel und 40 Jochen rings um denselben liegenden Aeckern, Wiesen und Wald für 5000 fl. mein Eigenthum.

Ich ließ mir nun von dem geschickten Architecten Löhr, einen Plan zu einem schönen Landhause machen und sendete diesen meinem Freund Hoffmann, der mir versprach, den Bau auf's beste und wohlfeilste zu besorgen.

Und der brave Mann hat Wort gehalten. In einem Jahre stand das schönste Landhaus mit 2 Glashäusern und 2 Nebengebäuden fertig da und kostete mich, sammt den Ankauf 15,000. fl. Ich bezog es im Jahre 1840.

Es bestand aus 2 Salons, 9 Zimmern, 2 Cabineten, Küche, Speise- und Obstkammer, hatte vorne eine Colonnade und einen Balkon. Zwei große Glashäuser waren an beiden Seiten so angebaut, daß, wenn man im Erdgeschosse die Thüre öffnete, man in beide sehen konnte. Vor der Hauptfaçade befand sich ein Springbrunnen, der immer reines Gebirgswasser 2 Klafter hoch empor steigen ließ. Der Keller war im Felsen gehauen, auf welchem das Haus stand. Der Hof war so groß, daß man, ungeachtet sich in der Mitte desselben ein Bassin befand, doch mit einem vierspännigen Wagen darin herum fahren konnte.

Die zwei Nebengebäude enthielten, das eine einen Pferdestall auf 4 Pferde, einen Kuhstall und einen Wagenschuppen, das Andere die Gärtnerwohnung und einen Holzschuppen.

Was soll ich von meinem Garten sagen, dessen Anlage mir viel Geld und noch mehr Mühe kostete? Er war vier Joch groß und nicht eingeschlossen, so daß das umliegende Gebirg und Thal zu ihm zu gehören schien und man nirgend sein Ende sah. Da der ganze Hügel aus Felsen bestand, so mußten bei jedem Baum, den ich setzen ließ, Felsen gesprengt und Erde zugeführt werden und dennoch setzte ich außer einzelnen exotischen Bäumen noch 4 ganze Wäldchen, jedes mit 40—50 Bäumen, und zwar ein Birkenwäldchen, ein Fichtenwäldchen, ein Pappelwäldchen und ein Lärchenwäldchen.

Der größte Schatz meines Gartens bestand aber in einer Sammlung von 2000 Species perennirender Pflanzen, welche allgemeine Bewunderung erregten.

Der ganze Garten hatte so viele Abwechslung, war so rein gehalten, mit Lauben, Statuen, einer Eremitage und Blumen aller Art geziert, daß er fast von allen durch Lilienfeld Reisenden besucht und bewundert wurde, und der Punct, auf welchem mein Haus und Garten standen, war von einer so auffallenden Art, daß auch Jene, welche nur auf der Landstrasse vorüber fuhren, einen unauslöschlichen Eindruck davon mit nahmen, und sich auch in Wien der Ruf von der Herrlichkeit meines Landsitzes allgemein verbreitete.

Plötzlich erschien der Großhändler Perissutti bei mir, entdeckte mir, daß meine Besitzung mit einer Ausspielungsbewilligung begünstigt sei, daß er nun, da ein so anzie-

hender Bau darauf stünde, diese Ausspielung zu unternehmen gesonnen sei und fragte, was ich für meine Einwilligung zu erhalten wünsche. Wir kamen überein, daß er mir 5000 fl. baar bezahle und wenn die Ziehung vorüber sei und der Gewinner statt der Ablösungssumme von 300,000 die Besitzung behalten wolle, mir 100,000 fl. dafür ausbezahlt würden, wo nicht, ich im Besitze meiner Realität, wie auch bis dahin unbeirrt zu verbleiben habe.

Der Contract wurde grundbücherlich vorgemerkt.

Das war nun ein Glückszufall, den ich mir nicht träumen ließ. Ich erhielt die 5000 fl., wofür ich meine Gründe gekauft hatte wieder zurück, und machte somit einen Treffer in einer Lotterie, ohne einen Einsatz geleistet zu haben, und blieb ruhig im Besitze meines Eigenthums.

So bewohnte ich denn diese herrliche Besitzung bis zum Jahre 1854, also 14 Jahre, verschönerte sie immer, genoß unzählige angenehme Stunden; allein bei meinem zunehmenden hohen Alter, behagte mir das rauhe Klima nicht mehr, ich wurde daselbst krank, die Kosten der Erhaltung waren ebenfalls sehr bedeutend und so entschloß ich mich denn plötzlich es zu verkaufen. Dr. von Vivenot erhielt es um 21,000 fl.

Ich habe viel Vergnügen dadurch verloren, aber ich habe dadurch meine Einkünfte um jährliche 2000 fl. vermehrt; ich beziehe nähmlich jährliche 1000 fl. von dem Capital und erspare jährlich 1000 fl., welche mich das Haus gekostet hat. Damit kann ich jeden Sommer eine schöne Reise machen, was ich auch that, und darf nicht fürchten durch böses Frühlingswetter um mein Obst und durch schlechte Gärtner um meine Blumen zu kommen.

Noch will ich ein Paar Inschriften mittheilen, welche

in meinem Besitzthum viel Beifall erhielten und von den meisten Besuchern abgeschrieben wurden.

Beim Eingang in meine Besitzung stand eine Tafel, worauf folgender Willkomm geschrieben stand:

Wandrer! tritt ein, magst dich frei ergehn,
Doch die Blumen laß unberührt stehn,
Kannst du machen kein Blümelein
Muß dir sein Leben auch heilig sein,
Schöner blühet die Rose am Strauch,
Und was Dir gefällt, gefällt Andern auch;
Oeffn' ich Dir meine Habe zur Lust,
Du mir auch meine nicht stören mußt.

Mein Fremdenbuch, welches ich dem neuen Besitzer überließ, und worin sich mehrere tausend Besucher eingeschrieben hatten, enthielt auf dem ersten Blatte folgende Inschrift:

Ich hab' auf dem Berg mir ein Haus gebaut,
Weil man hier näher den Himmel schaut,
Ich hab' es auf einem Felsen gesetzt,
Weil ich immer den guten Grund hab geschätzt.
Ich hab es vorne mit Säulen geziert,
Damit Schönes mit Gutem vereinigt wird.
Hab der Zimmer mehr als mir nöthig sind,
Daß ein guter Freund bei mir Obdach find'.
Dies Haus hab gebaut ich in Lilienfeld,
Weil ichs halte für's schönste Thal in der Welt.
Mein Haus und mein Garten stehn offen und frei,
Wer beide besehn will, der komme herbei,
Und hat ers gesehen und will er mir wohl,
Und will er mir bringen des Dankes Zoll,
So sprech' er im Gehen den Wunsch für mich aus:
O! mög' er genießen noch lange dies Haus!

Auch drei komische Geschichten will ich von den Jahren meines Aufenthaltes in Lilienfeld noch mittheilen, weil

ich glaube, daß derlei kleine lustige Begebnisse örtliche und persönliche Einzelnheiten berühren, welche den Lesern nicht ganz uninteressant werden.

I. Ein Mittagsmahl bei einem Pfarrer.

Im Stifte lernte ich einen Priester Namens P. kennen, den ich vorzugsweise den Schweigsamen nennen möchte. Er verrichtete eifrig seine geistlichen Obliegenheiten, hatte seine Lust mit der Bienenzucht, vermied Gesellschaft nicht, suchte sie aber auch nicht, ging seinen eigenen Weg, und sprach oft mehrere Tage kein Wort; wenn er aber eines sprach, so war's wie Blitz und Schlag, er traf immer damit den Nagel auf den Kopf, und es sprang eine Witzknallkugel aus seinem Munde, welche um so mehr Lachen erregte, als er dabei ein so ernstes, saures Gesicht machte, als ob er eben Wermuth geschluckt hätte. Hier ein Beispiel von vielen.

Wir sprachen einst bei Tische über diesseits und jenseits, und ein sehr frommer Priester pries die himmlischen Freuden ganz außerordentlich. Ich meines Theils aber äußerte, mir gefalle diese Erde sehr, ich wäre mit den Freuden, die sie bietet, sehr zufrieden, wünsche mir keine höhern, und verlange daher noch lange nicht aufgelöst zu werden. „So bleiben Sie ein Knopf!" sprudelte P. heraus, der früher kein Wort gesprochen hatte, und auch wieder fortan stumm blieb.

Der Schweigsame hatte nun eine Pfarre erhalten, und ich fuhr mit dem Stiftskämmerer hin, ihn zu besuchen.

Das Pfarrdörfchen liegt in einem himmlischen Thale, oder besser bezeichnet, in einer Bergschlucht, durch welche sich ein Silberbach schlängelt.

Der ganze Weg dahin ist mit Eisenwerken und Bauernhäusern besäet. Es ist so friedlich und heimlich hier, und mein Begleiter sagte mir, dieses Thal bewohne auch ein ganz vorzüglicher Schlag von Menschen.

Wir kamen zum kleinen und unansehnlichen Pfarrhofe, und ich fand meinen Schweigsamen sehr wohl aussehend und — o Wunder! — sogar gesprächig. Er führte mich in sein Haus, zeigte mir seine Gemächer, sein Gärtchen und seine Wirthschafterin. Ja er forderte uns sogar auf, vor dem Speisen noch ein Tarockspiel mit ihm zu machen, was er ausgezeichnet spielte, obwohl ich ihm nicht zutraute, daß er die Karten kenne. Indessen war der Tisch gedeckt, und wir nahmen ein gutes, wohlschmeckendes Mahl ein, bei welchem er nicht müde wurde, uns Anekdötchen zu erzählen, welche so wahr, so neu und so komisch sind, daß ich sie der Mittheilung werth halte.

Vor Kurzem, sprach er, kam ein Bauernknabe zu mir gelaufen und bat mich: „O Herr Pfarrer, kommen Sie doch geschwind zu meinem Vater, es hat ihn der Schlag getroffen!“ Ich eilte zu dem Kranken, reichte ihm die letzte Wegzehrung, fand ihn aber noch ziemlich bei Kräften. Zwei Tage nachher kam aber der Junge wieder gelaufen, und rief: Herr Pfarrer, kommen Sie nur gleich wieder, denn der Schlag hat nachgebessert.

In meiner Schule, erzählte er weiter, wollte der Schulmeister den Kindern begreiflich machen, wie man durch Nachsetzung der Sylbe en bei den Hauptwörtern die vielfache Zahl bildet. Er schrieb also auf die schwarze Tafel das Wort „Ochs,“ und fragte einen Knaben:

Wie heißt dieses Wort?

Ochs.

Was ist es für ein Wort?
Ein Hauptwort.
In welcher Zahl steht es?
In der einfachen.
Wie kann man die vielfache Zahl daraus bilden?
Wenn man noch einen Ochsen zuwihängt.

In meiner Kirche, fuhr der Pfarrer fort, tritt eine Bäuerin die Orgel, aber nur Nachmittags beim Segen; beim Hochamte muß es ihr Mann thun, denn sie behauptet steif und fest, da könne sie es nicht.

So unterhielt uns der liebe Pfarrer noch mit vielen Schnurren, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß aus dem sonst Schweigsamen ein Gesprächiger geworden sei, und dieses Wunder hatte bei ihm die Einsamkeit bewirkt, welche sonst das Gegentheil hervorbringt.

II. Ein Erntefest.

Das liebenswürdige Ehepaar Döbler bewohnte dreiviertel Stunden von meinem Landhause in Lilienfeld ihr eigenthümliches Gütchen Klafterbrunn. Die herrliche Lage dieser Besitzung, die freundliche Aufnahme, welche man dort fand, auch die eigenthümliche Art, womit Mann und Frau sich alle Herzen zu gewinnen wissen, sind allgemein bekannt. Sie betreiben ihre nicht unbedeutende Landwirthschaft selbst, und der Zauberer im Winter gefällt sich im Sommer darin, die Zaubereien der Natur zu belauschen, seinen Feldern nachzusehen, mitunter auch selbst einen Pflug zu leiten, sein Obst abzunehmen und seinen Erdäpfeln nachzusehen, ob sich nicht die Krankheit an ihnen zeigt. Auf seinem Nachttischchen am Bette liegen ökono-

mische Bücher, und auf seinem Schreibtische stehen Modelle von landwirthschaftlichen Geräthen.

Die kleine, kugelrunde, anmuthige Frau sieht in ihrem Kuhstalle nach, füttert ihr Geflügel, freuet sich kindisch über 9 junge Ferkel, geht auch wohl, wenn auf der Wiese Heu gemacht wird, mit dem Rechen auf der Schulter voran, und es ist äußerst komisch zu hören, wie sich die geborne Dänin Mühe gibt, mit ihren Mägden und Knechten local zu sprechen, und wie sie das Mäulchen verzieht, wenn sie z. B. sagt: „Kinder! macht's Eure Sachen recht, daß ich mich nit giften derf!"

Einmal veranstalteten Döblers ein Erntefest, und ich habe nie einen Ball in Wien mitgemacht, wo ich mich so gut unterhalten hätte, wie bei diesem.

In der großen Scheune im Maierhofe waren landwirthschaftliche Werkzeuge gleichsam trophäenartig aufgehängt. In der Mitte dieser leuchteten Wagenlaternen. Die Wände waren mit Tannenreisig belegt, und Guirlanden von farbigem Papier zierten die Decke. Die eine Abtheilung der Scheuer war zum Tanze bestimmt. In dem andern Theile der Scheuer war eine Tafel mit Räucherfleisch, Gugelhupf, Semmelschnitten mit Rosinen in Wein, und Lammsbraten mit Salat besetzt. Obstmost floß in Strömen.

Zum Erntefest geladen waren nicht nur das Hausgesinde, sondern auch Alle, welche bei der Ernte mitgeholfen hatten, und hiezu kamen noch ungebeten die „Mahm" des Einen und die „Godl" des Andern, und selbst fremde Bursche und Mädchen aus den umliegenden Bauernhäusern wurden nicht abgewiesen.

Die Musik bestand aus drei Clarinetbläsern.

Als wir einige Honoratioren mit Döblers in die Scheuer traten, wurden wir mit einem Vivatgeschrei empfangen, daß die Berge wiederhallten, wozu die Musikanten einen ohrenzerreißenden Tusch anstimmten. Wir nahmen Krüge, und tranken auf die Gesundheit der Versammelten.

Nun gings ans Tanzen. Unser österreichischer Bauerntanz ist eben so anmuthig und gemüthlich, als die Weisen, welche dazu aufgespielt werden. Das ist kein Hupfen und Springen, Fliegen und Rasen wie in eleganten Cirkeln; das ist ein inniges Umfangen und sich Fortwälzen, dabei eine Darstellung der anmuthigsten Figuren. Uebrigens fehlt auch dabei das tolle Gepolter nicht. Bursche, welche eben nicht mittanzen, setzen sich auf den Boden und trommeln auf demselben nach dem Tacte; die Tanzenden klatschen in die Hände und stampfen mit den Füßen, wieder Andere jauchzen. Doch habe ich mich nicht wenig verwundert, als ich unsere Bauern auch Galopp und Polka tanzen sah.

Die allgemeine Lustigkeit stieg aber auf das Höchste, als Döbler seiner Kuhliesel, und seine Gattin ihrem Kutscher Peter die Hände reichten, und mit ihnen walzten. Wir übrigen folgten nach, und man mußte die verklärten Blicke dieser Bauersleute sehen und wie sie sich Mühe gaben, viel leichter aufzutreten, wenn sie mit uns Honoratioren tanzten.

Eine recht artige kleine Dirne, die sich flinker drehte als ein Rad, und die ich recht an meinem Finger drehte, damit ich mir selbst das Drehen ersparte, sagte mir: „Gnädiger Herr, den Tag schreib ich mir in mein Betbüchel."

Keiner aber von uns tanzte so unverdrossen als die

beiden Döblers, dafür hatte aber auch Elisens weißer Ueberrock große Schmutzflecke von den unbehandschuhten Händen ihrer derben Tänzer.

Das Fest währte bis Mitternacht und die Fröhlichkeit nahm immer zu. Da durfte man Niemand zum Tanzen nöthigen, wie bei uns die jungen Herren, die lieber Cigarren rauchen; da spielte Niemand Karten, da saß kein Mensch in einer Ecke, dem man die Langeweile im Gesicht ansah. Alles war lustig und freute sich.

Einen unter diesen Lustigen muß ich etwas näher beschreiben, weil er der Repräsentant einer eigenen Gattung von Menschen ist, welche im Gebirge getroffen werden, nämlich der sogenannten Trotteln (Cretins).

Der Bursche zählte einige 20 Jahre, war klein und corpulent, hatte einen großen Kopf und ein altes Gesicht, dazu das sine qua non eines Trottels, nämlich einen großen Kropf. Er war dumm, aber äußerst gutmüthig und hieß Hansel. Seinen Zunamen und sein Alter wußte er selbst nicht, und als ich ihn um das letztere fragte, antwortete er: „Oh! ich bin schon alt, ich war schon auf der Welt, wia bei uns der Duna eingschlagen hat.“ Er war Schafhirte bei Döbler, der ihn seiner außerordentlichen Gutmüthigkeit wegen sehr wohl leiden mochte. Ein Beispiel dieser Gutmüthigkeit will ich in österreichischen Reimleins erzählen, wie sie mir Döbler in Prosa erzählte:

Der Hansel und sein' Schof (Schafe.)

Der Hansel treibt die Schof
Weit aussi von sein'n Hof,
Er bleibt bei ihn' auf der Wad
Damit kans eini geht ins Trad,
Und finden s' wo a saftigs Gras
So macht a große Freud ihm das.

Der Hansel bleibt aufn Hof
Blos wegen 'seine Schof,
Er hat' s so gern, er kennt an iad's,
Er tragt sogar a kranks, a miads,
Er laßt ean zwar sein Gasel segn,
Aber schlagen, dos is noh nit gschegn.

Der Hansel treibt die Schof
Wieder eini in sein'n Hof
Sie laufen glei zun Wassergrand
Und saufen gieri allesand,
Mit Freuden schaut der gute Bua
Sein'n Schofen wie s' so saufen zua.

Da kummt der Herr von Hof,
Sieht saufen seine Schof,
Er rumpelt glei den Hansel an,
Wie er d'Schof saufen lassen kann,
Und ob er denn nit wissen thuat,
Das Saufen is für die Woll nit guat.

Und laßt er saufen d'Schof,
So peischt er'n weg vom Hof,
Der Hansel kratzt in Kopf falai
Und fangt zun zaua an dabei
Und sagt: Das Alles waß ich eh,
Awa Herr! der Durst, der thuat halt weh.

Diesem gutmüthigen Trottel nun machte das Erntefest unendliches Vergnügen; er hatte sich aufgedonnert, so gut es ihm möglich war. Er tanzte nicht, aß und trank auch sehr wenig, sondern sah nur immer Elisen mit verklärten Blicken an.

So oft sie an ihm vorüber ging, streichelte er mit der Hand ihren runden nackten Arm, küßte sich dann seine Finger, und sagte mit einem Seufzer: „Frau! Sie san halt gar so schön!"

Nur Eines schien außer Elisen noch seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und das waren die glänzenden vergoldeten Knöpfe, womit mein Frack besetzt war. Er trat zu mir, berührte einen Knopf und sagte: Ui! dö Knöpf müssen weida nix kosten?

Gefallen sie dir?

Nan! und schon wia. Wann ih nur an solchen Knopf haben kunnt!

Was thätest du denn damit?

Auf mein'n Huat aufi machen und allawal anschaun.

Schau einmal diese Nadel an. Ich zeigte ihm meine brillantene Brustnadel. Gefällt dir die nicht besser?

Dö glanzt ah recht, aber so schön is s' doh nöd wie die Knöpf.

Ich versprach ihm, welche zu seiner Weste zu schicken, und mache mir einen Vorwurf daraus, daß ich darauf vergaß; denn so große Freude hatte ich über alle die großmüthigen Geschenke, die ich von Kaisern und Königen erhielt, gewiß nicht, als Hansel über die Knöpfe gehabt haben würde.

III. Eine Schulvisitation.

Ich wohne gerne einer Schulvisitation bei, besonders in einem Dorfe, wo ich einen braven Lehrer weiß.

Ein solcher befand sich in F., und ich fuhr mit dem würdigen Herrn Dechant dahin zur Schulvisitation. Ich muß dem Lehrer das Zeugniß geben, daß er für sein karges Einkommen ex trunco Mercurium zu machen wußte.

Ich staunte, als ich sah, wie weit es die Bauernkinder im Schön- und Rechtschreiben gebracht haben; doch kamen mir auch ein Paar Anekdoten vor, worüber ich herz-

lich lachen mußte, und auch du wirst darüber lachen, lieber Leser.

Als der Herr Dechant einen Satz dictirte, und ein Knabe ihn auf die Tafel geschrieben hatte, fragte ich diesen: Warum hast du denn essen mit zwei s geschrieben? Weil ich gern viel iß, antwortete der Junge.

Ich wollte mich überzeugen, wie die Kinder ihre Begriffe auszudrücken im Stande seien, und fragte ein Mädchen: Sage mir liebe Kleine, was ist denn die Schule? Das Mädchen dachte nach, schwieg und sah verlegen auf den Katechismus, den sie eben vor sich liegen hatte.

Nun fragte ich weiter, wie heißt denn der Ort, wo wir jetzt sind.

Der Ort heißt F—au.

Ganz recht, aber wo sind wir in F—au? Sind wir in der Kirche?

Nein.

Im Pfarrhof?

Nein.

Nun, wo denn also?

Im Zimmer.

Und was geschieht denn in diesem Zimmer?

Da muß ich lernen, wenn ich auch nit mag.

Und wie sagen deine Eltern, wenn sie dich daher schicken?

Geh in d'Schul sagen s', wannst nit glei gehst, kriegst Schläg.

Also was ist die Schule?

Die Schul — die Schul —

Nun? ist der Ort —

Ist der Ort — der Ort —

Nun — wo?

Wo — wo die Verdammten ewig gepeiniget werden.

Alles mußte laut auflachen; denn das Mädchen hatte auf die Definition der Hölle im Katechismus gedacht.

Während meines Aufenthaltes in Hütteldorf war ich so glücklich die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, den ich unter allen Menschen auf dieser Erde, selbst meinen eigenen Vater nicht ausgenommen, am höchsten verehrte.

Rufet mit gerechtem Stolz ihr höchsten Adeligen: Er war Einer der Unsrigen. Senket eure Degen vor ihm, ihr Kriegsmänner, er hat mit euch für sein Vaterland gefochten, und das Theresienkreuz wohl verdient errungen. Erkennt in ihm ihr Diplomaten einen der eurigen, der bei den schwierigsten politischen Zuständen seinen Kaiser und das Wohl Oesterreichs an einem der listigsten und ränkevollsten Höfe vertrat. Hut ab! alle Ihr edlen, hochherzigen Männer; denn er war der Hochherzigste unter euch, und ihr Armen, Nothleidenden ehret sein Andenken und flehet zu Gott, ihm jenseits zu vergelten, was er hier für euch gethan hat.

Ich nenne ihn nun, und habe mit seinem Namen zugleich jede Tugend ausgesprochen: es war der Fürst Franz von Dietrichstein.

Wollt' ich diesen unübertroffenen Mann seiner würdig darstellen, so müßtet ihr, Goethe und Schiller, mir eure Federn, und du Raphael, deinen Pinsel leihen; für das Erhabenste ist mein Kiel zu schwach.

Ich lernte ihn erst in seinem Alter und in seiner Zurückgezogenheit kennen. Er bewohnte im Sommer sein Lustschloß in Weidlingau und sandte mir einst nach Hütteldorf seine französische Uebersetzung eines meiner Gedichte. Ich stattete ihm hierauf einen Besuch ab, und von diesem Au-

genblicke an waren sein Bild, seine Worte, sein Benehmen tief in mein Herz gegraben, und auch er blieb mir bis an sein Ende ein Vorbild, ein Gönner, ja mit Stolz sage ich es, ein Freund.

Er besaß alle Eigenschaften, welche den echten wahren Adel auszeichnen sollen, mit dem Adel des Herzens vereinigt. Der Fürst war zugleich Mensch im edelsten und weitesten Sinne des Wortes. Die Würde, die er stets behauptete, drückte den Geringeren nicht, sondern vermehrte nur dessen Ehrfurcht, ja Liebe für ihn. Alle Wissenschaften hatte er in ihrer tiefsten Tiefe in sich aufgenommen und besaß noch in seinem Alter ein so vortreffliches Gedächtniß, daß er uns oft ganze Stellen lateinischer Classiker herrecitirte. Neue politische und wissenschaftliche Ereignisse fanden die größte Theilnahme bei ihm; seine Urtheile darüber waren nie absprechend, und wenn er über die Zukunft sprach, so war es, als ob man einen Propheten vernehme.

Er war der Freund des großen Kaisers Joseph, und die Ideen und Grundsätze dieses unvergeßlichen Monarchen fanden auch bei ihm ihren Wiederhall. Man sagte mir, er habe Memoiren geschrieben, allein es verlautete auch nach seinem Tode nichts weiter davon. Wo der Staat oder die Nothleidenden Hilfe bedurften, da war Dietrichstein immer der Erste und Großmüthigste der Helfenden.

Wenn man ihn aber aller dieser edlen Eigenschaften wegen bewunderte und verehrte, so mußte man ihn lieben, wenn man ihn als Hausvater kannte. Er war der zärtlichste Vater seiner Kinder und der innigste Freund seiner Freunde.

Da er in der Zurückgezogenheit lebte, so erschien er

nie bei Hofe oder bei Hoffesten; ein einfaches Concert in seinem Hause, ein Gespräch mit wissenschaftlichen Freunden waren ihm die liebsten Unterhaltungen; er wies hohe Besuche nicht ab und empfing sie freundlich, aber er suchte sie nicht.

Daß ich seine Zuneigung besaß, zeigen wohl folgende Umstände:

Er wählte mich zum Firmelungspathen seiner beiden Söhne Carl und Franz Frisach.

Als die Stadt Neustadt abbrannte und in den Zeitungen gemeldet wurde, daß ein armer 5jähriger Knabe Eltern und Verwandte verloren habe, bat er mich, diesen zu holen und ihm zu überbringen; er hat ihn auch mit seinen Söhnen erziehen lassen, und nach seinem Tode diesem, wie allen, die ihm näher standen, eine sorgenfreie Zukunft bereitet.

Er besuchte mich sogar in meinem Landhause in Lilienfeld, und bis zu seines Lebens Ende waren sein Bruder Graf Moriz, Hammer-Purgstall, Arneth, Feldzeugmeister Wocher und ich jeden Dinstag seine Gäste.

Edler, hochherziger Mann, ruhe in Frieden. Die Kerze, die ich bei deinem Leichenbegängniß trug, habe ich gut aufbewahrt, sie soll auch bei meinem Sarge brennen!

In jenen 16 Sommern, welche ich in Lilienfeld zubrachte, lebte ich wie ein grand Seigneur. Schon als ich das Gütchen bezog, gab ich allen Bauern meiner Nachbarschaft ein großes, ländliches Fest, wobei wie natürlich Essen und Trinken die Hauptsache war. Ich machte sie dadurch auch alle zu meinen guten Freunden, und sie gingen mir bei Allem mit Rath und That an die Hand.

Da Volk ist überhaupt gut im Gebirge. Durch mei-

nen großen Garten mußte ich die Nachbarn zu ihren Häusern gehen und auf ihre Felder fahren lassen, und ich kann nicht sagen, daß mir in diesen 16 Jahren auch nur eine Rose abgepflückt worden wäre. Auch mit meinem Obst ging es gut. Gerieth dasselbe und besaß ich welches, so hatten die Bauern auch Obst, und hatte ich keines, so konnte man mir keines nehmen.

Da war es in Hüttelsdorf ganz etwas Anderes, da wurde Alles gestohlen; denn vom Brauhause daselbst gingen viele Betrunkene vorüber. Hört eine sehr spassige Geschichte.

Ich saß in meinem Garten unter Gebüsch versteckt und bemerkte, daß ein Bursche, der vom Brauhause kam, sein Taschenmesser herauszog und mir einen Ast von einem schönen Birnbaume abschneiden wollte. Schnell trat ich hervor und rief ihn an: He! was geschieht denn da?

Was wird denn auch geschehen, einen Stock schneide ich mir ab.

So? Wenn Jeder, der vorübergeht sich einen Stock abschneiden wollte, würde ich bald keinen Baum mehr haben.

Ei, antwortete er sehr naiv, ein Jeder wird nicht so indiscret sein.

Auch den Beamten und den übrigen Honorationen der Umgegend gab ich alle Jahre in Lilienfeld einen Ball, und so stand ich mit Allen in gutem Einvernehmen.

Freunde aus Wien, welche mich besuchten, waren mir willkommen, von mir freundlich aufgenommen und bewirthet, aber es kamen so viele, daß mir die Bewirthung etwas zu kostspielig wurde, und dies war auch eine der Ursachen, warum ich mein Landgütchen in Lilienfeld verkaufte.

Die Ludlamshöhle. *)

Ich komme nun zu einem Gegenstande, welchem ich einen bedeutenden Platz in meinen Memoiren einzuräumen mich verpflichtet halte, nämlich zur Beschreibung der sogenannten Ludlamshöhle. Ich war anfangs Willens diese Beschreibung abgesondert herauszugeben, da ich von vielen Seiten dazu aufgefordert wurde; allein warum sollte ich meine Memoiren, wenn sie einst erscheinen, dieses interessanten Aufsatzes berauben? Ich schalte ihn also hier ein, wohin er gehört, und halte mich überzeugt, daß ihn Niemand ganz ohne Interesse lesen wird:

Die Ludlamshöhle in Wien.

Es hat nie und nirgend eine fröhlichere, lebenslustigere und dabei doch auch harmlosere Gesellschaft gegeben, als die sogenannte Ludlamsgesellschaft in Wien. Ihr Ruf

*) Die „Ludlamshöhle" ist als bisher unerreichtes Urbild aller mit Kunstgenüssen gewürzten geselligen Vereine in Wien zu betrachten. Der „Supiridon," die „Concordia" — nicht zu verwechseln mit einer gleichnamigen Gesellschaft neuerer Begründung, — die „Aurora," der „Hesperus" und andere Vereine waren und sind nur mehr oder weniger gelungene Copien dieser ersten originellen Stiftung. Die einen waren zu ernst, die anderen ambitionirten eine ausschließliche Carnevalslust; die „goldene Mittelstraße" lag inmitten und wurde fast instinctiv von den „Ludlamiten" beschritten. Die „Ludlamshöhle" hatte ihre Mitglieder in aller Herren Länder; alle Berühmtheiten wendeten ihren ganzen Witz auf, um darin Aufnahme zu finden. Manchem galt Sitz und Stimme in dieser lustigen Gesellschaft mehr, als das Fauteuil einer langweiligen Akademie. Noch jetzt erzählen die Zeitgenossen mit Vorliebe von jenen Festabenden der „gulten alten Zeit," und den Epigonen läuft bei diesen Erzählungen das Wasser im Munde zusammen.

verbreitete sich auch im Auslande durch die vielen Fremden, welche in ihr freundliche Aufnahme fanden, und in ihrem Kreise die angenehmsten Stunden ihrer Anwesenheit genossen, und dieser Ruf wurde durch die ungeschickte und mit der höchsten Lächerlichkeit von der damaligen Polizeistelle vorgenommene Auflösung derselben noch vergrößert.

Sie zählte die vorzüglichsten literarischen und künstlerischen Notabilitäten zu ihren Mitgliedern, man hat sich nirgends heimischer gefühlt, als zwischen den vier weiß übertünchten Wänden dieser Schenke, und auch die Furchen auf den Stirnen der größten Misanthropen glätteten sich bei den mitunter geistreichen, mitunter auch blos barokken Scherzen, welche hier vorgebracht wurden. Hier hatten die Abendstunden Flügel; hier wurde zwar immer auf die schwache Stelle eines Jeden losgehämmert, aber so, daß es nie schmerzte; denn Jeder konnte gleich wieder vergelten und hatte auch das geistige Vermögen dazu; hier theilte Jeder gerne Witz und Spaß aus, steckte aber auch wieder gerne Witz und Spaß ein.

Kurz es gab nur eine Ludlamshöhle, hat früher nie eine solche gegeben und wird nie mehr eine solche geben.

Es ist in auswärtigen Zeitschriften Manches darüber berichtet worden, aber alle Darstellungen blieben weit hinter der Wirklichkeit zurück. Das Treffendste, was hieüber noch erschienen ist, hat Lewald in seinem Reisejournal mitgetheilt, allein auch dieser Aufsatz ist nur fragmentarisch und enthält auch mehre Unwahrheiten. Doch werde ich Lewald's Ansichten, in so ferne sie mit vieler Liebe der Gesellschaft denken und manche Einzelheiten scharf auffassen, benützen, wo sie an ihrer Stelle sind.

Ich, der ich vom ersten Tage ihres Entstehens bis

zu ihrem unseligen Ende eines ihrer eifrigsten Mitglieder war, ich will es versuchen diese Fundgrube des Frohsinns zu schildern, aber ich fürchte leider, daß auch mich der viele Stoff erdrücken wird.

Urstoffe der Ludlamshöhle.

Viele lustige Jünglinge (und man war zu jener Zeit viel lustiger als jetzt) kamen schon in den Jahren 1816 und 1817 im Gasthause zum Blumenstöckchen im Ballgäßchen täglich Abends zusammen, und unterhielten sich da mit Gespräch, mit Gesang von Gesellschaftsliedern, ja mitunter auch mit sehr hitzigen Wortstreiten über Kunstgegenstände. Es befanden sich unter diesen Deinhardstein, der Schauspieler Küstner, der Großhändler Frank, Gunnich, ein Beamter und guter Tenorsänger, Hassaurek ein Negoziant, der auch mehre Theaterstücke geschrieben hat, der Schauspieler Korntheuer, Benedict, jetzt Capellmeister in London, Sydow, der bekannte, jetzt verschollene Declamator, und mehrere andere lustige Bursche. Wenn wir vom Gasthause weggingen, so machten wir muthwilligen jungen Leute hundert derbe Späße mit Hausmeistern, Bäckern und andern, welche uns eben in den Wurf kamen, wovon sehr viel Drolliges zu erzählen wäre.

Zwei der Muthwilligsten und Lustigsten in der Gesellschaft waren Deinhardstein und Korntheuer.

Der Erstere besaß eine so geniale Keckheit, daß er Jeden, gegen den er seinen Muthwillen losließ, augenblicklich verblüffte. Dabei konnte er einen solchen Ernst affectiren, daß auch das Ungereimteste in seinem Munde eine Art von Wahrscheinlichkeit erhielt.

Damit man diese Urstoffe der Ludlamshöhle kennen lerne, und daher begreife, wie sie so werden konnte, wie sie wirklich war, muß ich hier einige von den unzähligen Späßen mittheilen, welche diese Gesellschaft zum lauten Gelächter derjenigen, welche ihr täglich des Nachts nachzogen, ausführte, blos in der Intention, sich und Andern einen Jux zu machen, und ohne alle boshafte Nebenabsicht; vielleicht lasse ich einst noch ein ganzes Büchelchen solcher Burschenstreiche erscheinen. Stoff habe ich genug dazu.

Bei dem Brunnen am neuen Markte stand ein Polizeimann als Wache, welchem man es gleich am Gesichte ansah, daß er das Pulver nicht erfunden hätte, wenn es nicht schon erfunden gewesen wäre. Deinhardstein blieb vor ihm stehen und faßte ihn einige Sekunden scharf ins Auge. Der Wachmann, betroffen und vielleicht einen Vorgesetzten in Deinhardstein vermuthend, stellte sich in militärische Positur und fragte: Schaffen (befehlen) Euer Gnaden was?

Kehr er sich um! befahl Deinhardstein.

Der Polizeimann gehorchte.

Man muß wissen, daß unsere Polizeiwachmannschaft auf dem Deckel der Patrontasche numerirt war.

Was hat Er für eine Nummer? fragte D.

Ich soll Nro. 43 haben, antwortete der Wachmann.

Er war auch wirklich mit der Nummer 43 bezeichnet.

Warum hat er denn also Nr. 34? donnerte ihn D. an.

Ach! versetzte der Wachmann etwas ungläubig lächelnd, das ist ja nicht möglich, und indem er die Patrontasche vorwärts zog, fuhr er, auf die Nummer deutend fort: Da sehen Euer Gnaden nur ein 4er und ein 3er.

Schwachkopf! herrschte D. Wenn die 3 vor der 4 stünde, dann würde es 43 heißen, so aber heißt es 34.

Ganz jammervoll sagte nun der Mann: „Mein Gott! wer muß mir denn das gethan haben?“

Um auch von Korntheuer eine lustige Geschichte zu erzählen, führe ich folgende an:

Korntheuer flüsterte mir und Deinhardstein etwas ins Ohr, damit die übrigen nicht wußten, was geschehen sollte. Hierauf nahm er die Stellung eines schwachen alten Mannes an. Ich und D. unterstützten ihn und läuteten am Thore eines vier Stockwerke hohen Hauses an.

Der Hausmeister schloß auf und fragte um unser Begehren.

K.. murmelte hierauf einige unverständliche, fremdklingende Worte und deutete dabei in die Höhe.

Hol er eine Laterne, und leuchte er uns hinauf, befahl Deinhardstein.

Der Hausmeister gehorchte, leuchtete in den ersten Stock hinauf, aber Korntheuer deutete: Höher! eben so im 2., im 3. und endlich in dem 4. Stock. Da befahl nun D. dem Hausmeister aufzusperren, mit dem Bedeuten, Se. Excellenz wollen seine Andacht verrichten.

Was für eine Andacht? fragte der Hausmeister lachend, doch nicht bei dem Schneider, der hier wohnt?

Nun sprach D. zu K. etwas Unverständliches; K. fing darüber zu poltern und zu wüthen an, und der arme Hausmeister wurde fürchterlich ausgescholten, daß er seine russische Excellenz bis in den 4. Stock herauf gefoppt habe, da sich hier die russische Capelle nicht befände.

Der verblüffte Hausmeister entschuldigte sich und bat

sogar um Verzeihung, da ihn D. versicherte, das könne ihn sogar um seinen Dienst bringen.

Es sei mir erlaubt auch noch einen derben, muthwilligen Spaß von mir selbst zu erzählen.

Ich besuchte den maskirten Ball in den Redoutensälen. Ein Fremder, welcher mit mir ging, konnte gar nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß hier oft die Maskirten von den Unmaskirten zum Besten gehalten werden. Ich gab ihm ein Pröbchen davon.

Es kam uns ein Domino entgegen. Vermuthlich um zu zeigen, daß darunter ein wohlhabender Mann stecke, war die Maske von Seide, und im Munde der Larve steckte ein großer Brillantring.

Ich hielt ihn mit dem barschen Zurufe an: Halt Joseph! wo hast du das Kind?

Ich heiße nicht Joseph, und weiß nichts von einem Kinde, antwortete die Maske, und wollte entschlüpfen; allein ich hielt ihn fest, erklärte dem Fremden, diese Maske sei mein Friseur, dem ich mein Söhnchen übergeben habe, damit er es herumführe, zu ihm aber sagte ich: Du mußt mir mein Kind verschaffen, oder ich lasse dich arretiren.

Da nahm der Maskirte die Larve ab und sagte: Sehen Sie, ob ich Ihr Friseur bin.

Ich entschuldigte mich auf's höflichste damit, daß mein Friseur sich in einer ganz gleichen Maske hier befinde, und wir gingen auseinander.

In einiger Zeit begegneten wir der Maske wieder, und ich fuhr sie mit den Worten an: Sieh elender Spitzbube, jetzt habe ich deinetwegen einen honnetten eleganten Herrn beleidigt, wo hast du das Kind?

Er aber nahm gutmüthig wieder die Maske ab und

erwiederte laut lachend: Ha! ha! ha! Ich bin der Nämliche, Sie sind schon wieder aufgesessen!

Aehnliche, noch derbere Spässe gab es jeden Abend, und — seltsam genug — sie hatten nie eine üble Folge für uns.

Entstehung der Ludlamshöhle.

Da sich unsere Gasthausgesellschaft nach und nach vergrößerte, so wurde uns der Tisch, welchen man uns im Blumenstöckchen einräumte, zu klein; auch war es uns unangenehm, mitten unter vielen fremden Gästen zu sitzen, welche auf unsere Gespräche lauschten, und wir beschlossen, uns ein anderes Gasthaus zu wählen, wo wir ein eigenes abgesondertes Zimmer bekommen.

Wir versuchten es im „grünen Baum," allein wir fühlten uns auch da nicht heimisch, und beschlossen schon nach einigen Abenden, wieder weiter zu wandern.

Da geschah es, daß im Theater an der Wien Oehlenschläger's „Ludlamshöhle" zum ersten Male gegeben wurde. Unsere ganze Gesellschaft verabredete sich, die Vorstellung zu besuchen und nach derselben die einzelnen Meinungen darüber im Gasthause im Schlossergäßchen, von welchem wir so viel Gutes gehört hatten, auszutauschen. Wie verabredet, so geschehen! Wir kamen am obigen Orte zusammen, und auch Oehlenschläger selbst, welcher sich dazumal eben in Wien befand und mit mir in freundschaftlichen Verhältnissen stand, war in unserer Mitte.

Das Stück, obschon geistreich, aber von geringer theatralischer Wirkung, hatte nicht sehr angesprochen und war eben deßhalb dazu geschaffen, einen lebhaften Kunststreit

für und dawider zu entflammen. Ein solcher währte auch unter uns bis gegen zwei Uhr Morgens. Wir fanden nebenbei, daß auch Speisen und Getränke in diesem Gasthause gut waren, und der Wirth, Herr Haidvogel, ein höflicher zuvorkommender Mann, war erbötig, unserer Gesellschaft, wenn sie ihn fortwährend besuchen wollte, ein kleines, langes, durch einen offenen Mauerbogen von der allgemeinen Gaststube getrenntes Zimmer ausschließend einzuräumen.

Lewald beschreibt dieses Local und dessen Zugang so getreu, daß ich hier seine eigenen Worte anführe:

„Wenn man einige Schritte in einem krummen engen Gäßchen, das vom Graben hineinführt und das „Schlossergäßchen" heißt, gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bachus, der auf einem Fasse ritt; hier trat man in eine niedere Thüre und schwang sich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um sich in einem mäßig großen, dunklen Gastzimmer zu sehen. Nun stand man in den Propyläen. Man durchschritt sie und die Menge profaner Gäste, die sich hier ihren Magen mit trockner und flüssiger Kost auf ganz gewöhnliche Weise stillen. und trat von da in den innern geheiligten Raum, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüsten säugte, wo der Witz keine theure Waare war und der Scherz kein seltenes Kraut, wo an einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mitwochsgesellschaft in einem Jahre zu Markte bringt. Das Local hatte nur ein Fenster, dabei war es lang, räucherig, ein langer Tisch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein, ein paar Wandschränke und Haken, um

die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer sucht in einer Höhle mehr?"

So weit Lewald.

Wir nahmen das Anerbieten des Wirthes an, und dies war der Ursprung der Ludlamshöhle, welche in diesem Gasthause entstand und auch bis zu ihrer Auflösung daselbst verblieb.

Das erste Jahr der Ludlamshöhle.

Die Gesellschaft befestigte und vergrößerte sich mit jedem Tage mehr. Heiterkeit, Witz und Scherz waren nicht von ihr gewichen. Durch eigene Regeln, denen sie sich, ohne daß sie geschrieben waren, zu fügen beschloß, führte sie eine Ordnung ein, aber aus Allem, was sie vornahm, blickte der Schalk hervor. Alles, die ernsthaftesten wie die gewöhnlichsten Vorgänge, trugen den Stempel der Fröhlichkeit an sich. Das Närrischeste, was man sich denken kann, war diesen echten Priestern des Komus das Willkommenste.

Man wählte sich vor Allem ein Oberhaupt und beschloß demselben den Titel eines Kalifen zu geben.

Die Wahl fiel einstimmig auf den Hofschauspieler Carl Schwarz.

Ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde, ein in allen Einzelnheiten wohlgetroffenes Abbild dieses Mannes zu entwerfen; ich will es versuchen.

Schwarz war groß und stämmig, er hatte schon mit Grau durchmischte Haare und einen dicken Bauch, sein Oberleib sammt seinem dicken Kopf war etwas auf die linke Seite gebogen, sein Piedestal war besonders groß, und wenn er in seinen plumpen Stiefeln und etwa auch

noch mit Ueberschuhen daherschritt, so hätte man darauf wetten wollen, er könne sich derselben als kleiner Kähne bedienen und darauf, ohne Schaden zu nehmen, als Wassertreter die Donau überschreiten. Das Auffallendste aber an Schwarz war sein Gesicht. Mit kleinen, stechenden, wasserblauen Augen und einer wahren Pfundnase begabt, war dasselbe durchaus roth, und zwar so roth, daß man hätte glauben können, es sei mit Zinnober überstrichen, daher man ihm auch neben seinem Gesellschaftsnamen: Rauchmar der Zigarringer, noch den Spottnamen: Der rothe Mohr, beilegte und den Ludlamswahlspruch wählte: Roth ist Schwarz und Schwarz ist roth.

Mit diesem nun eben nicht sehr anmuthigen, aber komischen Aeußern verband Schwarz folgende Eigenschaften:

Er war, was man in Wien einen „seelenguten Kerl“ nennt, er ließ Alles über sich ergehen, er übernahm willig alle Geschäfte. Ich glaube, wenn man ihm zugemuthet hätte, er solle eine Klafter Holz auf sich hauen lassen, so würde er mit der größten Gutmüthigkeit geantwortet haben: „Ei doch, eine ganze Klafter wäre zu viel, aber eine halbe in Gottesnamen!“ Er besaß eine einzige Schwäche. Er hatte nämlich in frühern Zeiten als ein guter Schauspieler in Väterrollen gegolten. Als er zu Gastrollen nach Wien kam, hatte er wirklich und zwar vorzüglich als Abbé de l'Epée und Lorenz Stark Aufsehen erregt und wurde daher auch engagirt. Später aber wurde er zurückgesetzt, kam aus der Routine, das Alter übte auch auf ihn seine Schwächen aus, und so kam es, daß er zur Mittelmäßigkeit herabsank, sich viele Gedächtnißfehler zu Schulden kommen ließ, und sich besonders sehr oft an der Bühne versprach.

Schwarz hatte eine Tochter, welche eine nicht üble Schauspielerin und angenehme Sängerin war, die er aber in seiner väterlichen Zärtlichkeit auf den Gipfel der Kunst stellte.

Wenn man nun diese seine Schwachheiten plump berührte, so konnte er wohl auch, aber nur für einige Minuten ärgerlich werden; aber auch sein Zorn glich einer Katze, welche die Krallen einzieht, damit sie nicht weh thue. Eben diese Schwächen gaben aber auch Anlaß, Schwarz zum Besten zu haben, und das geschah denn täglich, ja fast stündlich, ohne daß er darüber zürnte, ja, ohne daß er es merkte. Er war sogar nicht fröhlich, wenn er nicht ein wenig gefoppt wurde. [So z. B. bat man ihn fast in jeder Woche Bürgers Lied vom „braven Mann" zu declamiren, worauf er sich viel einbildete. Diese Declamation wurde immer mit außerordentlichem Applause, aber auch mit verstecktem Lächeln aufgenommen, weil Schwarz alle harten Consonanten weich, und alle weichen hart aussprach. Er sagte: „Das Liet vom braffen Mahne."]

Schwarz rauchte unmäßig Tabak.

Ich will hier noch das vortreffliche Bild anführen, welches Lewald von diesem Manne entworfen hat. Er sagt:

„Wer jemals des hohen Glückes theilhaftig ward, den großen Kalifen Rauchmar den Zigarringer zu sehen, mit der unveränderlichen Miene in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte, wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund, der zwischen festgeschlossenen

Lippen die glimmende Cigarre hielt und sie nicht losließ, wie der Geliebte, der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum der Mann Rauchmar der Cigarringer heißen mußte, und nicht anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespeare'sche Wort parodirend ausrufen können: „Jeder Zoll eine Cigarre!"; so klingt aber der Vergleich besser: „Der Mann und seine Zigarre waren Eins."

Schwarz wurde also einstimmig zum Vorstand der Ludlam mit dem Titel eines Kalifen gewählt, und erhielt den ritterlichen Ludlamsnamen: Rauchmar der Cigarringer, der rothe Mohr.

Er bildete sich nicht wenig auf diese Würde ein, und war der treue Anhänger derselben auch noch nach ihrem Ende bis zu dem seinigem. Ja, als ich ihn auf dem Todtenbette besuchte, sagte er noch zu mir: Mit mir ist es aus, lieber Freund, ich kann und mag auch nicht mehr leben, weil keine Ludlam mehr existirt.

Es erhielten nun auch die andern Mitglieder der Gesellschaft eigene Ludlamsnamen, welche ich sammt ihrer Bedeutung abgesondert aufführen werde, und auch andere Gesellschaftsbestimmungen wurden festgesetzt. Die erste und vorzüglichste darunter war, daß kein Wort von Politik oder Handelsangelegenheiten gesprochen werden durfte. Ferner wurde festgesetzt, daß jeder Kalif der Ludlam der Dümmste der Gesellschaft sein und eine Tochter haben müsse. Es wurden auch kleine Strafen für Jene, welche einen Abend wegblieben, bestimmt.

Die Dichter der Gesellschaft fingen an, Lieder für dieselbe zu dichten, und die Tondichter, diese in Musik zu

setzen. Es waren dies Anfangs meistens Chöre, welche die ganze Gesellschaft absang. Es wurde auch ein Preis auf eine Tragikomödie in drei Acten mit Chören ausgeschrieben, wovon jeder Act von einem andern Dichter verfaßt sein mußte. Der vorgeschriebene unsinnige Titel war: Wahnsinn und Stockfischfang, oder: die Titel in Lebensgefahr.

Dieser Gallimathias war auch bald verfaßt; die darin vorkommenden Chöre, bestehend aus einem Chor der Sardellen, zwei Chören der Ritter, einem Chor der Stockfische und einem Schlußtrauerchor, wurden von Moscheles und Carl Blum componirt.

Man kann sich nicht vorstellen, mit welchem Witze man in diesem Machwerke den größten Unsinn so zu wenden mußte, daß er zwar dem Titel entsprechend, aber doch nur als eine Parodie auf den Kalifen gelten konnte.

Dieses Actenstück ist das erste in den Annalen der Ludlam aufbewahrte, und wurde bei vielen Gelegenheiten im Gesellschaftskreise veröffentlicht.

Die folgenden Jahre der Ludlam

Die Ludlamshöhle wurde nun täglich bekannter, besuchter und gesuchter. Wer einmal einen Abend in dieser harmlos fröhlichen Gesellschaft zugebracht hatte, wünschte auch ihr als Mitglied anzugehören, Einheimische und Fremde drängten sich zu ihren Scherzen, und es wurde daher nöthig, auch in dieser Hinsicht Bestimmungen festzusetzen. Man beschloß also, die Besucher der Ludlam in wirkliche Mitglieder und Aspiranten abzutheilen. Die Ersteren wurden von nun an „Körper," die zweiten „Schatten" genannt.

Jeder Körper erhielt das Recht Einheimische und Fremde als Schatten einzuführen. Diese mußten die Höhle längere Zeit besuchen, damit man sich überzeugen konnte, daß die Gesellschaft zu ihnen, und sie zur Gesellschaft paßten.

Es geschah fast immer, daß selbst grämliche, sauertöpfische Personen, wenn sie mehrere Male die Höhle besucht und sich in die Späße hineingefunden hatten, ganz umgewandelt wurden, sich in dem frohen Kreise heimisch fühlten und um Aufnahme ersuchten.

So wurden nach und nach Grillparzer, Zedlitz, Rükkert, Atterbom, Schneller, Holtey, Saphir, Stierle-Holzmeister, Seidl, Halirsch, Lewald, die beiden Brüder Jeitteles, Kuffner, Lembert, Lannoy, Hell, Anschütz, Aßmeyer, Gyrowetz, Salieri, C. M. von Weber, Benedikt, Holbein, Rellstab, Marsano, Chladny, die beiden Brüder Biedermann, Sichrovsky Mitglieder der Ludlam.

Die ganze Anzahl der Mitglieder, welche bei Aufhebung der Gesellschaft gerade 100 betrug, werde ich abgesondert aufführen.

Bei dieser Vermehrung der Mitglieder mußte auch das kleine Nebengemach, welches neben dem allgemeinen Gastzimmer sich befand, natürlicher Weise für die Gesellschaft zu klein werden. Auch konnte es der Gesellschaft nicht angenehm sein, daß so viele in dem allgemeinen Gastzimmer sich befindliche fremde Personen ihre Späße mit anhörten, und sich um diese anzuhören eigens in dieses Zimmer drängten. Der Gastwirth ließ sich daher herbei, der Gesellschaft ein anderes Gemach von seiner eigenen Wohnung im zweiten Stocke einzuräumen, und der Großhändler Joseph Biedermann ließ auf seine Kosten eine

Wand wegbrechen, um das Local zu vergrößern, daher er zu seinem Ludlamsnamen „Pipo Kanastro" auch das Ehren-Prädikat: „Ludlams Mauerbrecher" erhielt.

Wie sich nun auf diese Art die Gesellschaft vergrößerte, so wurde auch die Unterhaltung in derselben immer bedeutender. Das Sprichwort sagt zwar: „Viel Köpfe, viele Sinne," allein hier war es nicht in Anwendung zu bringen, hier hatten alle Köpfe (und es waren die bedeutendsten darunter) nur einen Sinn, nur einen Zweck, nur ein Bestreben, sich zu vergnügen.

Um dieses Ziel auf alle Arten zu erreichen, wurde festgesetzt, daß jedes Mitglied alle Monate einen kleinen Beitrag zur Bestreitung der Unterhaltungsmittel zu liefern habe, wodurch ein Fond gegründet und dem Kalifen zu Ehren „der rothe Fond" benannt wurde. Hievon wurden ein Pianoforte, eine bessere Beleuchtung, eine schwarze Tafel zu den allwochentlichen Verkündigungen und ein paar Schränke für Aufsätze und Musikalien angeschafft. Auch wurden nicht selten davon für wohlthätige Zwecke beigesteuert oder auch außerordentliche Speisen und Getränke angeschafft.

Es war auch unser Bemühen Mitglieder zu gewinnen, welche unsere Lieder und Chöre sangen. Auf diese Art wurden Tietze, Fuchs, Sellner, Hauschka, Stümer, Elßler, Grill, Haßlauer unsere Mitglieder.

Es erschienen fünf, eigens für die Gesellschaft geschriebene Zeitschriften nämlich: „Die Trattnerhof-Zeitung," so benannt, weil der Kalif im Trattnerhofe wohnte. Ferners: „Fliegende Blätter für Magen und Herz," dann: „der Wächter," „der Kellersitzer" und „die Wische".

Die „Trattnerhof-Zeitung" nannten wir die Schmeich-

lerin des Kalifen, da sie immer (versteht sich in geistreicher ironischer Weise) sich zu seinen Gunsten aussprach.

Ich will hier nur eine einzelne Stelle aus diesem Blatte anführen, um dessen Witz zu beleuchten: Ein Mitglied hatte der Ludlam aus Gratz steirische Kapaunen geschickt und diese an den Kalifen adressirt. Schwarz verkündete uns deren Ankunft, und es wurde beschlossen, die Vögel am nächstfolgenden Abend in der Höhle zu verspeisen. Dies geschah auch, allein wir fanden die Kapaunen etwas mager und zähe, und es wurde daher dem Kalifen zur Last gelegt, er habe die guten gegen schlechte ausgetauscht und die ersteren selbst gegessen. Am nächstfolgenden Abende war nun in der „Trattnerhof-Zeitung“ unter dem Titel: Nobilitirung zu lesen: „Seine Rauchheit der Kalif, haben geruht, 6 gemeine alte Hähne zu steirischen Kapaunen zu ernennen.“ Diese Zeitung wurde von Hassaureck redigirt, und immer Abends in der Höhle erst geschrieben.

Die fliegenden Blätter redigirte Lembert und entfaltete darin so viel Witz, daß man den sonst etwas trockenen Schriftsteller darin gar nicht erkannte.

In den beiden Zeitschriften „Wächter“ und „Kellersitzer“ schrieben Ignaz Jeitteles und Saphir mit der ganzen Schärfe ihres Witzes und ihrer unversiegbaren Laune über alle Gesellschaftszustände, und führten einen der geistreichsten humoristischen Kämpfe gegen einander. Castelli redigirte die „Wische“ und legte darin seine Späße nieder.

Die bedeutendsten Vorkommisse in der Ludlam wurden gewöhnlich bildlich dargestellt, und Eugen von Stubenrauch, welcher in der Darstellung treffender witziger Carricaturen ein ausgezeichnetes Talent besaß, leistete hierin

Vortreffliches, daher er auch zu seinem Ludlamsnamen „Tacitus Lachelberger" das Prädicat: „Ludlams Knödel-Hogarth" erhielt.

Gebräuche in Ludlam.

1. Aufnahme eines Mitgliedes.

Wenn Jemand von einem Mitgliede in die Ludlamsgesellschaft eingeführt wurde, einige Zeit sich daselbst eingefunden und bewiesen hatte, daß sowohl ihm die Gesellschaft, als auch er der Gesellschaft angenehm sei, wenn er ferners auch durch schriftliche Aufsätze, witzige Bemerkungen oder auf andere Art bewiesen hatte, daß er fähig sei, das Vergnügen der Gesellschaft durch seinen Beitritt zu vermehren, so ward sein Name auf die schwarze Tafel geschrieben, und er von nun als wirklicher Schatten betrachtet. Wenn dann in einiger Zeit nachher kein Mitglied etwas gegen ihn einzuwenden hatte, so wurde zu seiner Aufnahme geschritten, und der Abend hiezu festgesetzt. An diesem Abende nun mußte er zuerst eine Prüfung bestehen und zwar aus der Ludlamsgeschichte, aus den Ludlamsfinanzen, und aus —— der Frivolitätswissenschaft. Die Gesellschaft hatte hiezu 3 Professoren ernannt.

Es war, um diese Prüfungen zu bestehen, dem Neophiten erlaubt, sich an ältere Mitglieder bittlich zu wenden und sie wohl auch durch unbedeutende Geschenke sich geneigt zu machen, daß sie ihm bei der Prüfung die Antworten in die Ohren flüsterten. Ich will ein Beispiel einer solchen Prüfung anführen.

Der Aufzunehmende wird von dem Kalifen aufgerufen, und die Professoren werden ersucht die Prüfung zu beginnen.

Der aufzunehmende Schatten setzt sich zu seinen bestochenen, einflüsternden Freunden.

Nun beginnt der Professor der Geschichte: Was wissen Sie von der Ludlamsgeschichte?

Schatten: Ich weiß gar nichts!

Professor: Gut geantwortet, dann sind Sie so gescheidt, wie die übrigen Ludlamiten, denn der Weiseste ist der, welcher weiß, daß er nichts weiß.

Alle Ludlamiten: Bravo! Bravissimo!

Prof.: Warum heißt denn dieser Ort die Ludlamshöhle?

Schatten: Weil man ihm diesen Namen gegeben hat.

Prof.: Vortrefflich! Allein man muß doch einen Grund dazu gehabt haben?

Schatten: In Ludlam hat man nie einen Grund.

Prof.: Sie sind schon sehr tief eingeweiht in die Geheimnisse der Ludlam (Zu der Gesellschaft.) Ich gebe diesem Aspiranten die erste Classe mit Vorzug, da er ohne Beihilfe so vortrefflich geantwortet hat.

Kalif: Fahren Sie fort, Herr Professor der Finanzen.

Professor der Finanzen: Sagen Sie mir, was verstehen Sie unter dem rothen Fond?

Schatten: Ich verstehe darunter gar nichts, weil nichts darin ist.

Prof.: Recht! Es hätte aber doch etwas darin sein können, warum ist nun weniger darin?

Schatten weiß nicht zu antworten, und sieht seine Freunde an.

Einflüsterer (leise dem Schatten ins Ohr): Weil der Kalif 2 fl. gestohlen hat.

Schatten (wiederholt.)

Prof.: Sehr brav! Auf welche, seiner würdige Art hat aber der Kalif diese 2 fl. gestohlen?

Schatten: Er bedurfte eines Papiers zu andern Zwecken, vergriff sich, und verwandte dazu eine 2 fl. Banknote.

Prof.: Hat er aber diese wieder zurückersetzt?

Schatten: Nein, Ludlams Kalif ist unersetzbar.

Alle Ludlamiten: Bravo! Bravissimo!

Prof.: Ebenfalls erste Classe mit Vorzug.

Die Prüfung in der Frivolitätswissenschaft ist nicht zur Veröffentlichung geeignet, doch darf ich versichern, daß Geist und Witz auch der Derbheit den Stempel der Decenz aufzudrücken wußten.

Hatte der Aspirant nun seine Prüfung wohl überstanden (das Gegentheil hat sich nie ereignet, weil man Alles so zu drehen wußte, daß man davon mit Adam im „Dorfbarbier" sagen mußte: „Und das war gut!"), so wurde zur Aufnahme geschritten.

Jetzt mußten alle Ludlamiten ihre Köpfe in die Hände stützen, welche auf dem Tische ruhten, und 5 Minuten darüber nachdenken, welcher Ludlamsname dem Aufzunehmenden beizulegen sei. Hatte dann Jeder seine Meinung hierüber gesagt, so wurde durch Stimmenmehrheit jener Name gewählt, welcher zu den Eigenschaften des Aufzunehmenden am besten paßte, dann wurde ihm das Aufnahmslied gesungen, endlich sein Wohlsein getrunken, und er war nun ein Ludlamite.

2. Ein weiterer Gebrauch in der Ludlam bestand, im Falle sich Jemand im Sprechen überstürzte und Unsinn sprach, oder auch nur in der Rede stockte; in diesem Falle standen der Chorführer der Ludlam, der Hofschauspieler

Anschütz und mit ihm alle Ludlamiten auf, und auf ein von ihm gegebenes Zeichen declamirte die ganze Gesellschaft nach dem von ihm vorgezeichneten Tacte die Worte:

O, Hansewurste!
Hansewurste!
Du dummer Mensch,
Was sprichst du da?

Dieser Chorus wurde so gleichstimmig in Ton und Fall, mit solchem Pathos, und besonders die letzten Worte: „Was sprichst du da?“ so blitzzackig (ich finde keinen bezeichnenderen Ausdruck dafür) declamirt, daß ihn selbst Urludlamiten, welche ihn doch schon mehrere hundert Mal gehört hatten, noch immer nicht ohne Lachen hören konnten.

3. Das Zeichen des Beifalls, welches einem Aufsatze oder einem Vortrage folgte, bestand darin, daß einer der Ludlamiten aufstand und langsam zählte: 1, 2, 3, worauf alle übrigen ein Hurrah ausbrachten; dieses wurde, je nachdem der Beifall schwächer oder stärker war, zwei- auch dreimal, aber immer geschwinder wiederholt. Bei einem Zeichen des Mißfallens geschah dasselbe, nur stimmten die Ludlamiten statt dem Hurrah mit dem Munde einen trompetenähnlichen Ton an, und der Redner ward so ausgehöhnt.

4. Wenn einer der Ludlamiten verreiste, so wurde ihm ein Paß mitgegeben, welcher stets auf einer Speisekarte geschrieben und statt mit Streusand mit Pfeffer bestreut sein mußte, damit beim Vorzeigen desselben es auswärtigen Mitgliedern gleich beim Geruche in die Nase steige, daß ein Bruder erscheine. Die auf der Speisekarte gedruckten Namen der Speisen wurden dazu benützt, um durch Zusätze, Abkürzungen, Einschiebsel u. s. w. die Ei-

genschaften und Eigenthümlichkeiten des Reisenden anzugeben. Dadurch entstanden oft äußerst komische Qui pro quo. Z. B. Suppe = war in Wien sehr stark darin, geröstete Leber = Krankheit, und das Porträt des Abreisenden sah bei jedem Passe aus einem Stiefel heraus.

Jedem Abreisenden wurde auch am Vorabende seiner Abreise das Abschiedslied gesungen. Dieses war so gemüthlich gedichtet und in Musik gesetzt, daß jedem Abreisenden Thränen in die Augen traten, ein Beweis, wie schwer sich Jeder von der Gesellschaft trennte, in welcher er so viele fröhliche Stunden verlebte, zugleich aber auch ein Beweis, daß Gemüth ein nothwendiger Bestandtheil jedes echten und wahren Humors sein müsse. Ich werde dieses Abschiedslied unter mehreren Actenstücken der Ludlam mittheilen.

5. Wenn irgend ein Gespräch zu hitzig oder vielleicht gar beleidigend werden zu wollen schien, auch wenn Jemand von Politik oder Handel zu reden anfing, so wurde alsogleich allgemein ein Chorus angestimmt, welcher dem Gespräche ein Ende machte. Dieser von Moscheles componirte, so unsinnige und doch stets auf der Stelle seinen Zweck erreichende Chor, lautete also:

Schdad! schdad! schdad!
Sans me still von Dispotirowad!
Schwätzet nicht gar so viel
Traut nicht dem Zungenspiel
Wudidlhe! wudidlhe! wudidlhe!

6. Wenn dem Kalifen ein Vivat gebracht wurde, so mußte immer statt: „Heil dem Kalifen;“ — „Heu dem Kalifen“ gerufen werden.

7. Die Ludlam hatte auch ihren eigenen Wahlspruch und ihr eigenes Palladium. Der Wahlspruch lautete (mit

etwas derberen Worten): Erleichterung des Magens ist das Höchste, — und das Palladium bestand aus einem hölzernen Figürchen, welches dem Kalifen sehr ähnlich sah, und immer in der Mitte ober dem Tische aufgehängt wurde, wenn der Kalif nicht zugegen war.

8. Auch ihren eigenen Kalender hatte die Ludlam. Der von Stubenrauch verfertigte und gleich den Landkarten auf Leinwand aufgezogene liegt vor mir, und ist ein Meisterstück von Humor. Ich will ihn daher genau beschreiben.

Er hat am Rand 16 Rundgemälde. 12 davon stellen den Zodiacus Ludlamiticus vor.

1) Die Jungfrau als Mutter Ludlam mit 6 Brüsten, womit sie ihre Söhne säugt.

2) Der Löwe als Kalife er hat einen Türkenbund auf dem Kopf und einen Szepter in den Klauen, in seinem Reigerbusch sieht man das planetarische Zeichen.

3) Der Krebs als Rauchmar der Cigarringer, aus dem Gesichte, aus dem Hute, der Tabakspfeife und den großen Vorderfüssen unverkennbar.

4) Der Scorpion als Witzbold der Rebeller. Ganz Saphirs Gesicht, hat eine Feder in der Hand und gibt Tinten-Excremente von sich.

5) Der Schütze als Agathus der Zieltreffer (Carl Maria von Weber). Sein Gesicht ähnlich, er ist eben im Begriffe loszuschießen, und bei dem Gewehre steht Webers Wahlspruch: Wie Gott will.

6) Die Wage. Man sieht dabei in den Wolken den Kopf Rollers, des Unbegreiflichen: Ign. Jeiteles. In einer Wagschale liegt ein Geldsack, da J. ein Kaufmann war, in der andern, welche etwas sinkt, etwas, was sich nicht singen und sagen läßt.

7) Die Zwillinge, die beiden Brüder Biedermann, sie sind beide nackt, der eine hält einen Bündel von Tabakpfeifen, der Andere eine Krücke in der Hand.

8) Der Stier. Man nennt den Stier in Oesterreich Jodel, daher ihn der Maler dem Dr. Joel in (Ludlam Hokus Pokus Jodl genannt) gewidmet hat. Joel ist sehr getroffen.

9) Der Steinbock ist Charon der Höhlenzote, Castelli als Priap mit Steinbockhörnern dargestellt. Er erleichtert sich eben, und dabei steht Kleinigkeiten, weil Castelli poetische Kleinigkeiten herausgegeben hat.

10) Der Wassermann als Lembert. Es ist ein Mann ganz porträtähnlich, welcher auf einer Stange Wassereimer trägt, aus welchen Wasser überfließt, bei welchem Namen von Lemberts Werken geschrieben sind.

11) Der Widder, auch ein Priap mit Widderhörnern, woruntnr Kettl der Zoteninfant gemeint ist.

12) Die Fische. Fische von allen Farben, welche theils im Wasser schwimmen, theils gleich den Vögeln auf Sprossen sitzen, worunter alle übrigen Ludlamiten verstanden sind.

Die übrigen 4 Rundbilder stellen Utensilia der Ludlamiten vor. Zeitungen, Bierhumpen, Brot, Weinbouteillen, Schlafhauben, Punschingredienzien, Larven, Schwerter, Fahnen, Pfeifen, Musikalien, Fidibus, Ballotirkugeln u. s. w.

Die Monate hießen in der Ludlam:

Jänner	—	Mutter.
Februar	—	Höhle.
März	—	Kalif.
April	—	Vize.
Mai	—	Ex.

Juni — Zote.
Juli — Infant.
August — Wächter.
September — Kellersitzer.
Oktober — Hogarth.
November — Improvisator.
Dezember — Punschessenzen.

Alle Tage in jedem Monate hatten Namen und jeder Name hatte seine eigene Beziehung auf die Gesellschaft, deren Erklärung zu weit führen würde.

Die beweglichen Festtage waren:

Wenn der Kalif kommt,
Wenn ein Körper gewählt wird,
Wenn ein Ludlamit scheidet.

Die vier Quatember:

Wenn Henricus (Lembert) ein neues Stück schreibt,
Wenn Rauchmar einen guten Gedanken hat.
Wenn Roller (Jeitteles) etwas explicirt,
Wenn Witzbold (Saphir) ein Stück von Bäuerle recensirt.

Gerichtstage, wenn Einer etwas anstellt.

Neumond, wenn der rothe Mohr eintritt, das erste Viertel, wenn er ein Seitel getrunken, Vollmond, wenn er Sternhagel voll ist, das letzte Viertel, wenn er der Letzte geht.

Finsternisse ereignen sich täglich in den Beuteln der Ludlamiten, die größte sichtbare Finsterniß aber ist im Kopfe des Kalifen.

In der Zeitrechnung Ludlams wird die Zeit nach allen wichtigen und komischen Ludlamsereignissen bemessen.

Auch die Ludlamsmärkte sind bestimmt, dann die Zeiten, wo gut Aderlassen ist, worin es heißt, „wer keine poetische Ader hat, soll sie nicht lassen.“ Ferners kommen im Kalender Bauernregeln vor, Berichtigung der Uhren, und die Ludlamsposten.

Namen der Ludlamiten.

Ich habe früher mitgetheilt, auf welche Art bei der Aufnahme von Ludlamiten die Namen ersonnen und ertheilt wurden, ich werde jetzt die Namen herzählen und diejenigen aufführen, welche sie trugen und — so viel mir noch erinnerlich ist — auch die Ursachen angeben, warum sie so benannt wurden.

Rauchmar, der Cigarringer, der rothe Mohr, der Ludlams Kalife der Hofschauspieler Carl Schwarz, so benannt, weil er unmäßig Tabak rauchte, der rothe, weil sein Gesicht zinnoberroth war, und Mohr, weil er Schwarz hieß. (Todt.)

Roller, der Unbegreifliche, Ignaz Jeitteles Handelsmann, Verfasser des ästhetischen Lexicons. Er rollte seine großen, stieren, schwarzen Augen fast grauenerregend, und sprach Alles mit einer geheimnißvollen Miene, auch waren seine Aufsätze manchmal von solcher Tiefe, daß sie fast unbegreiflich wurden. Daher sein Name. (Todt.)

Geist vom Hafnerberg, der damalige Hofschauspieler Dr. Töpfer und Verfasser vieler Theaterstücke. Er hatte eine lange hagere Gestalt und eine hohle Stimme, daher er einem Gespenste (Geist) nicht unähnlich war, und vom Hafnerberg, weil in der österreichischen Mundart ein Töpfer Hafner genannt wird, und nicht weit von Wien wirklich ein Hafnerberg existirt. (Er lebt gegenwärtig noch in Hamburg.)

Greif von am Katzendarm, Rechnungsrath Hauschka. Er war ein vorzüglicher Virtuose auf dem Cello, daher sein Name. (Todt.)

Salami dei Sardelle conte di Salada prin-

cipe di Reforsco, der damalige Geschäftsführer eines Großhandlungshauses Krug von Nidda. Er sprach gerne italienisch, beschenkte die Ludlam öfters mit Salami und Sardellen, und Niemand verstand so gut, wie er, einen Salat zu bereiten, daher sein Prädikat: Conte di Salada. Als er der Ludlam auch ein Fäßchen voll Reforsco zum Geschenk machte, wurde er sogar zum Principe erhoben. (Todt.)

Glazo Barbirmidi Lanzetta, Dr. Medicinä Alois Jeitteles; Glazo, weil er einen Kahlkopf (in Wien Glatze genannt) hatte, und sein übriger Name als Anspielung auf seine Würde als Doctor Medicinä; lebte später als practischer Arzt und Redacteur der offiziellen k. k. „Brünner Ztg." in Brünn. (Todt.)

Saphokles der Istrianer, Grillparzer, als Erinnerung an sein vorzügliches Werk „Sappho" und als echter Oesterreicher, welcher am Ister geboren ist. (Lebt.)

Nils das Nordenkind. Der Schriftsteller und Professor der dänischen Sprache Nicolai Fürst, weil er ein geborner Däne war. (Todt.)

Lord Plautel Plauting, der Hofsecretär und bekannte Schriftsteller Christian Kuffner, weil er den „Plautus" übersetzt hatte. Der englische Ausgang seines Namens rührt daher, weil man überhaupt bei Zutheilung der Namen darauf bedacht war, allen Nationen in Ludlam Sitz und Stimme zu gewähren, und daher Namen erfand, die dem Klange nach an verschiedene Nationen erinnern. Man wird sich davon bei vielen nachfolgenden Namen überzeugen. (Todt.)

Sansmestill von Disputirowat — Deinhardstein, weil er sehr gerne disputirte, daher ist auch sein

Name in dem Chor, wodurch man Schweigen gebot, enthalten. (Todt.)

Eif Charon der Höhlenzote, Castelli, weil die Anfangsbuchstaben meiner Namen: J. F. C., wenn sie versetzt werden, Eif geben. Charon, weil dieser die Schatten auf den Styx in das Elysium übersetzt und ich auch viele Stücke aus dem Französischen übersetzte. Das Prädikat Höhlenzote erhielt ich als Professor der Frivolitätswissenschaft.

Ting tang ping pung pang paff Gschladt; eigentlich nur darum so benannt, weil man auch einen chinesisch klingenden Namen haben wollte, und weil Gschlaidt seine Haare so trug, daß sie an einen Chinesen erinnerten. (Todt.)

Hochholz von Sanct Blasius. Der Hofmusikus Sellner, weil er die Hoboe mit Meisterschaft blies. (Todt.)

Henrikus auf der Gassen und Henrikus am Fenster, der Hofschauspieler Lembert. Er hieß so, weil Töpfer auf ihn ein Lied gemacht hatte, dessen Schlußverse immer diese Worte waren. Er war ein sehr witziger und satyrischer Kopf, und in seinen Aufsätzen ein ebenbürtiger Gegner Saphirs und Jeitteles. Er schrieb für die Ludlam sehr vieles, und wurde daher auch in Abwesenheit des Kalifen zu dessen Stellvertreter mit dem Prädikate „Vicedumm“ ernannt, welcher Titel manchmal durch Versetzung der Sylben in Cedumvieh umgewandelt wurde. (Todt.)

Sedl von Latscheck, der Flötenvirtuose Sedlatscheck, blos als Verballhornung seines Namens, doch war es in Ludlam gebräuchlich, daß man ihn während der

Sommerszeit blos Sedl und zur Winterszeit blos Latscheck nannte, weil man unter vielem andern Unsinn auch diesen behauptete, in Latscheck könne man sich besser gegen die Kälte einhüllen. (Lebt.)

Tasto der Kälberfuß, Moscheles. Tasto genannt, weil er als einer der vorzüglichsten Clavierspieler eigentlich von den Tasten lebte, und Kälberfuß, weil dieses seine Lieblingsspeise war, welche er fast täglich aß. (Lebt.)

Blümlein, der Alleser, Carl Blum. Dieser Mann war mit außerordentlicher Geschicklichkeit begabt, er war in Allem bewandert, daher man ihn den Alleser hieß. Er hat viele Stücke geschrieben, von denen mehrere sich noch jetzt auf dem Repertoire der Bühnen befinden. Er hat mehrere Opern componirt, welche ihrer lieblichen Melodien wegen sehr gefallen haben. Zu seinem „Rosenhütchen," welche Oper im Theater an der Wien oft gegeben wurde, hat er den Text gedichtet, die Musik componirt, die Decorationen gemalt und die Maschinen verfertigt. Die ganze Oper hat er im Locale der Ludlamshöhle geschrieben, wo er sich fast den ganzen Tag aufhielt. Sein Ludlamsname wurde selten genannt, ohne daß man dazu setzte: „hat eine neue Weste an," weil er sehr oft mit neuen Westen zu alten Röcken erschien. (Todt.)

Bocko, der Hühnerschicker, Baron von Lannoy, weil er der Ludlam von seinem Gute in Steiermark indianische Hühner (in Wien Bockerln genannt) schickte. (Todt.)

Dirndl von Gschwindli, der Professor und Geschichtschreiber Julius Schneller. Schneller war ganz Gemüth und Offenherzigkeit, daher legte man ihm einen schweizerisch klingenden Namen bei. Dirndl hieß man ihn, weil

er immer statt „meine Tochter" mein Dirndel sagte, und Gschwindli, weil schnell und geschwind gleichbedeutend sind, und weil er auch alles mit Heftigkeit und Schnelligkeit that. (Todt)

Faiser von Faisersberg, Hofrath Carl Winkler (pseudonym Theodor Hell) in Dresden. Er sprach sehr stark den sächsischen Dialect, daher wollte man durch die von mir angedeutete Aussprache seines Namens die Sprachweise der Sachsen parodiren. (Todt.)

Niederisky Starost Pomeranzky, d'Austria, Ludlams Jantschky, hieß ein Handlungsreisender, Namens Nauwerk. Man nannte ihn Niederisky, weil er bei jeder Gelegenheit ausrief: „Nieder mit ihm!" Das Prädikat Starost Pomeranzky erhielt er, weil er einem stämmigen polnischen Starost nicht unähnlich sah, und weil er der Ludlam eine ganze Kiste voll Pomeranzen zum Geschenke gemacht hatte. Den Beinamen d'Austria erhielt er, weil er gern Austern aß, und das Prädikat Ludlams Jantschky, weil er gleich dem Fuhrmann Jantschky immer Lohnwagen zu seiner Disposition hatte. (Todt.)

Don Lemmos Santos y Templos, der preußische Hofschauspieler Lemm. Man wählte einen spanisch klingenden Namen für ihn, weil er besonders in Calderon'schen Schauspielen vortrefflich war. (Todt.)

Columbus Turturella, Ludlams Solon, der Dichter Baron Zedlitz, so genannt von seinem ersten dramatischen Werke: „Turturell" und Ludlams Solon, weil er Gesetze für die Ludlam verfaßt hat. (Lebt.)

Voran der Geharnischte, der Dichter Friedrich Rückert. „Voran," weil er an Talent allen Dich-

tern vorgeht, „der Geharnischte,“ als Anspielung auf seine vortrefflichen geharnischten Sonette. (Lebt.)

Thiodolf der Dalekarlier, der Dichter und Lehrer des Kronprinzen von Schweden Atterbomm, der Name erklärt sich dadurch selbst. (Lebt.)

Zweipfiff der Sizilianer, der Dichter Gabriel Seidl. Ein Quart Getränke wird in Oesterreich „Seitel“ genannt und enthält zwei „Pfiffe,“ daher der Name „Zweipfiff“ und „Sizilianer,“ weil er zur Zeit seiner Aufnahme eben Sizilianen gedichtet hatte. (Lebt.)

Traubinger á Codexi, der Historiker Graf Mailath. „Traubinger,“ weil er ein Ungar und in einer Gegend zu Hause ist, wo sehr viel Wein wächst, und „á Codexi,“ seiner historischen Werke wegen. Er erhielt auch den Spottnamen „Tüchelbeiß,“ weil er, wenn ihm das Lachen ankam, immer in sein Sacktuch biß. (Todt.)

Gutauch mit dem grünen Mantel. — Der Hofrath Baron Schlechta. Die erste Sylbe seines Namens „schlecht,“ in den Gegensatz „gut“ verwandelt, und „a“ vergutdeutscht mit „auch“, gab seinen Namen und der Zusatz „mit dem grünen Mantel,“ weil er ein Schauspiel „der Grünmantel“ geschrieben hatte. (Lebt.)

Witzbold der Rebeller, Ludlams lapis infernalis. Name und Beigabe bedürfen keiner Erklärung, wenn man weiß, daß beide Herrn Saphir beigelegt wurden. (Todt.)

Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel. Carl Maria von Weber. Dieser Tondichter hat mit seinem Freischützen das große Ziel getroffen, worin der Part der „Agathe“ einer der vorzüglichsten. Man glaubte, diesem Manne eine große Ehre erweisen zu

müssen, indem man ihn allein unter allen Ludlamiten in den Adelsstand erhob mit dem Prädicate „Edler v. Samiel." (Todt.)

Maledünntus Wagner, der Weberjunge. Der Musikcomponist Benedikt. Man setzte statt „bene" den Gegensatz „male," statt „dick" den Gegensatz „dünn" und gab dem Namen den lateinischen Ausgang „tus." Man nannte ihn ferner „Wagner," weil Wagner der Famulus des Faust, und Benedikt der Famulus Webers war, und eben darum auch „Weberjunge." (Lebt in London.)

Hudltei, Schirmherr der Abruzzen. Der Dichter und Schauspieler Holtei. Er hieß „Hudltei" als verhunztes Holtei und „Schirmherr der Abruzzen," weil er in Folge eines Streites mit der Theaterdirection in Breslau wegen der damals mit ihrer Spectakelkomödie „die Räuber in den Abruzzen" debutirenden Tourniaire'schen Kunstreitergesellschaft die dortige Bühne verließ. (Lebt.)

Notarsch Sakramensky, Capellmeister Gyrowetz. Man gab ihm als Böhmen den böhmisch klingenden Namen „Notarsch," weil er seine Kunst durch Noten darthat, und „Sakramensky," weil es verlautete, daß in der böhmischen Uebersetzung der Oper „die Zauberflöte," die Worte: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" „o sakramensky heský kuperstik" lauten. (Todt.)

Pipo Canastro, Ludlams Mauerbrecher. Der Großhändler Joseph Biedermann. „Pipo" für „Joseph" in Wien „Pepi," „Canastro," weil er nur Canaster rauchte, und der „Mauerbrecher," weil er auf seine Kosten eine Mauer abbrechen ließ, um für die Gesellschaft ein größeres Locale zu gewinnen. (Lebt.)

Mussi Bartel, der Schambeininger, des

vorigen Bruder Samuel Biedermann. Warum man ihn „Bartel“ nannte, ist mir nicht mehr erinnerlich. „Schambeininger“ aber hieß er, weil er einmal in Ludlam tüchtig Champagner auftischen ließ. Er erhielt das Prädikat „Ludlams-Postmeister,“ weil er eigene Equipage hatte. (Lebt.)

Armandus Cantor, der Opernsänger Stümer, weil er den Grafen „Armand“ in der Oper „die zwei Tage“ vortrefflich gesungen hatte. (Todt.)

Rossini von Nowogrod, Capellmeister Bierey. „Rossini“ seiner einschmeichelnden Melodien wegen, und von Nowogrod wegen seiner Oper: „Wladimir Fürst von Nowogrod.“ (Todt.)

Hokuspokus Jodl, Dr. Joel. „Jodl“ eine Verhunzung seines Namens, und „Hokus Pokus,“ weil er recht artige Kartenkünste geschickt zu machen verstand. (Todt.)

Sie-Mann Er-Weib Ludlams Bäcker Kaufmann Semmler. Man nennt einen Mann, welcher unter dem Pantoffel seiner Frau steht, einen „Siemandl,“ da nun Semmler immer um eine gewisse Stunde, und früher als alle Uebrigen die Ludlamshöhle verließ, so hieß es, seine Gattin erlaube ihm nicht länger auszubleiben. (Lebt.)

As major, Es minor, der Hofkapellmeister Aßmeyer. Die erstere Tonart mit seinem Namen gleichlautend, die zweite hinzugefügt. (Lebt.)

Lear, der Neuwieder, Ludlams Chorführer. Der Hofschauspieler Anschütz, weil der König Lear seine Forcerolle war, und weil er in der Vorstadt

„neue Wieden" wohnte. Er leitete Ludlams Sprachchor, wie ich früher beschrieb. (Lebt).

Punjavaz Osfagott mit dem Montelkragen und mit dem Mantelkrogen. General Marsano. Ich weiß über diesen Namen nur mehr zu sagen, daß Marsano vortrefflich Eberts komische Gedichte im böhmisch-deutschen Dialecte vorzutragen verstand, und daß es besonders komisch lautete, wenn er in einem Worte, in welchem zwei a vorkommen, bald das eine, bald das andere wie o aussprach, daher der Zusatz zu seinem Namen. „Osfagott" hieß er, weil er mit dem Munde einen Fagott gut nachzuahmen wußte. (Lebt).

Friedel Küffner, Herr v. Holbein, der, von ihm verfaßten Schauspiele: „Fridolin" und „Meister Martin der Küffner" wegen so benannt. (Todt.)

Laritaferl Optikus, ein Herr Rosenbaum, Privatier, so benannt, weil er der Ludlam eine große schwarze Hängetafel geschenkt hatte, auf welche Ludlams Vorgänge angekündigt wurden, und „Optikus," weil er in seinem Hause sehr schöne optische Vorstellungen gab. (Todt.)

Tanderlan Bassa von Mondschein, Punsch-effendi, auch Ludlams „Brockhaus" genannt, der Buchhändler Tendler; „Tanderlan," welches eine Aehnlichkeit mit seinem Namen Tendler hat, und „Bassa von Mondschein," weil seine Firma lautete: „Tendler und Mannstein," „Punsch Effendi," weil er den Punsch gut zu bereiten verstand, und dieses Geschäft auch immer unternehmen mußte. Der ganze Name so zusammengefügt, damit auch ein türkisch lautender Name in Ludlam bestehe. (Todt.)

Grazius Advo-Kater an der Mur. Dr. Juris Pachler. „Grazius an der Mur," weil er in Graz domicilirte, und „Advokater," weil er daselbst Advokat war. Dieses Mitglied hat auch in Graz eine Filial-Ludlamshöhle gestiftet, welche aber nur kurze Zeit bestand. (Todt.)

Antenbrenner an der Spree. Bethmann, welcher Entrepreneur des Königstädtertheaters in Berlin war. (Todt.)

Potz Hunderttausend Plumper, der jetzige General-Secretär der Nordbahn, Sichrovsky. „Plumper" hieß er, weil er sich in alles mengte und die Hauptperson in dem Lustspiele: „Er mengt sich in Alles" Plumper heißt. „Potz Hunderttausend" weil er der Ludlam ein Los schenkte, womit man 100,000 fl. gewinnen konnte; er erhielt auch das Prädikat „Ludlams Improvisator," weil er sehr viel Talent besaß Lieder aus dem Steggreif zu singen. (Lebt.)

Argantir, Abdallah von Ararat wurde ein Prediger der englischen Gesandschaft in Konstantinopel, Namens Bergreen genannt, von dem ich mich nur erinnere, daß er einmal in der Ludlam einen interessanten Vortrag über den Berg Ararat hielt. (Todt.)

Zimmetreis der Süd-Slawack, der Decorationsmaler Sachetti. Er besaß ein von ihm selbst verfertigtes optisches Kabinet, welches er unter dem Titel „optische Zimmerreise" für Geld sehen ließ. Da er selbst sehr gebrochen deutsch sprach, so sagte er immer statt Zimmerreise: „Zimmetreis" daher ihm dieser Name, und wegen seiner Geburt im Süden und zugleich wegen seiner

schlechten Aussprache jener „Südslawack“ beigelegt wurde. (Todt.)

Discantino der Biermane, der Universitätspedell Tietze. Er war ein sehr lieblicher Tenorsänger, daher sein Name „Discantino,“ und der Beisatz der „Biermane,“ weil er gerne Bier trank, viel Bier trank und nichts als Bier trank. (Todt.)

Monocord der Tongrübler, der berühmte Professor der Akustik Chladni; sein Name erklärt sich von selbst. (Todt.)

Peter der Grantige, der junge talentvolle Dichter Halirsch. Er war immer sehr gereizt, nahm schnell etwas übel, und loderte gleich in Zorn auf, welche Eigenschaften auch den vollen Ausdruck in seinem Gesichte fanden — daher sein Name. (Todt.)

Chevalier Molineur, Sergent der Ludlam, der damals bei dem Wiener Militär-Stadtcommando bedienstete Lieutenant Müllersheim. Um auch einen französisch klingenden Namen in Ludlam zu haben, französirte man den seinigen und da er Militärist war, ernannte man ihn zum Ludlams Sergenten. (Todt.)

Fidelio, Göd von Cremona, der Kaufmann Fiedler in Prag. Er war was man ein fideles Haus zu nennen pflegt im weitesten Sinne des Ausdruckes, befand sich die meiste Zeit des Jahres in Wien und täglich Abends in der Ludlam, daher sein Name Fidelio zugleich „fidel“ und auf „getreu“ anspielend; „Göd von Cremona“ hieß er, weil er Goethe'n sehr ähnlich sah. (Todt.)

Spaßmelino, der kleine Bandit, ein Beamter des Hofkriegsrathes, Namens Mellini, ein kleiner Mensch, immer voll lustiger Einfälle, mit einem

italienischen Banditengesicht, wodurch sein Name erklärbar wird. (Todt.)

Tacitus Lachelberger, Eugen von Stubenrauch. Eines der vorzüglichsten Mitglieder, so genannt, weil er immer schwieg, aber über Alles lachte. Er war es, welcher die ganze Ludlam und alle ihre Späſſe durch seine vortrefflichen Karrikaturen bildlich darstellte. — Er erhielt auch den Beinamen: „Ludlams Knödel-Hogarth." (Todt.)

Mai guter Kaskatelli, der Kaufmann Kaskel in Dresden. Man weiß, daß die Sachsen gewöhnlich in ihrem Dialecte zu jedermann „mai Guter" sagen, daher sein Name. Er hieß auch „Ludlams Grenz-Cordon," weil er in Dresden wohnte. (Lebt.)

Julius Solar, der Berliner. Der Director des Taubstummen-Institutes in Berlin, Herr Habermuß, sein Familienname ist mir entfallen. Der Taubstumme in Kotzebue's Abbé de l'Epée heißt „Julius Graf von Solar," daher sein Ludlamsname. (Todt.)

Muzius, der Pfeifensclave. Der Hauptmann Stierle-Holzmeister. Die erste Novelle, welche er öffentlich erscheinen ließ, führte den Titel: „die Regimentsmütze," auch kam er immer mit einer Mütze auf dem Kopf, daher „Muzius" und „der Pfeifensclave," weil er ein Sclave seiner Meerschaumpfeife war, um sie ja recht schön zu rauchen. (Todt.)

Reinecke von Passau. Ein Beamter Fuchs von Passau gebürtig, und ein tüchtiger Sänger. (Todt.)

Tenorisso Bindermesser, der Tenorist Binder. (Todt.)

Der ewige Schatten. Der Großhändler und

Schriftsteller Hassaureck. Er hatte sich als Schatten so kühn und hervordrängend benommen, daß über ihn das Urtheil erging, er könne nie Körper werden, und müsse zum Exempel aller übrigen Schatten ewig ein Schatten bleiben; doch wurde er daneben auch mit der Stelle eines Schattenmeisters betraut, und hatte als solcher die Aufsicht über alle Schatten. Er nahm als solcher in einer Schrift auch das jus gladii in Anspruch; da er aber dasselbe in dem Sinne verstand, daß man ihm von der Ludlamscasse auch neue „Klader" (Kleider) machen lassen sollte, so wurde er abweislich beschieden. (Todt.)

Von den jetzt nachfolgenden Mitgliedern ist mir nicht Alles mehr bekannt; was ich weiß, theile ich hier mit. Bei Einigen fehlen mir die Familiennamen, bei andern kann ich ihren Ludlamsnamen nicht erklären.

Hadschi Bion von Wudidlhe. Ein Herr Schimmer.

Junker Stilling der Ballwächter. Der Schauspieler Wallbach. Stilling weil er wenig sprach, Ballwächter statt Wallbach. (Lebt.)

Fessel der schwarze Sieger. Der Hofschauspieler Kettel. Er wurde auch Zoten-Infant genannt, weil er gerne viel Lascives sprach.

Eßfürsechs. Ein wallachischer Bojar Namens Graf Balcz.

Innocenz Stiernit, der Abbrandler. Der Theaterdirektor Stöger in Prag. Der Abbrandler hieß er, weil ihm ein Ziegelstadel abbrannte. (Todt.)

Woiwod Didelot. Ein Herr Wilde, Schauspieler.

Vetter Lerchenhain. Kaufmann Seiffert in Leipzig. (Todt.)

Spreesprung der Kühne. Der Dichter Rellstab; er sprang einst in Berlin in die Spree. (Todt.)

Pontifex der Vogelsteller. Kumorsky, Theaterdirektor. Pontifex, weil er eine Brücke gebaut hat.

Zirpzirp der Arianer. Ein Herr Grill Sänger, die Grillen zirpen, und er sang Arien.

Zwikobacko der muntere Seifensieder. Ein Geschäftsführer, Herr Czerkowitz. Der muntere Seifensieder wurde er aus Spott genannt, weil er auch bei der größten Heiterkeit der Uebrigen fast immer einschlief. (Lebt.)

Domwiesel der Eiltrichter. Der Schriftsteller Kuppelwieser. Dom, weil jeder Dom eine Kuppel hat, wieser das vergrößerte Wiesel und Eiltrichter weil er oft eilig in die Wirthsküche lief, dort einen Trichter holte, damit darauf geblasen werde. (Lebt.)

Tristan Abreisky. Ein Herr Hartwig aus Dresden.

Harpun der Robbe Giesecke. Der berühmte Naturforscher und Professor zu Dublin, welcher 3 Jahre in Lappland sich aufhielt.

Don Tarar di Palmira. Der Hofkapellmeister Salieri. Tarar und Palmira sind die Titelnamen seiner besten beiden Opern. (Todt.)

Gschwindfortino da Pestilenza. Ein gewisser Herr Koppmann. Gschwindfortino, weil er oft plötzlich sich entfernte, ohne daß man wußte, wie er fortgekommen sei, und da Pestillenza, weil er immer mit riechenden Wässern parfumirt war.

Kekulus Naso. Der Schauspieler Küstner, er war sehr vorlaut und hatte eine sehr große Nase. (Todt.)

Müller von Führweg. Der Bruder Deinhardsteins, ein Offizer, weil er eine Müllerstochter entführt hatte. (Todt.)

Flautrowersch der Prügelbeisser. Der Flötenvirtuose Keller; sein Name erklärt sich von selbst.

Schach Bär der Seltene. Ein Herr Petz, Bär für Petz und der Seltene, weil er selten kam.

Vilac Umo Capodastro, der Quitarre-Virtuose Giuliani, seinen Namen bin ich nicht mehr zu erklären im Stande. Capo Tasto ist ein Auffatz auf einer Guitarre; um ihr einen höhern Ton zn geben.

Barbolini Puffendorf ein Rechtsgelehrter.

Lidol de Bassano. Der Sänger Götz; l'idol das in's französische übersetzte Götze, und de Bassano, weil er Baß sang. (Todt).

Van der Gumpendorf. Der Dichter und Censor Rupprecht, weil er in der Vorstadt Gumpendorf wohnte. (Todt.)

Mirsa Abdul Hassan Temperament Chan. Der Hofschauspieler und dramatische Dichter Ziegler. Warum er so hieß ist mir nicht mehr bekannt. (Todt).

Cubus der Rübenzähler. Der Kompositeur Würstel. Cubus, die Uebersetzung seines Namens, und der Rübenzähler, weil er eine Oper Rübezahl geschrieben hatte. (Todt.)

Der neue Jephta. Der Musiker Blahetka. Warum?

Don el Lessly. Leßmann in Mailand?

Woywod Dibelod Ludlams Knackbeisser. Weld, aus Petersburg?

Markäse Frommaggio Ludlams Qua qua qua. Die Kaufleute Limburger und Frosch. Der Limburgerkäse und der Frosch schreit qua qua.

Blut von Sühne. Der Schriftsteller Lewald. Warum?

Leinewand von Zweifelsburg. Ein gewisser Worbs aus London?

So so passabel. Herr Blanchard aus Berlin, weil dieß sein Sprichwort war.

Sebastiano da Solfeggio. Der Sänger Mosevius.

Von Folgenden sind nur mehr die Namen, aber nicht mehr die Träger derselben bekannt.

Dibeltapp Abgesandter.

Meyer auf der Stiege.

Gele Lepusculus.

Mark Angelo, genannt Diavoletto, der kalte Bayer.

Noch weiß ich, daß der dramatische Dichter Heigl und der Schwarzenbergische Hofrath Hohler, Ludlamiten waren, aber nicht, welche Namen sie trugen.

Ludlamsgesänge.

Die Ludlamsgesänge bestanden aus Chören und Liedern. Die Chöre wurden Anfangs von den vier Sängern, welche die Ludlamscapelle bildeten, später aber, wenn sie einmal besser bekannt waren, von der ganzen Gesellschaft gesungen. Die Lieder trug zuerst meistens derjenige, der sie componirt hatte, später einer der Capellsänger vor.

Diese waren auf einzelne Zustände oder auf einzelne Mitglieder gedichtet. Die meisten wurden in der Ludlam selbst gedichtet und componirt. Nichts steigert die Heiterkeit einer Gesellschaft mehr, als froher Gesang. Die Gesänge wurden daher nur gegen Ende des Abends vorgetragen.

Ich werde hier Anfangs nur die Titel aller Ludlamsgesänge anführen und bei jedem beifügen, wer den Text und wer die Musik verfaßte, dann den Text einiger der beliebtesten Lieder mittheilen.

Die Ludlam besaß folgende Gesänge:

1—3. Drei sogenannte Familienchöre, deren Text nur aus allen Namen der Ludlamiten bestand. Diese waren alle 3 von Moscheles so characteristisch componirt, daß die Melodie zu jedem einzelnen Namen, auch zu dem Character jenes Ludlamiten paßte, welcher diesen Namen trug.

4—8. Vier Chöre zu der Tragikomödie: Wahnsinn und Stockfischfang. Der Text zu den 3 ersten von Castelli, zu dem 4. von Blum. Die Musik zu dem 1. und 3. von Moscheles, zu dem 2. und 4. von Blum.

9. Vocalquartett: Es lebe die Pampel, die Blut-Apfelsine. Hiermit war des Kalifen Nase gemeint. Text und Musik von Blum.

10. Gesellschaftslied der Kellersitzer. Text und Musik von Moscheles.

11. Abschiedslied für einen scheidenden Ludlamiten. Text von Castelli. Musik von Moscheles.

12. Kalifenlied. Text von Fürst, Musik von Gyrowetz.

13. Aufnahmslied eines Ludlamiten. Text von Deinhardstein, Musik von Moscheles.

14. Das Lied vom Ritter Disputirowat. Text von Castelli, Musik von Sellner.

15. Baderlied (eine Anspielung auf Dr. Jeitteles). Text und Musik von Baron Lannoy.

16. Mutter Ludlams Lehren. Text und Musik von Rupprecht.

17. Gesellschaftslied. Text von Schimmer, Musik von Blum.

18. Die schönste Höhle. Text von Castelli, Musik von Gyrowetz.

19. Dreistimmiger Canon ohne Worte, von Moscheles.

20. Abmarsch der Ludlamiten. Text von Castelli, Musik von Götz.

21. Trinklied. Text von Castelli, Musik von Salieri.

22. Moderata durant.

23. Gutta cavat lapidem.

24. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

25. Che susurro que bisbiglio.

26. Non impedias musicam.

27. Es lebe Ludlam; — 6 Canons von Salieri.

28. Lied bei der Wiederkunft eines Ludlamiten. Text von Castelli, Musik von Bierey.

29. Das höchste Lied. Text von Castelli, Musik von Henning.

30. Antenbrennerlied, Text von Mailath, Musik von Aßmeyer.

31. Scherz und Ernst. Text von Seidl, Musik von Panny.

32. Schattenlied. Text von Sichrovsky, Musik von Lannoy.

33. Zum Geburtstage des Kalifen. Text von Castelli, Musik von Benedikt.

34. Ludlams Jagdlied. Text und Musik von Lannoy.

35. Symphonie — die Worte blos dumm, dumm, dumm. Componist unbenannt.

36. Marsch — die Worte blos draderada. Componist unbenannt.

37. Ludlams Echo. Text und Musik von einem Schatten.

38. Chor der Blinden und Taubstummen ohne Worte. Musik von Gyrowetz.

39. Jubellied. Text von Sichrovski, Musik von Fischhof.

40. Ludlams Carneval ohne Worte, componirt von Fischhof.

41. Triumphmarsch des Kalifen ohne Worte, componirt von Würfel.

42. Zu des Kalifen Geburtstag. Text und Musik von Fischhof.

43. Lebewohl bei Rebellers Abreise. Text von Castelli, Musik von Gyrowetz.

Außer diesen Liedern waren auch sogenannte Bänkelgesänge, satyrische Lieder in österreichischer Mundart, in welchen jedes Mitglied mit seinen Schwächen seinen Theil bekam, in Gebrauch, in welchen sich besonders Sichrovsky auszeichnete.

Nun folgt der Text von einigen der beliebtesten Lieder.

Aufnahmslied.

Von Deinhardstein.

Wir grüßen dich du junges Blut
Und taufen dich mit frohem Muth,
Hoch jauchz' empor, wir jauchzen mit,
Denn du bist nun ein Ludlamit.
Laßt die Mutter Ludlam leben,
Die den Bruder uns gegeben!
(Chor wiederholt die letzten beiden Verse.)

Ein Ludlamit, begreifst du's fein
Was heißt ein Ludlamite sein?
Da schau um dich nur weit und breit,
Nicht wahr, das sind kuriose Leut?
Laßt die Mutter ꝛc.

Drum denk zuweilen an die Stund,
Die dich verbunden unserm Bund,
Und bleibe der Frau Ludlam treu,
Das Andre gibt sich nebenbei.
Laßt die Mutter ꝛc.

Zum Geburtstag des Kalifen.

Von Castelli.

Ein großes Fest begehn wir heut'
Verherrlicht es durch Lieder,
Geworfen ward zu dieser Zeit
Der Ludlamsfürst, ihr Brüder:
Da ward vor Freude roth die Welt,
Der Himmel und das Kupfergeld,
Und Alles schrie erstaunt im Chor:
Ein Mohr! ein Mohr! ein Mohr!

Zwar war der Himmel früher schon
Der Welt mit Mohren gnädig,
Stand an der Kripp ein Mohrensohn,
Ein Mohr befreit Venedig.
Der Liebesgott ist selbst Amor,
Doch alle waren schwarz zuvor,
Doch unsrer, preist ihn laut im Chor:
Der ist ein rother Mohr.

Wer ist so würdevoll wie er?
Ein jeder Zoll ein König,
Wer leidet wohl so viel wie er
Un wieder auch so wenig?

Wer treibt den Scherz so ohne Maß,
Daß er zwei Gulden stiehlt zum Spaß,
Wer ist's der alle Kraft verlor?
Der Mohr, der rothe Mohr.

Was er für Ludlam schon gethan,
Wird Keiner je vergessen,
Wer nagelt die Guirlanden an,
Wer ordinirt ein Essen,
Wer macht den Punsch, wer nimmt das Geld,
Das er auf immer dann behält?
Wer ist der Dümmste hier im Chor?
Der Mohr, der rothe Mohr.

Drum weiht von allen Mohren auch
Von lebenden und todten,
Von schwarz nnd weißen euren Rauch
Nur ganz allein dem Rothen!
Und du geliebter Feuermann,
Bleib uns stets röthlich zugethan,
Es lebe hoch, ruft laut im Chor:
Der Mohr, der rothe Mohr!

Abschiedslied für einen scheidenden Ludlamiten.

Von Castelli.

Dem Bruder singt ein Lebewohl,
Der morgen von uns ziehet,
Das Gute kommt und fliehet
Von einem zu dem andern Pol.
Leb wohl und bis dein Auge bricht,
Vergiß der Mutter Ludlam nicht.
(Die letzten zwei Verse wiederholt der Chor nach jeder Strophe.)
Die Tyrannei der Zeit drückt schwer,
Das arge Schicksal lauert,
Damit nichts ewig dauert,
Wirft es die Menschen hin und her.
Leb wohl ꝛc.

Kalifenlied.

Von Fürst.

An der Ludlams Tafelrunde
Sitzt ein mächtiger Despot,
Steht mit Luzifer im Bunde
Drum ist sein Gesicht so roth,
Seine Augen sprühen Flammen,
Aus dem Munde quillt der Rauch,
Rauch — Rauch — Mar — Mar —
Fügt die Silben nun zusammen
Rauchmar heißet der Despot.

An der Ludlams Tafelrunde
Sitzt ein mächtiger Despot,
Hat sein Pfeifchen er im Munde,
Trotzt er auch der schwersten Noth,
Stürzet Alles rings in Flammen,
Ruhig bläst er fort den Rauch,
Rauch — Rauch 2c.

An der Ludlams Tafelrunde
Sitzt ein mächtiger Despot.
Ludlams Chronik gibt die Kunde
Wie man ihm den Scepter bot;
Damals stiegen hoch die Flammen
Aus der Höhle dickem Rauch,
Rauch — Rauch 2c.

An der Ludlams Tafelrunde
Sitzt ein mächtiger Despot,
Jeder Bruder hier im Bunde
Liebt ihn doch bis in den Tod.
Alle Herzen für ihn flammen,
Für ihn steigt der Tabaksrauch,
Rauch — Rauch 2c.

Trinklied.

Von Castelli.

Auf, Ludlamiten trinket
So lang der Becher winket,
Denn, wenn das Schicksal will,
So steht der Becher still.

Auf Ludlamiten singet,
So lang die Gurgel klinget,
Denn, wenn das Schicksal will,
Steht auch die Zunge still.

Auf, Ludlamiten liebet,
So lang es Mädchen gibet,
Denn, wenn das Schicksal will,
So stehet nichts mehr still.

Schattenlied.

Von Sichrovsky.

Still! Ihr Schatten still nur still!
Ehrt Ihr niedern Geister
Ehret Eure Meister,
Darum still, still, still!

Mutter Ludlams Gnade
Führte hier Euch ein,
Bahnet Euch die Pfade
Körper einst zu sein.
Jetzt Ihr armen Sünder
Seid ihr nur noch Kinder;
Darum still und stumm
Hier im Heiligthum!

In der Mutter Höhle,
Am geweihten Ort,
Wahret Eure Kehle
Oder packt Euch fort!

Jedem Uebermuthe
Droht des Meisters Ruthe,
Darum still und stumm
Hier im Heiligthum.

Leise hier im Dunkeln
Mit gesenktem Haupt
Dürfet Ihr nur munkeln,
Wenn man's Euch erlaubt;
Müßt der Körper Willen
Folgsam stets erfüllen,
Darum still und stumm
Hier im Heiligthum.

Wer in dieser Klause
Oft sein Geld verzehrt,
Selten fehlt beim Schmause
Der nur ist bewährt,
Der nur ist willkommen
Der wird aufgenommen,
Darum still und stumm
Hier im Heiligthum.

Die literarischen Aufsätze in Ludlam.

Sowohl in den Ludlams-Zeitschriften, welche ich früher benannt habe, als auch außer denselben erschienen von allen Mitgliedern literarische Aufsätze in Menge, nur allein für die Gesellschaft geschrieben. Der Abend eines jeden Sonnabends war zur Vorlesung bestimmt, und da erschienen gewöhnlich so viele Beiträge, daß viele auf andere Tage verspart werden mußten.

Man braucht wohl nur die Schriftsteller, welche Mitglieder waren, zu kennen, um mir zu glauben, wenn ich sage, daß die meisten dieser Aufsätze geistreich und witzig waren.

Bei Aufhebung der Ludlam war eine außerordentliche Menge von Aufsätzen und bildlichen Karrikaturen vorhanden. Noch jetzt, da ich dieses schreibe, liegt eine bedeutende Anzahl derselben vor mir. Ich habe sie alle durchgesehen, weil ich gerne einen oder den andern mitgetheilt hätte. Allein ich überzeugte mich bei Durchlesung derselben, daß auch nicht Einer zur Veröffentlichung geeignet sei, wenigstens nicht vollständig.

In Ludlam gab es lauter stehende Späße; Eigenthümlichkeiten der Mitglieder, körperliche und geistige, begangene Ungeschicklichkeiten, Ludlamsfeste, Gerüchte, Speisen, selbst Gastwirth und Aufwärter gaben fortwährend Stoffe zu komischen Beziehungen, welche durch den Geist, Witz und Humor der Mitglieder tausend und aber tausendmal von verschiedenen Ansichten aufgefaßt und ausgebeutet wurden. Je komischer und treffender aber diese für die Gesellschaft selbst waren, desto weniger Interesse würden sie im Allgemeinen für Uneingeweihte haben. Auch kann ich nicht leugnen, daß viel Zweideutiges mit unterlief, welches aber durch die Art seiner Auffassung und Darstellung nicht minder geistreich war. Ueberhaupt gab es in Ludlam keine Prüderie und Alles erhielt Beifall, nur das Langweilige nicht.

Dieses sind die Ursachen, warum ich keine Ludlamsaufsätze mittheilen will.

Einzelne Ereignisse in Ludlam.

Vor allem wurden die Geburts- und Namenstage des Kalifen immer sehr festlich in der Ludlam begangen. Da gab es ein splendides Mahl, Gedichte, Lieder u. s. w. Besonders aber brachte jeder Ludlamite dem Kalifen ein Ge-

schenk, worunter sich von Seite der reichern Mitglieder auch oft sehr werthvolle Sachen befanden. Man mußte den guten Schwarz sehen, wie er, stolz auf seine Würde, an einem solchen Abende noch röther als zinnoberroth wurde, und mit habgierigen Blicken die ihm dargebrachten Geschenke musterte, wie er dann seinen Dank, sich wenigstens zehnmal versprechend, ausdrückte und sich dabei echt komödiantisch eine Thräne der Rührung aus den Augen wischte.

Es war eben auch einmal der Jahrestag seiner Geburt wiedergekehrt, als wir erfuhren, Schwarz habe sich aus der Theatergarderobe einen vollständigen Türkenanzug nach Hause bringen lassen, und wolle uns an diesem Tage im echten Kalifencostume überraschen. Er bildete sich auf diesen Gedanken nicht wenig ein, und freute sich schon wie ein Kind auf den Spaß, den er uns dadurch bereiten würde; und siehe da, als Bassa Schwarz um 10 Uhr Abends in die Höhle trat, saßen wir schon alle, ebenfalls als Türken gekleidet, am Tische, begrüßten als solche unser Oberhaupt, und vergrößerten unsern eigenen Spaß, indem wir ihm den seinigen verdarben.

Es war strenge verboten, Schriften, Gesänge, Bilder u. s. w. aus der Höhle mit nach Hause zu nehmen und sie Fremden mitzutheilen. Ich hatte nun vernommen, daß Jos. Biedermann diesem Verbote zuwider gehandelt, eine Ludlamsschrift fortgetragen und selbe in einer Gesellschaft vorgelesen habe. Ich begegnete Sichrovsky auf der Straße, welchen ich hievon in Kenntniß setzte. Es war eben um die Mittagszeit. Wir gingen sogleich in eine Eisenhandlung, kauften Ketten, erwarteten Biedermann an der Börse, weil wir wußten, daß er um diese Zeit von derselben kommen mußte, nahmen ihn sogleich in Empfang, legten ihm

die Ketten an, und führten ihn gefesselt bei hellem Tage in die Ludlamshöhle, wo wir ihn einsperrten und wo er bis Abends bleiben mußte. Die versammelte Ludlamsgesellschaft hielt dann Gericht über ihn, fand diese Strafe gerecht, aber auch hinreichend, und ließ ihn frei.

Bei einem Gelage, das Biedermann zu Ehren des Kalifen gab, waren alle Speisen schwarz und roth. Selbst die Eßbestecke, das Tischtuch, die Servietten, alles trug die Farben des Kalifen. Dieses Gelage soll mit eine Ursache zur Aufhebung der Ludlamsgesellschaft von Seite der Polizei gewesen sein, welche unter diesen Farben ganz anderes suchte, als ihnen zu Grunde lag, wie der Leser aus der tragi-komischen Auflösungsgeschichte entnehmen wird.

Ein einziger Ludlamite erlitt die strengste Strafe, welche in der Gesellschaft üblich war. Er wurde nämlich geopfert. Er hatte aber auch das größte Verbrechen begangen, nämlich über die Mutter Ludlam geschimpft. Die Opferung bestand darin, daß sein Ludlamsname mit schwarzer Tinte auf ein rothes Papier geschrieben und verbrannt wurde, er selbst wurde zum Schatten degradirt.

Auflösung der Ludlam.

Die Wiener Polizei hat nie einen ärgeren Mißgriff gethan, als durch die Wichtigkeit, womit sie unter ihrem Chef, Hofrath Persa, die Auflösung der Ludlamsgesellschaft bewerkstelligte; und Alles, was ich von den Späßen in der Ludlam erzählt habe, war nicht mit dem Spaße zu vergleichen, welchen uns die Procedur bei unserer Aufhebung verursachte. Die Regierung hat dies auch am Schlusse selbst anerkannt.

Eine Gesellschaft, welche durch acht Jahre ruhig und

unangefochten ihr harmloses Wesen trieb, eine Gesellschaft, welche täglich um dieselbe Stunde zusammenkam, und aus den geachtesten Männern bestand, eine Gesellschaft, bei welcher jedes politische Wort verpönt war, eine Gesellschaft, die keine Gelegenheit unbenützt ließ, um Beweise ihrer Liebe und Achtung für ihren Kaiser und ihr Vaterland zu geben, welche sogar unter dem Namen „Ludlamsgesellschaft" ihres wohlthätigen Wirkens wegen öffentlich in der „Wiener Zeitung" belobt wurde, eine Gesellschaft, welche der Polizei so gut bekannt war, daß, wenn ein Fremder sich bei dieser erkundigte, wo er einen in Wien befindlichen Freund finde, man ihm bedeutete: „Gehen Sie nur Abends nach 9 Uhr in das Schlossergäßchen in die sogenannte Ludlam, da werden Sie ihn treffen." Diese nämliche Gesellschaft sollte nun auf einmal eine geheime, eine staatsgefährliche sein?

Am 26. April 1826 wurden alle Polizeicommissäre der Stadt und der Vorstädte verständigt, sie sollten sich Abends um 10 Uhr im Oberdirectionslocale versammeln. Unsere Gesellschaft war an demselben Abend bis 12 Uhr versammelt, und wir gingen dann auseinander.

Vertraute Polizeimänner waren schon ausgestellt, um zu beobachten, wann wir die Ludlamshöhle verließen, und als sie sich davon überzeugt hatten, meldeten sie es.

Nun zog die ganze löbliche Oberpolizei zum Schlossergäßchen, der Gastwirth mußte die Thüre zu unserem Locale öffnen. — Man nahm alles so genau in Augenschein, als ob hier ein Mord begangen worden wäre, man sprengte unsere Kästen auf, und nahm Papiere, Bilder, Tabakpfeifen, Wandporträte auswärtiger Ludlamiten, kurz alles weg, ja man hob jedes Papierfleckchen, welches auf der Erde

lag, auf, und — o Lächerlichkeit sonder Gleichen — zwei Polizeicommissäre trugen unsere große schwarze Tafel mit aller möglichen Vorsicht, damit ja nichts verwischt werde, hinweg. Es war auch wirklich etwas sehr Verfängliches und Räthselhaftes, was eben darauf stand. Sie lasen nämlich: Diesmal ist der Samstag an einem Sonntag. Wir gaben dadurch kund, daß diesmal nicht, wie gewöhnlich, am Samstage, sondern am Sonntage gelesen werde.

Am andern Morgen schon um 6 Uhr fanden sich bei Jedem, den man vor Allem für gefährlich hielt, zwei Commissäre ein, um sogleich brühwarm ein Verhör mit ihm zu beginnen.

Ich werde hier zuerst mittheilen, wie sich dieser unerwartete Besuch bei mir benahm, und dann sagen, was ich von Andern erfuhr.

Zu mir kam am nächsten Morgen schon um 6 Uhr früh der Polizeirath P. . . . und der Practikant N. . . (ich mag die Herren nicht nennen, denn ich bin überzeugt, sie würden sich jetzt ihrer damaligen Mission schämen). Zwei Polizeisoldaten hatten sie mitgebracht, deren Einer am Thore meines Hauses, der Andere an der Thüre meiner Wohnung Posto fassen, und die weiteren Befehle abwarten mußten.

Mein Diener weckte mich und meldete mir zwei Herren; ich ließ mich entschuldigen, indem ich noch zu Bette sei; allein sie versicherten, sie hätten dringend mit mir zu sprechen, und es leide keinen Aufschub.

Ich stand auf, warf schnell meinen Morgenrock über, und ließ sie eintreten.

Sie sagten mir, daß sie Befehl hätten, alle meine

Schriften zu durchsuchen, und legitimirten sich mit einem schriftlichen Auftrage.

Ich bemerkte ihnen, daß sie sich wohl in der Person irren könnten, mein Name sei Castelli und ich sei derselbe Castelli, welcher erst vor Kurzem durch sein Gedicht: „Der Bauer bei des Kaisers Krankheit“ den allgemeinsten Beifall errungen, und seine Gefühle der Verehrung für seinen Monarchen bewiesen habe. Ich könne also doch unmöglich ein gefährlicher Mensch sein.

Sie beharrten auf ihrer Zumuthung und ersuchten mich, ihnen mein Schreibpult aufzuschließen, und ihnen meine Schriften und Briefe zu zeigen. Bevor sie aber mein Schlafzimmer verließen, nahm Jener der beiden Herren, welcher der Vorgesetze zu sein schien, noch schnell von meinem Nachtkästchen ein Schächtelchen, welches mit Katarrhpulver gefüllt war, und von welchem er vermuthlich geglaubt haben mochte, es enthalte Gift.

Ich öffnete nun meinen Schreibkasten und zeigte den Herren die Lade, in welcher sich meine Briefschaften befanden, und das, wie es sich von selbst versteht, mit der größten Ruhe, denn ich wußte mich unschuldig; nur bangte mir etwas für einige Briefe von meinem Freunde Professor Schneller, welche manches freisinnige Wort enthielten.

Sie musterten die Briefe durch und legten alle, auch die Schneller'schen, ohne etwas zu lesen, wieder in die Lade; nur einen einzigen Zettel nahmen sie heraus, und steckten ihn zu sich. Das war aber auch ein sehr verdächtiger Zettel; denn es standen die Namen mehrer Ludlamiten darauf, und bei jedem derselben Zahlen. Ich hielt nämlich einen Journalcirkel, und auf dem Zettel standen die Nummern der Blätter, welche jeder bereits gelesen hatte.

Als die Musterung vorüber und sonst nichts Anstößiges vorgefunden war, setzte sich der Jüngere zum Schreibpult, der Aeltere aber fing das Verhör mit mir an, welches der Jüngere zu Protocoll nahm.

Nach den gewöhnlichen summarischen Fragen war die erste Frage an mich: Wo haben Sie vorgestern Abends gespeist?

Nun wußte ich auch, woran ich war und wo das Ganze hinauswollte. Die ganze Ludlamsgesellschaft war nämlich an jenem Abende bei Biedermann zu einem Abendmale versammelt, wo, wie ich schon erzählte, alle Eßgeräthe roth und schwarz waren.

Nun war für mich das ganze Verhör ein wahrer Jux; alle Fragen des Polizeimannes waren ernsthaft und alle meine Antworten komisch, sie konnten auch nicht anders sein, weil es sich um eine durchaus komische Sache handelte. Allein der Herr glaubte, ich wolle ihn zum Besten haben, darum ermahnte er mich einmal über das andere nicht zu scherzen und zu lachen, da die Sache wichtig sei und nur Aufrichtigkeit die Schuld mildern könne.

Da mußte ich denn noch stärker lachen, und sagte ihm geradezu, er werde selbst nicht weniger lachen, wenn er erst ganz sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugt haben würde.

Als das Protocoll geschlossen war, sagte der Mann zu mir: „Nun kommt das Unangenehmste meines Auftrags: Sie dürfen ihr Zimmer nicht verlassen und auch mit Niemand sprechen bis auf weitere Ordre; um sich davon zu überzeugen, wird mein Begleiter hier bei Ihnen bleiben.“

Und hiermit nahm er Hut und Stock, und empfahl sich.

So war ich denn nun verhaftet. Der junge Mann,

welcher bei mir blieb, war ein guter, artiger, liebenswürdiger Mann, dem ich unter vier Augen Alles näher aufklärte, und der nun auch anfing mit mir zu lachen. Er ist jetzt schon ein hochgestellter Beamter, und wenn wir einander begegnen, so lachen wir beide noch immer über diesen Tag.

Schon Abends wurde er schriftlich abberufen, und erhielt den Auftrag, mir zu bedeuten, daß ich ferner auf freiem Fuße untersucht werde, aber bis auf weitere Erlaubniß die Stadt nicht verlassen dürfe.

So wie es mir ergangen war, erging es an diesem Tage auch allen bedeutenderen Mitgliedern der Ludlam; sie mußten es sich auch Alle gefallen lassen; nur Baron Zedlitz litt keinen Polizeimann bei sich, und machte sein Recht als Militär geltend, von seiner competenten Behörde untersucht zu werden.

Nun begannen die Untersuchungen auf freiem Fuße. Was für Lächerlichkeiten dabei zur Sprache kamen, davon wäre allein ein Buch zu beschreiben; die Herren Untersuchenden hatten selbst ihre größte Unterhaltung damit, so wie auch bei Durchlesung der Ludlamsschriften und Durchschauung der Ludlam-Karrikaturen.

Wenn wir zusammen kamen, erzählten wir uns wechselweise diese spassigen Verhöre. Eines der allerkomischsten war jenes mit dem Kalifen.

Eines der verdächtigsten Dinge waren ihnen die beiden Farben schwarz und roth, und nicht ganz ohne Grund, weil damals der Carbonarismus diese beiden Farben gewählt hatte.

Man fragte Schwarz: Was hat denn der Ludlamsspruch: Schwarz ist roth und roth ist schwarz zu bedeuten?

Er antwortete: Wer bin ich?

Sie sind Herr Schwarz.

Ich bitte den Herrn wegzulassen.

Nun also, Sie sind Schwarz.

Und wie sieht mein Gesicht aus?

Stark gefärbt.

Nein, ich bitte ohne Umschweife die Farbe zu benennen.

Also roth.

Nun sehen Sie selbst, Schwarz ist roth und roth ist schwarz.

Noch spassiger war es, als man ihn fragte: Warum waren denn eben Sie das Oberhaupt der Ludlamiten?

Schwarz zögerte mit der Antwort.

Man drang in ihn und empfahl ihm, ja die Wahrheit zu sagen, weil er sich sonst großen Unannehmlichkeiten aussetzen würde.

Nun denn, antwortete der gute Mann, wenn ich denn durchaus die Wahrheit sagen muß, so erfahren Sie: ich war Kalif, weil ich der dümmste in der Gesellschaft war und eine Tochter hatte.

Schwarz erzählte uns, daß hierauf ein allgemeines schallendes Gelächter laut wurde.

Die Untersuchungen zogen sich in die Länge, und wir erfuhren während dieser Zeit, daß bei einer in Rußland entdeckten Verschwörung bei einem Schauspieler, der mit darin verwickelt war, ein Ludlamspaß gefunden worden sei, welcher von der dortigen Polizei an die Wiener Polizei gesandt wurde, weil sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte, wie es denn auch die Wiener nicht wußte, und daß diesen Anlaß der Hofrath Persa begierig ergrif-

sen hatte, um vielleicht eine Entdeckung zu machen, welche ihm zum Ruhme gereichen könnte.

Die Auflösung der Ludlam machte in Wien Aufsehen, und es hieß wohl gar, man habe eine geheime Gesellschaft im Schlossergäßchen entdeckt, welche von da bis in die kaiserliche Hofburg bereits unterminirt habe, um die Letztere in die Luft zu sprengen.

O Wahnsinn und Stockfischfang!

Endlich wurden die Untersuchungsacten geschlossen und von der Polizeistelle der Landesregierung zur Bestätigung übergeben. Der Antrag lautete auf Confiscirung der Ludlamsacten und des Ludlamsvermögens (beiläufig 300 fl. C. M.), und auf Geld- oder Arreststrafe für die bedeutenderen Mitglieder.

Bei den Räthen der k. k. Landesregierung, welchen die Durchlesung der Untersuchungsacten nicht wenig Spaß machte, — siegte aber die gesunde Vernunft; sie erkannten, daß von keiner geheimen Gesellschaft und noch weniger von einer staatsgefährlichen Gesellschaft die Rede sein könne, daß hier das auffallende Einschreiten der Polizei am unrechten Orte gewesen sei, und der Gesellschaft Acten, Geld und Utensilien zurückzustellen seien, zugleich aber derselben bedeutet werde, daß manche lüsterne Aufsätze und Bilder zurückbehalten und vertilgt werden, und daß die Gesellschaft selbst für die Zukunft sich aufzulösen habe.

So endete die lustigste Gesellschaft, welche jemals in Wien existirte, und welche bei Allen, welche ihr angehörten, die angenehmste Erinnerung zurückließ. Für diese habe ich auch diesen Aufsatz geschrieben.

Hofrath Persa machte nicht lange nachher seinem Le-

ben durch einen Sturz vom Fenster ein Ende, vermuthlich, weil er noch mehr solche Ungeschicklichkeiten begangen hatte.

Ich aber habe seitdem schon große Reisen unternommen, obschon ich eigentlich noch immer verpflichtet wäre, die Stadt Wien nicht zu verlassen, indem man dieses Verbot mir nie mehr erlassen hat.

Eine Mystification.

Zu dieser Zeit (ich weiß nicht mehr Jahr und Tag,) spielte man mir folgenden Streich:

Ich ging alle Tage des Morgens von meiner Wohnung im Blumenstöckchen über den Graben, wo ich an der Ecke die Komödienzettel las, von da durch den Trattnerhof auf den Petersplatz, wo Buchdrucker Strauß im „Auge Gottes“ sein Zeitungscomptoir hatte, hier nahm ich meine Zeitungsblätter immer selbst zu oberst von den aufgehäuften Päcken weg, ging damit in mein Bureau, und las sie dort.

Eines Morgens, als ich auf dem Graben wieder die Komödienzettel las, trat plötzlich zwischen mich und die Zettel ein wunderschönes blondes, junges Mädchen, sah mich erst lange starr an, faßte dann heftig meinen Arm und sprach: „Nun entkommst du mir nicht mehr, Ungetreuer!“

Ich erwiederte, wie natürlich, da ich sie nicht kannte: „Sie irren,“ und ging meiner Wege. Sie aber folgte mir auf dem Fuße und trat auch mit mir in das Zeitungscomptoir auf den Petersplatz ein, wartete aber daselbst an der Thüre auf mich.

Ich nahm meine Zeitungsblätter, und setzte dann mei-

nen Weg in mein Bureau in das Landhaus in der Herrengasse fort. Erst auf der Stiege bemerkte ich das Mädchen wieder hinter mir. Ich konnte sie doch nicht in mein Bureau mir folgen lassen, wendete mich darum, und beschloß sie mir durch gütiges Zureden vom Halse zu schaffen.

Ich ging mit ihr im großen Landhaushofe auf und ab, und suchte sie zu überzeugen, daß ich der Ungetreue nicht sei, den sie suche. Vergebliche Mühe! Sie blieb dabei, ich hätte ihr das Heiraten versprochen, und sie werde nicht nachlassen, bis ich mein Wort halte.

Es blieb kein Zweifel mehr, das Mädchen sei irrsinnig; ich wollte sie nun einem Polizeiwachmann übergeben und diesen anweisen, sie auf die Polizeidirection zu bringen, allein der nächste, den ich darum ansprach, verweigerte mir seinen Beistand, da er seinen Wachposten nicht verlassen dürfe.

Endlich ersah ich ein Durchhaus, entsprang in dasselbe, hoffend ihr zu entkommen, allein sie sprang mir nach, und schrie was sie konnte: Haltet ihn auf! haltet ihn auf!

Nun war nichts anders zu thun, ich nahm einen Wagen, in welchem sie mir weinend meine Untreue vorwarf und mich küßte, und führte sie selbst auf die Polizeidirection; der Commissär, dem ich die Arme übergab, sagte mir, daß er das Mädchen schon kenne, daß derselbe Fall schon ein paar Mal vorgekommen sei, und man daher ihren Eltern aufgetragen habe, sie nicht mehr allein ausgehen zu lassen.

Ich empfahl mich mit Bedauern, und das Mädchen konnte nur mit Gewalt zurückgehalten werden.

Nachmittags, als ich das Strauß'sche Zeitungscomptoir wieder besuchte, fragte man mich, wer denn das hüb-

sche Mädchen gewesen sei, welches des Morgens mit mir eingetreten sei und an der Thüre auf mich gewartet habe; ich erzählte die ganze Geschichte, und es fehlte an satyrischen Bemerkungen nicht.

Als ich am folgenden Morgen wieder hinkam, meine Zeitungen wie immer zu oberst wegnahm, fand ich im „Sammler“ eine Notiz, welche mich starr vor Entsetzen machte. Es stand nämlich gedruckt darin: „Herr Castelli hat ein hübsches junges Mädchen verführt und unglücklich gemacht, die Arme ist darüber wahnsinnig geworden und verfolgt ihren Verführer nun auf allen seinen Schritten.“

Ich traute meinen Augen kaum, lief schnurstracks zur Polizei- und Censur-Hofstelle zu dem Hofrathe Ohms, zeigte ihm das Zeitungsblatt und beschwerte mich, wie man eine solche Schändlichkeit habe drucken lassen können. Er aber nahm ruhig und lächelnd sein Blatt des „Sammlers“ von seinem Schreibtische und reichte es mir mit den Worten: „Sehen Sie, in meinem Exemplar steht das nicht!“

Ich war also zum Besten gehabt; man hatte ein Exemplar besonders für mich drucken lassen und lachte mich über meinen Zorn noch aus.

Eine Polizeiuntersuchung.

Im Jahre 1817 kam ich in eine Polizeiuntersuchung wegen Ehrenbeleidigung, die dem Professor Liebel widerfahren war.

Ich will meine Leser früher den Mann kennen lehren, der zur Unehre der Wiener Universität Professor der Aesthetik war, und um dessen Ehre es sich hier handelte.

Ignaz Liebel war der unästhetischste Mann auf dem ganzen Erdboden; körperlich mißgestaltet, unbeholfen, ge-

mein, grob, vereinigte er Alles, was die Schönheitswissenschaft, aus dem Munde dieses Mannes vorgetragen, unangenehm machen mußte. Seine matten Augen schwammen unaufhörlich in einem Nebel, daß es schien, als ob er betrunken wäre. Als Lateiner und Grieche war er einer der gelehrtesten Männer, allein man hatte ihn eben als Lehrer jener Wissenschaft angestellt, davon er am wenigsten verstand. Wäre die Aesthetik in dem Lehrcurse der Philosophie nicht als ein obligater Gegenstand für Stipendisten vorgeschrieben gewesen, Liebel würde zuverlässig keinen einzigen Schüler gehabt haben.

Was die Studenten von ihm dachten, mag der Umstand beweisen, daß sie ihm einst auf die schwarze Tafel neben seiner Katheder folgende Gleichung schrieben:

Lippel + Lümmel = Liebel.

Ich und Deinhardstein spielten ihm, als wir schon aus den Schulen getreten waren, einen argen boshaften Streich. Liebel hatte einen Aufsatz über Stümper und Stümperei drucken lassen, in welchem er uns jungen Poeten gar grob die Nativität stellte. Hierauf verfaßte Deinhardstein ein Gedicht, worin Liebel unendlich gelobt und auf die höchste Höhe des Parnasses gehoben wurde. Dieses Gedicht wurde ihm zugesandt, und er selbst las es seinen Zuhörern mit freudestrahlenden Augen vor.

Ich selbst gab dieses Gedicht dann dem Redacteur des „Sammlers“ und es wurde auch in diesem Journal abgedruckt, und Liebel 25 Exemplare davon zugesandt.

Mit einem Male aber fand sich, daß die Anfangsbuchstaben dieses Gedichtes ein Akrostichon bildeten, welches lautete: O Erzesel Liebel.

Da dieses Gedicht zugleich ein vortreffliches Sonett ist, so theile ich es mit.

O schön und wahr hast du ein Lied gesungen,
    Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen,
    Recht übend, ob der Brut den Stab gebrochen,
Zum Schweigen sie gebracht der Stümper Zungen.

Ein höh'res Ziel, du hast es kühn errung n,
    So hast du schön des Pindus Schmach gerochen;
    Es schweigt beschämt ihr übermüthig Pochen,
Laß sie nun flieh'n die Frechen schambezwungen.

Lebendig ist dein lehrreich Wort erschollen,
    In Nichts ihr leerer Wortkram hingesunken,
    Es spuckt ihr myst'scher Unsinn nun nicht länger.

Beglückte Brust, der solch' ein Lied entquollen,
    Es wärmt sie Phöbus echter Götterfunken;
    Lob dir, du würd'ger vaterländischer Sänger!

Man kann sich die Wuth des mystificirten Professors und die boshafte Freude seiner Zuhörer denken. Liebel führte Klage bei Gericht wegen Ehrenbeleidigung. Ich wurde vorgerufen und aufgefordert, zu bekennen, wer das Gedicht verfaßt habe. Ich sagte, ich hätte es anonym zugesandt bekommen. Man forschte weiter. Unglücklicher Weise fand sich in der Druckerei das Original von der Handschrift Deinhardstein's vor, welchen man sonach auch in Untersuchung zog.

Der pfiffige Bursche wußte sich so weit herauszulügen, indem er behauptete, er habe das Gedicht nur zum Scherze für sich selbst und seine Freunde gemacht, und es nie für die Oeffentlichkeit bestimmt, und kam mit einem Verweise davon. Ich aber wurde, da ich das Gedicht zum

Drucke gab, obschon ich versicherte, ich hätte das Akrostichon gar nicht geahnt, zu einer Geldstrafe von 50 fl. oder zu Arrest von drei Tagen verurtheilt. Ich war so dumm die 50 fl. zu bezahlen, obschon sie mir sehr weh thaten; jetzt würde ich den Arrest wählen.

In meiner Galle schrieb ich dann noch eine Fabel: „Der Esel," welche aber keine andere Folge hatte, als daß sie den Professor noch lächerlicher machte.

Sonderbar ist das Zusammentreffen, daß ich eben auch im Jahre 1817 auf einen Vortrag, welchen der damalige Landmarschall Dietrichstein über meine bisher erworbenen Verdienste an den Kaiser erstattete, von demselben die goldene Verdienstmedaille mit Oehr und Band zum Lohn erhielt.

Mein dummer Bedienter.

Ich hatte in den Jahren 1815 bis 1825 einen Bedienten, Namens Albrecht. Er diente mir in diesen Jahren treu, und war mir sehr anhänglich, aber dumm war er, dumm wie — wie — wie ich gar keinen Vergleich finde. Er war schon über 60 Jahre alt, klein, mit einem gutmüthigen Gesichte, dem man aber die Beschränktheit des Verstandes mit dem ersten Blicke ansah. In seiner Jugend war er Friseur, hatte noch in seinem Alter die Geschwätzigkeit dieses Standes und hielt sich für sehr gescheidt. Seine kolossale Dummheit machte mir und allen meinen damaligen Kameraden so viel Spaß, daß ich ihm manches Unangenehme, was mir daraus erfolgte, gern verzieh, und ihm sogar, wenn er etwas Dummes beging, worüber ich lachen konnte, immer ein kleines Geldgeschenk machte, welches er zwar annahm, aber immer sich vertheidigte, daß

jenes, was er gesagt oder gethan habe, gewiß nicht dumm gewesen sei.

Alles, was vorzüglich ist, verdient aufbewahrt zu werden, daher auch eminente Dummheiten. Ich will hier diejenigen mittheilen, deren ich mich noch erinnere; sie sind alle buchstäblich wahr und nicht erfunden.

Ich war zu einem Balle geladen, kleidete mich daher des Abends um, zog schwarze Strümpfe an und legte die abgezogenen weißen auf mein Sopha. Ich kam erst gegen Morgen nach Hause und stand spät auf. Ich suchte meine weißen Strümpfe auf dem Sopha, fand aber nur einen, ich rief daher Albrechten.

Albrecht. Was schaffen Euer Gnaden?

Ich. Wo sind denn meine Strümpfe, die ich gestern daher gelegt habe?

Alb. Das weiß ich nicht.

Ich. Es ist nur Einer da.

Alb. Das ist spaßig.

Ich. Und ich glaube es müssen einmal zwei gewesen sein?

Alb. Vermuthlich.

Ich. Wo ist denn also der andere?

Alb. (zuckt die Achsen.)

Ich. Suche den andern.

Alb. Wo denn?

Ich. Wo du ihn hin verräumt hast. Sieh zu, ob er nicht draußen im Kasten bei der schmutzigen Wäsche liegt.

Albrecht ging hinaus, fand den abgängigen Strumpf, und ich hörte ihn schreien: Mein Gott! mein Gott! geht denn bei uns Alles verloren?

Ich. Was gibt es denn?

Alb. Da sehen Euer Gnaden her, da ist auch ein einschichtiger, da fehlt mir auch der andere dazu.

* * *

Ich saß des Morgens in meinem Lehnstuhle und sah in trübe Gedanken versunken vor mich hin. Albrecht räumte im Zimmer auf. Das war mir unangenehm, und ich befahl ihm hinauszugehen und später aufzuräumen. Er ging, kam aber bald wieder und setzte das Aufräumen fort. Ich rief ihm zu: Wirst du gehen oder nicht? Ich will dich jetzt nicht im Zimmer haben.

Da stellte er sich mit seiner Schafsmiene vor mich hin und fragte: Warum denn nicht?

Weil ich nicht will.

Aber warum wollen Euer Gnaden nicht? und im vorwurfsvollen Tone fuhr er fort: Ich weiß überhaupt nicht, warum Euer Gnaden gerade heute so kurios und so murros sind.

Wenn du es nicht weißt, will ich dirs sagen. Es ist heute der Jahrestag, daß meine Mutter gestorben ist, und einige Jahre früher, an eben diesem Tage, starb mein Bruder; ich versichere dich, das waren ein paar brave Leute und man kann über ihren Verlust mit Recht traurig sein.

Nach einer kurzen Pause, während welcher Albrecht nachzudenken schien, rief er endlich aus: „Ich glaub's, daß dies brave Leute waren, aber deswegen muß man nicht traurig sein. Nur gescheidt sein, Euer Gnaden, und bedenken, daß unser Herrgott die braven Leute zu sich nimmt, und die schlechten da läßt.“

Ich mußte über diesen sonderbaren Trost herzlich lachen.

* * *

Ich war auf einem Balle und ging von da erst nach Mitternacht nach Hause. Ein guter Freund, welchen ich dort traf, bat mich, da er weit in der Vorstadt wohnte und das Wetter sehr schlecht war, ihn bei mir schlafen zu lassen. Ich gestand es ihm mit Vergnügen zu. Auf dem Balle servirte man, wie es leider jetzt Mode ist, nur Zuckerwerk und Eis, und wir kamen daher hungerig und durstig nach Hause.

Albrecht! rief ich meinem Bedienten zu, indem ich ihm Geld gab, lauf jetzt was du kannst, hole Bier oder Wein, Brot, kalten Braten, Würste, gleichviel, was du noch bekommen kannst; denn wir sind hungrig und durstig.

Er ging kopfschüttelnd.

Wir machten uns bequem und freuten uns schon auf die Dinge, die da kommen sollten.

Albrecht mochte eine Viertelstunde weggeblieben sein, als er mit leeren Händen wieder zurückkam und berichtete, es sei schon zu spät, alle Gasthäuser seien bereits geschlossen, es sei nichts mehr zu bekommen gewesen.

Wir mußten Wasser trinken und uns mit leerem Magen zu Bette begeben.

Am folgenden Morgen, als mein Freund fortgegangen war, kam Albrecht zu meinem Bette, stellte mir das Geld zurück, welches ich ihm gestern gegeben hatte, und sagte selbstgefällig lächelnd: „Euer Gnaden, da ist das Geld. Bin ich ein Kerl? — Bin ich ein gescheidter Kerl? Ich hätte gestern noch Wein und Braten und Alles bekommen, aber ich habe mir gedacht, was sollen wir denn für fremde Leute Geld ausgeben? Sehen Euer Gnaden jetzt ein, wie ich für Sie spare?

Er ging für sich murmelnd: Es ist halt nichts erkannt.

* *
*

Eine Flasche mit Tinte stand vor meinem Fenster. Es war Winter und sehr kalt. Dadurch hatte die Tinte zu gähren angefangen, war emporgestiegen und in einem krumm auslaufenden Stengel außer der Flasche herausgefroren. Ich rief Albrecht und befahl ihm, die Tinte anderswo hinzustellen.

Als ich Abends nach Hause kam, was erblickte ich? Mein halbes Zimmer war voll Tinte.

Ich schlug die Hände übcr dem Kopf zusammen und schrie Albrecht zornig an: Aber, erzdummer Kerl! was hast du denn da wieder für einen Spektakel angefangen?

Er sah um sich, kratzte sich den Kopf und sagte: Schau, schau, wie ist denn die Tinte da herab gekommen? Ich habe die Flasche auf den Ofen gestellt und habe geglaubt, wie ein jeder gescheidter Mensch glauben muß, daß die Tinte, wenn sie krumm aus der Flasche herausfriert, eben so krumm auch wieder zurück hinein leinen (thauen) wird.

* *
*

Ich band des Abends am Spiegel eine Cravatte um; die Schnalle rückwärts wollte sich nicht gleich schließen lassen. Aergerlich darüber brummte ich. Albrecht bemerkte das, lief herzu und sagte: Warten Euer Gnaden, Sie sehen ja nicht gut, nahm die beiden Lichter vom Spiegel, und leuchtete mir rückwärts dazu.

* *
*

Ich fuhr auf's Land. Albrecht saß vorne beim Kutscher. Ich bemerkte, wie er immer hinter den Wagen zurückschaute und dann lächelte. Ich fragte ihn um die Ur-

sache. O! antwortete er, ich freue mich, daß ich da vorne sitze und denke mir, was wir für einen Staub ausstehen würden, wenn wir so hinter uns selbst drein fahren müßten.

* * *

Meine Zündhölzchen brannten nicht. Ich befahl Albrecht neue zu kaufen. — Die Zündhölzchen brannten wieder nicht und ich schalt ihn daher tüchtig aus, daß er nicht neue gekauft; aber seiner Unschuld bewußt, antwortete er fast unhöflich: Sapperment! ich habe ja neue gekauft, und habe sogar alle probirt und sie haben alle gut gebrannt.

* * *

Ich erhielt von einem hohen Herrn, eine goldene Tabatiere zum Geschenke. Sie stand in einem rothsaffianenem Futteral auf dem Tische. Ich sah, daß Albrecht immer neugierig um den Tisch herumschlich und gerne gesehen hätte, was denn in dem Futteral sei. Endlich fragte er mich ganz naiv:

Ist da was drin?

Ja.

Darf ich's anschauen?

Meinetwegen.

Er öffnete, fuhr erstaunt zurück und rief: Ui! ui! das ist ja gar eine goldene Dose, haben Sie Euer Gnaden gekauft?

Nein, ich habe sie geschenkt bekommen. Da antwortete Albrecht mit einem tiefen Seufzen: Ach! ich hätte auch einmal bald eine gefunden.

Ich erwiderte lächelnd: Was schwätzest du da wieder Dummes? Ich weiß wohl, daß man etwas finden oder nicht finden kann, wie man aber etwas fast, das ist beinahe, finden kann, das begreife ich nicht.

Ja, versetzte Albrecht lächelnd, weil Euer Gnaden darin noch nicht bewandert sind, ich werd's Euer Gnaden gleich expliciren: Sie wissen, daß ich Hausfriseur beim Fürsten Kaunitz war, zu uns ist der Kaiser Joseph gekommen, wann er gewollt hat, und er ist immer grad zum Fürsten hinein gegangen, ohne daß wir ihn haben anmelden dürfen. Ja, der Kaiser Joseph, Euer Gnaden, das war ein lieber Herr, hat mir auch einen Ducaten geschenkt, weil ich ihm gefallen hab. Nun, daß ich sag', einmal ist er auch gekommen und ist mit dem Fürsten im Garten spazieren gegangen, da hat er aber seine goldene Dose verloren. Wir Hausleute sind gleich ausgeschickt worden, und haben müssen die goldene Dose suchen. Sehen Euer Gnaden, ich bin dreimal bei der Stauden vorbei gegangen, wo's gelegen ist, ich hätt's finden können, hab's aber nicht g'sehen, aber der Kucheljunge hat's g'sehen, g'funden und hat 6 Ducaten Rigumbens (Recompense) kriegt. Nu, nicht wahr Euer Gnaden, ich hab' recht ghabt, wie ich gsagt hab', daß ich auch einmal fast eine goldene Dose g'funden hätt'.

* *
*

Hofrath Hammer, besuchte mich einmal und erzählte mir von diesem Besuche, die treue Obsorge meines Bedienten anrühmend, Folgendes:

Er hatte geklingelt, Albrecht ihm geöffnet und gesagt, daß ich nicht zu Hause sei. Auf H—s Frage, ob ich bald kommen werde, erwiederte Albrecht, er wisse es nicht. Nun, so will ich warten, sagte der Hofrath, und trat in mein Vorzimmer, in welchem meine Bücher aufgestellt waren. Albrecht folgte ihm. Der Hofrath setzte sich und Albrecht lehnte sich an den Ofen, und blieb auch stehen. Verrichte

Er seine Geschäfte, lieber Freund, sagte Hammer, ich nehme mir hier ein Buch und lese indessen, bis sein Herr nach Hause kommt. Albrecht antwortete: Verzeihen Euer Gnaden, aber ich weiß schon meine Schuldigkeit. Wenn der Herr nicht zu Hause ist, so darf ich einen Fremden im Zimmer nicht allein lassen.

* * *

Es war an einem Morgen, wo ein Mörder aufgehängt wurde. Wenn dies geschieht, so wird auf dem Stephansthurm immer das sogenannte Zügenglöcklein für den Hinscheidenden geläutet.

Als Albrecht dieses hörte, kniete er nieder und betete für den armen Sünder, dann stand er auf und sagte zu mir: Euer Gnaden! Der hätt's überstanden, wir haben's zu erwarten.

(Mein Freund Breuß. — Eine Anekdote. — Reise nach Voralberg. — Mein Taschenbuch „Huldigung den Frauen." — Ein Nervenfieber.)

Ich besuchte im Jahre 1822 mit meinem lieben Freunde Breuß, der leider schon lange begraben ist, sein Geburtsländchen Voralberg.

Ich muß über diesen herzensguten Mann einige Worte vorausschicken. Er war der Sohn eines Bauers in Voralberg, besaß nur wenig Bildung, aber ein Goldherz. Mit einem Thaler in der Tasche, den er sich als Knabe an der Straße seines Geburtsortes von Reisenden zusammengebettelt hatte, kam er nach Wien, fand hier in einem Kaufmannshause freundliche Aufnahme, und brachte es durch Fleiß und Redlichkeit, mitunter auch wohl durch Glück da=

hin, daß er ein selbstständiger Kaufherr, ein Fabriksbesitzer und ein wohlhabender Mann wurde.

In dem Hause dieses Mannes genoß ich bis zum Ende seines Lebens, welches leider durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde herbeigeführt wurde, sehr viele Freundschaft und Angenehmes. Ich speiste fast täglich an seinem Tische, fuhr mit ihm in seinem Wagen aus, wurde durch ihn mit den ersten Bankierhäusern in Wien bekannt, worunter ich vorzüglich bei Heinrich Geymüller, Peschier, Meisl, unendlich viele angenehme Stunden verlebte. Breuß war es, durch dessen Empfehlung ich schon bei Entstehung des kaufmännischen Casino's als Ehrenmitglied unentgeltlichen Zutritt erhielt, ihm danke ich die Bekanntschaft mit dem eben so wissenschaftlichen, als in seiner militärischen Stellung allgemein geachteten, damaligen Hauptmann, jetzigen pensionirten Feldzeugmeister Wocher; er unterstützte mich selbst auch mit Geld, welches ich zu jener Zeit noch oft sehr nöthig hatte; ich brachte ein paar Sommer bei ihm in seinem Landhause in Hitzing zu; kurz, er war mir ein wahrer Freund, und alle Dienste, welche er mir erwies, that er, ohne sich eine Art Protectionsmiene anzumaßen, und es hatte fast den Anschein, als ob durch unser inniges Verhältniß ihm ein größerer Gefallen geschehe, als mir. Breuß war ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, ein ungeschliffener Diamant, dessen Werth nur derjenige zu schätzen verstand, der ihn nahe kannte. Er ruhe sanft!!

In jene Zeit fielen zwei Ereignisse meines Lebens, welche ich erzählen will. Das eine betrifft den größten Gewinn, den ich in meinem Leben im Spiele gemacht habe, das andere eine Anekdote, welche in der Folge mehrere Zei-

tungen als eine sinnige Wiedervergeltung von mir mittheilten. Beide sind buchstäblich wahr.

Ich besaß damals kurze Zeit ein Wägelchen und ein Pferd. Es kam folgendergestalt, daß ich die Dummheit beging, mir eine Equipage anzuschaffen. Ich fuhr einmal mit dem Balletmeister Horschelt, welcher ein Pferd und eine sogenannte „Wurst" besaß, spazieren. Das Ding gefiel mir, und ich dachte, es wäre recht angenehm und nobel, wenn ich so mit eigenem Pferd und Wagen zu meiner Geliebten, welche den Sommer über in Hütteldorf wohnte, fahren könnte. Horschelt bot mir Pferd und Wagen um den billigen Preis von 150 fl. an. Da ich eben bei Geld war, ging ich den Handel ein. Horschelt, froh, der überlästigen Bürde los zu sein, gab mir augenblicklich das Leitseil und sprang aus dem Wagen, und rief nur noch: „Morgen hol' ich das Geld!" und fort war er.

So hatte ich nun Wagen und Pferd, aber weder Stall noch Kutscher, verstand auch nicht, selbst zu kutschiren; doch fand sich Alles dieses bald.

Zu dieser Zeit nun war ich mit meinem Freunde Breuß von dem Wechselsensalen Bogner in dessen Haus in Döbling zu einem Souper geladen. Da ein Pferd des Breuß krank war, so fuhren wir mit dem meinigen nach Döbling. Es waren da viele Kaufleute versammelt, und wir soupirten splendid. Nach Tische wurde ein grüner Tisch im Garten bereitet, und man setzte sich zum Würfelspiele.

Ich spiele sehr gerne, und nichts zerstreut mich so sehr als das Spiel. Ich spiele auch gerne so hoch als es meine Casse nur immer erleiden mag, aber Hazardspiele spiele ich nie, sie locken mich auch gar nicht. Wobei ich

nichts zu denken habe, wobei ich durch Combination und gutes Spiel nichts bewirken kann, wo das Glück nur allein waltet, ein solches Spiel unterhält und zerstreut mich nicht. Ich wollte daher auch nicht mitspielen; allein man zwang mich dazu. Ich nahm also 20 fl. aus meiner Tasche und sagte: Diese 20 fl. will ich Euch opfern, dann aber bitte ich, mich zu entlassen.

Man spielte passé und setzte immer 5 fl.; ich also auch, und verlor; als der Wurf wieder auf mich kam, verlor ich wieder und so auch zum dritten Male. Nun blieben mir noch 5 fl. Mit diesen ging ich auf die andere Seite des Tisches und fing da an zu gewinnen, und gewann immer fort, so daß ich von 11 bis 1 Uhr Nachts 1700 fl. reinen Gewinn in der Tasche hatte.

Nun zog ich mich zurück. Ich sagte meinem Freunde Breuß ins Ohr, daß ich mich jetzt nach Hause begebe.

Wie, antwortete er mir, du willst mich jetzt allein lassen, und mich mit deinem Wagen nicht wieder zurückführen, da du doch so oft mit mir in dem meinigen gefahren bist? Ich kann nicht fort, ich habe bedeutend verloren, und muß sehen, meinen Verlust wieder hereinzubringen.

Freund! erwiderte ich ihm, Pferd und Wagen bleiben hier zu deiner Disposition, thue damit was du willst, sie sind beide schon bezahlt; ich gehe zu Fuß nach Hause. Und mit diesen Worten suchte ich unbemerkt fortzukommen, und ging wirklich um 1 Uhr Nachts allein von Döbling nach Wien, nicht ohne Angst, da ich eine Summe in der Tasche trug, wie ich sie in meinem Leben noch nicht beisammen besessen habe.

Am folgenden Tage ging ich gleich bei allen Wagen-

machern herum, kaufte mir ein elegantes einspänniges Wägelchen und gab meinen schlechten Wurstwagen in den Kauf.

Allein es sollte mir nicht bescheert sein, lange als ein galant-homme mit eigener Equipage herumzustolzieren; das Schicksal ließ mir eine derbe Warnung zugehen, welche aber glücklicher Weise zu meinem Vortheile ausschlug.

Am nächsten Sonntage fuhr ich zu meiner Geliebten nach Hütteldorf, und erst spät Abends zurück. Es war schon sehr dunkel geworden, und der starke Staub auf der Straße hinderte noch mehr ein deutliche Aussicht. Als ich gegen die Linie zu kam, bemerkte ich einen sechsspännigen Hofwagen mit Laternen mir entgegenkommen; ich empfahl also meinem Kutscher, so viel als möglich rechts seitwärts zu fahren, er that es auch, aber so weit, daß der Wagen auf einer Seite auf einem Schotterhaufen zu stehen kam, und in Folge dessen die Deichselstange mit dem Pferde mehr gegen die Straße gebogen stand. — Doch von diesem Unfalle habe ich bereits früher ausführlich erzählt.

Die wahre Anecdote, welche ich zu erzählen versprach ist folgende:

Ich machte bei Breuß mit einem sehr liebenswürdigen Kaufmann L— aus Hamburg Bekanntschaft. Er hielt sich fast ein Jahr in Wien auf, wir genossen viele Unterhaltungen mit einander, und er war mir besonders zugethan.

Endlich war seine Abreise für den Faschingdienstag festgesetzt. Breuß gab ihm an diesem Tage ein Abschiedsdiner, und L— hatte die Postchaise um 6 Uhr Abends zu Breuß's Hause bestellt.

Wir waren noch recht lustig, und L— fragte mich: Was werden Sie denn heute am letzten Faschingstage noch thun?

Ich bin, antwortete ich, noch auf zwei Bälle geladen, werde beide besuchen, auf dem einen soupiren, dann nach Mitternacht noch auf die Redoute gehen, und um 3—4 Uhr nach Hause, wo ich aber dann gewiß bis den nächsten Abend mich satt schlafen werde; denn ich bin seit acht Tagen wach und auf den Beinen.

Nun, sagte L—, da würden Sie sich wohl recht ärgern, wenn Sie, kaum zu Bette gegangen, gleich wieder geweckt würden?

Der sollte es bereuen, welcher das versuchen wollte, erwiderte ich.

Ich werde es nicht sein, versetzte L—, denn ich reise, wie Sie wissen, um 6 Uhr von hier ab.

Und er reiste wirklich ab, wir begleiteten ihn noch alle zum Wagen.

Ich ging, wie ich gesagt, auf zwei Bälle, dann auf die Redoute, kam gegen 3 Uhr Morgens nach Hause und legte mich zu Bette.

Ich hatte nicht lange geschlafen, als mich ein gewaltiger Lärmen weckte. Mein Bedienter trat mit einem Postillon zu meinem Bette und dieser übergab mir eine große Depesche.

Ich öffnete sie und las Folgendes:

Geehrter Freund!

„Da ich überzeugt bin, daß Sie mir sehr freundschaftlich zugethan sind, so melde ich Ihnen in Eile, daß ich glücklich auf der zweiten Poststation Sieghartskirchen angekommen bin, und wünsche wieder wohl einzuschlafen.

Ihr L—

Schon gut, sagte ich verdrießlich, um den unwillkommenen Boten abzufertigen, allein er producirte mir noch

eine Anweisung, worauf er von mir 4 fl. 38 kr. zu empfangen habe.

Das war mir zu arg, aber ich bezahlte und er ging.

Nach einigen Tagen fiel mir eine gerechte Wiedervergeltung ein: Ich machte einen Fuhrmann ausfindig, welcher eine schwere Fracht nach Paris zu bestellen hatte, und sagte ihm, er solle in Paris einen sehr großen Stein zu bekommen suchen, diesen sammt dem Brief, den ich ihm übergab, in eine Kiste packen, die Kiste an die Adresse, welche ich ihm ebenfalls einhändigte, übergeben und dafür 50 fl. Fuhrlohn begehren. Wenn er zurückkommt, so erhält er von mir 20 fl., wenn er mir die 50 fl. bringt, und 10 fl., wenn er sie nicht erhielte, daran ich aber nicht zweifelte.

In dem Briefe stand:

„Als ich von Ihnen die Meldung erhielt, daß Sie glücklich in Sieghartskirchen angekommen sind, ist mir dieser Stein vom Herzen gefallen, den ich Ihnen hiermit übersende und wünsche wohl zu leben. Ihr.

L— hatte mit lachendem Munde die 50 fl. bezahlt, und ich hatte mein Postporto mit großen Percenten zurück.

Reise nach Vorarlberg.

Breuß's Eltern waren bereits 50 Jahre verheiratet, und die Zeit kam, wo sie ihre goldene Hochzeit feiern wollten. Breuß hatte schon lange daran gedacht, und der gute Sohn hatte ihnen in ihrem Dorfe ein neues, bequemes stockhohes Haus bauen lassen, dessen Bau sie wohl schon durch ein Jahr alle Tage vorwärts schreiten sahen, ohne zu wissen, daß es für sie gebaut werde.

Mein Freund Breuß machte mir eines Tages den Antrag mit ihm eine Lustreise nach Vorarlberg zu machen, um der goldenen Hochzeit seiner Eltern beizuwohnen und sie in ihr neues Haus einzuführen.

Mit einem solchen Biedermann, wie Breuß war, zu reisen und zu so fröhlichem Zwecke in ein Ländchen zu reisen, wo Herzlichkeit und Gutmüthigkeit so recht eigentlich zu Hause sind, war mir äußerst willkommen. Ich suchte bei meinem Amte um Urlaub an, und erhielt ihn.

Breuß kaufte zur Reise einen neuen sehr bequemen Reisewagen, und ließ von Innen auf jeder Seite eine Tasche anbringen, in deren jede er eine Halbmaßflasche steckte, weil wir, da wir beide leidenschaftliche Biertrinker waren, überall das Bier verkosten wollten.

Ich übergehe die ganze Reise von Wien bis München; denn ich habe die Gegenden und Ortschaften bei Gelegenheit meiner Reise nach Frankreich ausführlich beschrieben, über die herrliche Stadt München aber insbesondere meine Bemerkungen im Jahre 1856 mitgetheilt. Ich sage nur, daß die ganze Reise an der Seite meines wackern Freundes Breuß eine stete Fortsetzung von Annehmlichkeiten aller Art war, und daß man uns vermuthlich für ein Paar Bierbrauer gehalten haben mußte, wozu das Embonpoint meines Freundes auch wohl Veranlassung gab, weil wir in jedem Gasthause unsere Bierflaschen füllen ließen, um dieses unser Lieblingsgetränke überall zu verkosten. Damit man uns aber nicht etwa für Säufer primae classis halte, muß ich bemerken, daß, wenn wir bei einer Schenke anlangten, wo uns das Aushängschild Bier verkündete, wir das noch in unsern Flaschen befindliche Bier wegschütteten,

um neuem Platz zu schaffen. So prüften wir zuerst das oberösterreichische (sogenannte Oberländer) Bier, dann das bairische in allen Farben und mit allen Namen, und endlich auch das schwäbische Bier.

Unser Geschmack zeigte sich nie verschieden, wir zogen beide ein wohlschmeckendes, angenehmes Bier, (wofür der echte Trinker das bezeichnende Wort „süffig" gebraucht) einem starken, sehr geistigen Bier vor. Mein Freund hatte in seiner Brieftasche schon 4 volle Seiten mit Namen von Bieren und deren Erzeugern angeschrieben.

So kamen wir kostend von München über Schwabhausen, Euratsburg, Augsburg, Schwabmünchen, Buchloe und Kaufbaiern, unserm Bestimmungsorte immer näher.

Meines Freundes Sehnsucht, seine Lieben zu sehen, wurde immer größer, und es erschien endlich der Tag, wo wir hoffen durften, Abends in dem Orte Weiler einzutreffen, wo ihm sein Bruder von Feldkirch entgegen zu kommen und ihn zu erwarten versprochen hatte. An diesem Tage schmeckte ihm selbst das Bier nicht mehr so recht, und er trachtete nur vorwärts.

Da geschah es, daß wir Nachmittags um 5 Uhr in Kempten anlangten. Wir spannten bei der Post um, und Breuß sagte zu mir: „Ich bitte dich, sieh nur zu, daß wir bald Pferde bekommen, denn in wenigen Stunden sind wir in Weiler, und dort werde ich meinen Bruder wiedersehen!"

Ich stieg aus dem Wagen und fragte meinen Freund nur, ob er nicht auch ein wenig aussteigen wolle. „Nein, nein," antwortete er, „nur Pferde! Pferde!" — Willst du etwa doch auch das Kemptner Bier versuchen? fragte ich ihn noch am Wagenschlage. — Nein, nur Pferde!

Ich trat in das Posthaus und trieb den Postillon an, auf der Stelle einzuspannen; da ich aber bei meinen Versuchen nicht gern irgendwo eine Lücke lasse, da ich auch keinen Bruder erwartete, so war mir's doch darum zu thun, auch das Kemptner Bier zu verkosten. Ich trat also in die allgemeine Gaststube (das Posthaus war zugleich ein Gasthaus), und ließ mir einen Schoppen Bier bringen. Hier saßen an einer in Hufeisenform geordneten Tafel die ehrenfesten Herren und Bierliebhaber von Kempten. Ich sah das Getränke durch das Licht an, es war Gold, ich kostete, kostete und — nein! Geruch, Geschmack, Geist, Lieblichkeit, ich kann sie nicht beschreiben. Ich möchte dieses Bier Ananasbier nennen; denn so wie man von der Ananas behauptet, sie besitze den Geschmack aller übrigen Obstgattungen, so war auch dieses Bier die Quintessenz aller übrigen Biere, welche ich in meinem Leben getrunken hätte.

Ich sehe Manchen, der dieses liest, lächeln, er hält meine Worte für Uebertreibung, aber er höre den Schluß:

Ich nahm mein Glas, trug es meinem Freunde zum Wagen und reichte es ihm mit den Worten: Das ist Bier, das verkost'! Er kostete, einmal, zweimal, stieg aus dem Wagen, die Pferde wurden abbestellt, wir blieben zwei Stunden in Kempten, und der Bruder mußte warten.

Wir haben später über die Geschichte mit einander gelacht, und mein Freund konnte selbst nicht begreifen, wie er sich durch Bier zwei Stunden habe abhalten lassen können, seinem Bruder entgegen zu eilen, aber er sagte später doch allen seinen Freunden in Wien: wenn Ihr das non plus ultra von Bier trinken wollt, so reist nach Kempten!

Im Allgemeinen sage ich nun über das Ländchen Vorarlberg, daß esein Kleinod der Natur und von einem herzlichen, gutmüthigen Volke bewohnt ist

Ich sah mit Bewunderung die herrlichen Paläste Italiens und seine Wunderwerke der Kunst, allein ich war immer auch wieder herzlich froh, wenn ich in einer großen Stadt Alles gesehen hatte. Das lebenslustige wimmelnde Ameisennest Paris ließ mich nicht einen Augenblick zur Besinnung kommen. Ich lief in seinen Mauern der Kunst und dem Leben nach, aber ich litt dabei recht eigentlich an Genuß, und als ich die Capitale du monde verließ, schmerzten mich Kopf und Beine. Ich habe das segensreiche Ungarn durchwandert, seine üppigen Rebengärten und seine kräftigen Menschen bewundert, aber Alles war mir zu flach, zu kahl, zu breit, zu eckig.

Eigentlich wohl wurde mir auf meinen Wanderungen nur dort, wo ich die Menschen Hand in Hand mit der sie umgebenden schönen Natur gehen sah, und ein Herz galt mir immer mehr als 1000 Köpfe. Kurz, nur in Steiermark, im Schwabenlande, in der Schweiz und Vorarlberg fühlte ich mich heimlich.

Wir trafen in Weiler den Bruder meines Freundes Breuß, einen stämmigen, sehr jovialen Bäckermeister aus Feldkirch; der Empfang beider Brüder war so herzlich, daß auch meine Augen sich näßten.

Nachdem ich mich in Weiler am nächsten Morgen rasiren ließ, konnte ich wohl nicht ahnen, welche Hand mir den Bart abnahm. Es war die Schwester des Apellationsrathes Schneider, jenes Schneider, der in Vorarlberg für Oesterreich sich eben so opferte, wie Hofer in Ti-

rol. Der beliebteste und populärste Mann im Ländchen, von dem ich später mehr zu sprechen gedenke.

Wir fuhren des Morgens von Weiler ab, und kamen nach zwei Stunden auf einen Berg der Rucksteig. Als wir den höchsten Punct desselben erreicht hatten, da erblickte mein trunkenes Auge zum erstenmale den ungeheuern Bodensee. Mein Freund zeigte mir nach einer Oeffnung hin, welche die Hand der Natur zwischen dichten Bäumen ausgeschnitten zu haben schien, um den Reisenden einen Vorgeschmack von der Herrlichkeit zu geben, welche ihn später erwartet. Ich wußte Anfangs nicht, was ich aus dem bläulichem Hintergrunde machen sollte, der sich mir zwischen den Bäumen zeigte. Ich hielt ihn für den Horizont. Wir stiegen aus, traten vor die Bäume, es war Wasser, nichts als Wasser, was mit der Luft zusammen floß.

Feldkirch ist ein mittelmäßig großes Städtchen zwischen hohen Gebirgen an der Ill. Ein großes Schloß, einst den Grafen von Montfort gehörig, trägt zu seiner romantischen Lage bei. Das Städchen hat viele Belagerungen ausgehalten, und sich besonders tapfer gegen die Franzosen vertheidigt. Ein derber aber herzensguter Menschenschlag bewohnt diese Gegend, welche von den Tirolern und Schweizern, an deren Länder sie grenzen, Sitten, Gebräuche, Sprache, Herzlichkeit, Aufrichtigkeit, Frohsinn und Lebenslust angenommen haben; auch sie hängen, wie die braven Tiroler, mit dem größten Patriotismus an den österreichischen Scepter, für welchen sie muthvoll gefochten haben.

Wir wohnten bei dem Bruder meines Freundes Breuß,

dem Bäcker in Feldkirch, und wurden da gehalten, wie die Prinzen.

Wie soll ich das Wiedersehen der armen Eltern, welche eine niedere Hütte in dem Dörfchen Altenstadt, eine Viertelstunde von Feldkirch bewohnten, und ihrem reichen Sohne, wie die festliche goldene Hochzeitfeier und die Einführung in ihr neugebautes freundliches und bequemes Wohnhaus beschreiben? Es waren wahre Herzensfeste, welche in Worten nicht den rechten Wiederhall finden.

Der Vater war 76, die Mutter 74 Jahre alt. Beide auf ihr hohes Alter noch rüstig, und ihre ehrwürdigen Gesichter mit Spuren ehmahliger Schönheit begabt.

Die Jubelhochzeit wurde im Gasthaus zu Altenstadt gefeiert, über 100 Gäste, meist Bauersleute, waren zugegen, man tanzte bis zum hellen Morgen, wobei sich Urgroßeltern, Kinder, Enkel und Urenkel betheiligten; Böller knallten, und das Gejauchze der Fröhlichen erfüllte die Lüfte.

Man denke sich die seligen Gefühle meines Freundes Breuß, welcher mir den Platz zeigte, wo er einst als Knabe den durch das Dorf fahrenden Wagen nachgelaufen und die Reisenden um einen Kreuzer angebettelt hatte, und jetzt der Urheber dieses herrlichen Festes war.

* * *

Im Jahre 1823 lag ich an einem heftigen Nervenfieber darnieder und nur der liebevollen Pflege meiner beiden Tanten, meiner Freundin Friederike Mayer und deren Nichte, meiner jetzigen Haushälterin Betty Hübner danke ich, nebst meinem Arzte Dr. Frank, meine Genesung.

Auch in dieser Krankheit ereignete sich wieder ein Umstand, welchen ich nur darum mittheilen will, um einen

Beweis zu liefern, wie fester Wille über etwas Widerwärtiges triumphiren kann.

Als ich schon in der Genesung begriffen war, aber noch immer im Gebrauche der mir vorgeschriebenen Arzeneimittel sorgfältig überwacht werden mußte, befahlen meine Wärterinnen, als sie spät Abends weg gingen, meinem dummen Bedienten, wenn ich des Nachts ruhig fort schliefe, mich nicht zu wecken, wenn ich aber von selbst wach würde, mir einen Becher voll Medicin zu geben.

Ich wurde wach, mein Bedienter brachte mir den vollen Becher zum Bette, und ich stürzte die Flüssigkeit, wie ich es immer zu thun pflege, schnell hinab.

Was hatte ich aber getrunken? Das Oel aus der Nachtlampe, welche ausgebrannt war, und welche mir statt der Medicin gereicht wurde.

Ein fürchterlicher Eckel stellte sich ein, es reizte mich durch mehre Stunden zum Erbrechen, dazu kam meine Angst; wenn sich ein Erbrechen einstellte, so konnte dies wieder einen Rückfall in meine Krankheit verursachen, ich nahm also meinen ganzen Muth zusammen, um den Eckel zu überwinden, ja ich zwang sogar meine Phantasie, mir vorzuspiegeln, der liebe Herrgott habe mir dieses Mittel zu meiner vollständigen Genesung zugewiesen. — Und siehe da, ich siegte durch meinen festen Willen, und es hatte keine üblen Folgen für mich.

In den späteren Jahren stellten sich Gichtschmerzen bei mir ein, welche oft entzündlich und sehr schmerzhaft waren, und daran leide ich noch jetzt in meinem hohen Alter, darum brauche ich auch alle Jahre die Badner Bäder.

Ungeachtet aller dieser Uebel und einer schwächlichen körperlichen Constitution, habe ich doch das 80. Lebens-

jahr erreicht und kann Gott für diese lange Lebenszeit nicht genug danken; denn ich liebe das Leben über alle Maßen, und mich erschreckt der Tod; dennoch vermag ich es nicht über mich, an den Tod nicht immerfort zu denken, und dieser eine Gedanke verbittert mir alle Lebensfreuden.

An welcher Krankheit werde ich wohl sterben?

Eine Klostergeschichte.

Diese Begebenheit, welche ich selbst erlebte, hat einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen, und ich zweifle nicht, daß sie auch mit Theilnahme gelesen werden wird. Möchte sie doch auch manchen Eltern eine Warnung sein ihre Kinder nicht gegen ihren Willen zu einem Stande zu zwingen.

Ich machte im Jahre 1819 eine Reise mit einem Freunde, ich nenne weder das Land noch den Ort, noch die Personen, wo sich diese Geschichte ereignete, aber sie ist wahr und interessant.

Wir kamen am zweiten Tage in eine herrliche romantische Gebirgsgegend. Die Berge auf beiden Seiten rückten immer näher zusammen, düstere Nadelwälder tragend, und ein Gießbach angeschwellt vom Regen, rollte sich schäumend über die großen Steine, welche von den Bergen in sein Beet herabgestürzt waren.

Es war ein warmer Tag, aber hier kühlte uns die frische Waldluft und balsamische Düfte verbreitete um uns das Nadelholz. Der Postillion ließ seine Pferde etwas langsamer traben und mein Freund lehnte sich recht

behaglich in seine Wagenecke und rief aus: Hier ist's himmlisch schön!

Der Postillion wandte das Gesicht gegen uns und lächelte, er mochte wohl nicht begreifen, wie man eine Gegend so schön finden könne, welche ihm durch täglich Ansicht schon ganz gleichgiltig geworden war.

Da nahm ich das Wort und sprach: Es sollte mich sehr wundern wenn wir hier nicht bald zu einem geistlichen Stifte kommen sollten; denn die geistlichen Herren haben es zu allen Zeiten wohl verstanden sich in den herrlichsten Gegenden anzubauen.

Der gnädige Herr hat ganz recht, fiel mir der Postillion in die Rede, wie wir dort um die Ecke des Berges herum kommen, so sehen wir schon rechts unsere Poststation und links gegenüber ein großes Kloster.

Es war so wie er sagte. In wenigen Minuten lag ein kleines freundliches Dorf uns zur Rechten und zur Linken thronte auf einem Hügel ein Kloster von alterthümlicher Bauart mit seiner gothischen Kirche.

He Schwager! rief mein Freund, befindet sich hier ein guter Gasthof? Wir wollen hier zu Mittag speisen und auch den Nachmittag und die Nacht hier zubringen um die wildschöne Gegend ganz zu genießen.

Hm! antwortete der Postillion, die Wirthin ist zwar ein bildsaubres Weibsstück, aber ihre Betten sind nicht eben so sauber und zum Speisen werden Sie wohl nicht viel Anders finden als Schweinfleisch und Ziegenkäse, aber wenn Sie in's Kloster hinauffahren und dort bleiben wollen, da ist gut zu sein und man nimmt da gnädige Herren, wie Sie, recht gerne auf; denn besonders der Pater Oberer ist ein gar lieber, lustiger und dabei auch sehr frommer

Herr, man verehrt ihn in der ganzen Gegend schon bei lebendigem Leibe wie einen Heiligen.

Wohlan! sagte ich, so fahren wir in's Kloster, die geistlichen Herren haben in ihrer Einsamkeit wohl gerne Gesellschaft und ich habe eine schöne Auflage einer illustrirten Bibel bei mir, die will ich dem Pater Oberer verehren wenn er hübsch artig ist.

Wir fuhren einen steinigen Weg in's Kloster hinauf. Als wir am Portal desselben hielten, sprangen ein Hausknecht und der Meßner im rothen Kittel zum Wagen und halfen uns heraus. Auf unsre Frage ob wir uns Hoffnung machen dürften bis zum folgenden Tage im Kloster aufgenommen zu werden, sagte der Meßner, sein hochwürdiger Herr Pater Oberer habe immer eine große Freude wenn Fremde kommen, und daß wir mit der Aufnahme gewiß zufrieden sein werden.

Indessen waren auch zwei Mönche gekommen, begrüßten uns sehr freundlich und baten uns ihnen zum Pater Oberer zu folgen.

Wir fanden ihn in seiner Zelle. Diese war ein sehr heimliches Gemach. Das Mobiliar bestand aus einem Bette mit Vorhängen von grüner Leinwand, einem kleinen Altar mit einem aus Holz kunstreich geschnittenen Crucifix, einem etwas grell gemalten Marienbilde, und einem Bettschämel, worauf zwei Leuchter standen und mehre Andachtsbücher lagen. Das ganze Fenster nahm ein großer Cactus ein, dessen Blätter in Kreuzform gebunden waren, daneben stand ein Käfig woraus uns ein Staarmatz kreischend entgegen schrie; an der Wand befand sich noch ein alter Aufsatzkasten mit eingelegten hölzernen Blumen und eine Katze machte sich auf dem Schooße des geistlichen Herrn breit.

Der Mann selbst besaß eine Ehrfurcht gebietende Gestalt. Er mochte einige siebenzig Jahre zählen, war groß, hager, sein Kopf war ganz voll von schneeweißen Haaren, vom Kinne wallte ein langer, ebenso weißer Bart herab, und nur die Augenbrauen, welche ein dunkles aber sehr mildes Auge überschatteten, waren noch fast ganz schwarz, was seinem Antlitz etwas Unheimliches verlieh.

Als wir eintraten, schnellte er die Katze von seinem Schooße weg, nahm mit einer Hand sein Käppchen, uns grüßend, ab, und griff mit der andern in einen Topf aus welchem er einen Mehlwurm heraus zog, und ihn lächelnd dem Staarmatz mit den süßlichen Worten reichte: Ey du abscheuliches Vogerl, mußt ja keinen solchen Lärmen machen, wenn uns so liebe Herren besuchen.

Wir wollten uns wegen des plötzlichen Einsprechens im Kloster entschuldigen, allein der geistliche Vorstand ließ uns gar nicht zu Worte kommen: Willkommen meine Herren! sagte er, tausendmal willkommen in unserm stillen Hause. Wir sind zwar nicht reich, wir besitzen aber doch noch ein übriges Stück Braten in der Küche, eine Bouteille Wein im Keller und gute Fische in unserm Teiche, um die Gastfreundschaft auszuüben, wie es den Ordensmännern von jeher zukömmt, machen Sie sich's bei uns bequem, und nehmen Sie vorlieb mit dem, was wir Ihnen zu bieten vermögen, es ist gern und in nomine domini gegeben. Belieben Sie sich jetzt in Ihren Zellen Ihrer Überkleider zu entledigen und wenn Sie sich später wieder zu mir bemühen wollen, so werde ich Ihnen, wenn's gefällig ist, unser Haus, unsere Kirche und Umgebungen zeigen, und zu einem Mönche gewendet, welcher indessen ein-

getreten war, sprach er: Herr Bruder Gastmeister, begleiten Sie die Herren!

Die Gestalt dieses Pater Gastmeisters wird mir stets unvergeßlich bleiben.

Der Mann konnte höchstens bei 30 Jahren sein, aber wenn man den herbsten Kummer und die tiefste Wehmuth personifiziren wollte, man könnte sich kein besseres Vorbild dazu wählen. Sein Körper war schlank und die einzelnen Glieder standen im schönsten Ebenmaße, was sogar bei seinem groben aber sorgfältig angepaßten Ordenskleide ersichtlich war. Sein ovales, von dichten rabenschwarzen Haaren und Barte beschattete Gesicht stach gegen diese durch seine grauenhafte Bläße um so mehr ab, und zwei große tiefliegende, aber unendlich schwermüthige Augen strömten manchmal Blitze aus, welche klar andeuteten, daß in diesem, äußerlich kalt scheinenden Manne, ein verzehrendes Feuer lodere. Ich habe kaum noch bei einer Dame so schön geformte, weiße Hände gesehen, und wenn er sich damit den Bart herabstrich, so war es als ob Schnee auf schwarzen Sammt gefallen wäre. Dabei besaß er eine so sanfte zum Herzen dringende Stimme, daß man sich zu diesem Manne unwillkührlich hingezogen fühlte.

Werden Sie uns längere Zeit die Ehre Ihrer Gegenwart gönnen? fragte er mich, als er mich in mein Zimmer begleitet hatte.

Nur diese Nacht werden wir Ihre Güte in Anspruch nehmen, antwortete ich.

Ja freilich, erwiederte er, es ist hier bei uns sehr traurig.

Das finde ich eben nicht. — Die Natur zeigt sich hier in ihrer großartigsten Schönheit und ich glaube die

himmlische Ruhe, welche hier herrscht, passe ganz zu dem beschaulichen Leben, welches die geistlichen Herren hier ferne vom Geräusche der Welt führen.

Sie haben Recht, von außen ist hier Friede.

Und er seufzte tief und entschuldigte sich mich verlassen zu müssen, da er noch Einiges im Hause vorzukehren habe.

Ich und mein Reisegefährte machten nun einen Spaziergang, nachdem wir uns früher um die Stunde des Mittagessens erkundigt hatten.

Wir besuchten das dem Kloster gegenüber liegende freundliche Dörfchen, mischten uns unter die Bewohner und bekamen die vortheilhafteste Meinung von dem Pater Oberer im Kloster, da bei allen nur eine Stimme über seine Menschenfreundlichkeit, Frömmigkeit und gute Laune herrschte. Die Frau Gastwirthin erzählte uns daß ihr Mann an einer Leberkrankheit gelitten, und hierauf sehr melancholisch geworden sei, da habe ihn der gute Pater täglich besucht und ihn durch seine gute Laune so aufgeheitert daß ihn der Tiefsinn ganz verlassen habe. Wenn er in die Schule kommt, fuhr die Wirthin fort, so laufen ihm die Kinder alle entgegen; denn er bringt ihnen immer schöne Heiligen-Bilder mit; alle Leute grüßt er zuerst auf der Gasse, für Alles weiß er Rath, kurz das ist ein wahrer Mann Gottes, der gewiß in seinem Leben kein Kind beleidigt hat.

Als wir wieder in das Kloster zurück kehrten, kam uns der Oberer mit drei Conventualen, worunter sich auch der Gastmeister befand, schon außer den Ringmauern entgegen. Da er uns nicht gleich bemerkte, so schien es mir als ob er einen etwas strengen Blick auf den Gastmeister

würfe, welcher sich aber gleich wieder zu einem lächelnden, sehr freundlichen umwandelte, als er uns gewahr wurde. Er trug einen dicken hohen Haselstock und man bemerkte wohl daß dem alten Manne das Gehen etwas sauer wurde, daher deprezirten wir auch, als er uns anboth er wolle uns jetzt das Innere des Klosters und die Kirche zeigen. Er aber erwiderte: Das laß ich mir nicht nehmen so liebe Herren selbst herum zu führen.

Wir folgten ihm.

Die Kirche war nicht sehr groß und ansehnlich, auch mangelte ihr die edle Einfachheit; denn sie war mit Holzschnitzwerk, künstlichen Blumen und Kränzen, Rauschgold und Flitterwerk aller Art überhäuft. Die Mitte des Hochaltars nahm eine lebensgroße Statue der Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem Arme, ein Beide waren von Holz und hatten silberne Kronen auf den Häuptern. Der Oberer sagte uns daß die Kirche und das Kloster der Mutter Gottes geweiht seyen, und daß dieß Bild schon viele Wunder gewirkt habe.

Ein paar alte Grabsteine waren übrigens das Einzige was uns noch in der Kirche auffiel und wir begaben uns hierauf in das Convent.

Der Pater Vorstand war fortan sehr redselig, der Pater Gastmeister stumm. Der Erstere überhäufte uns mit Artigkeiten, er wäre um alle Welt nicht bei einer Thüre der Erste eingetreten, er gab sehr darauf acht uns immer zur Rechten gehen zu lassen, und both mir, da ich mich in der Kirche über Zugluft beschwerte und doch den Hut nicht aufsetzen wollte, sein eigenes Käppchen an.

Das Convent bestand aus langen dunklen Gängen, deren Ende nur dadurch sichtbar wurde, weil am Schlusse

derselben immer das einzige Fenster durch seine schon blind gewordenen Scheiben etwas Licht herein strahlen ließ. Braune Thüren mit schwarzen Nummern auf denselben führten in die Zellen der Conventualen. Ich konnte mich nicht zurück halten mich zu äußern daß ich es hier sehr unheimlich finde. Der Pater Vorstand aber behauptete es komme Alles auf die Gewohnheit an und es sey sogar sehr angenehm im Winter bei schlechtem Wetter, wo man sich nicht in's Freie wagen kann, in diesen langen Gängen Bewegung zu machen. Sehen Sie, meine Herren, sagte er, da nehme ich mir immer ein Stückchen Kreide mit, gehe die Gänge entlang und wenn ich zu dem Uhrkasten komme, bei welchem wir so eben stehen, so mache ich einen Strich. Habe ich nun 14 solche Striche gemacht, so weiß ich genau, daß ich eine Glockenstunde gegangen bin. Meinem lieben Bruder Venantius (so hieß der Gastmeister), welcher an Hypochondrie leidet, habe ich dieses Mittel auch schon angerathen, aber er folgt mir nicht, wird immer tiefsinniger und das thut uns Allen leid, denn wir haben ihn so lieb.

Bei diesen Worten bemerkte ich, daß Venantius einen durchbohrenden Blick auf den Sprecher warf.

Das Innere der Zellen, fuhr dieser fort, werden Sie nicht zu sehen wünschen, sie sind alle der meinigen ähnlich, welche Sie schon sahen; denn ich will vor meinen lieben Brüdern nichts voraus haben, als die Pflicht für ihr Bestes zu sorgen so viel ich kann.

Venantius biß grimmig die Zähne über einander.

Da man mir im Dorfe gesagt hatte, die Klosterkirche sei über einen alten heidnischen Tempel gebaut, so bat ich den Pater ob es uns nicht vergönnt wäre auch die unter-

irdischen Lokalitäten zu besehen, er aber rieth uns davon ab, da, wie er uns sagte, dort nichts mehr zu sehen sei, als was man gewöhnlich in Kellern findet. Fässer, Kartoffeln u. s. w. und da die Luft sehr dumpf und feucht sei.

Die Stunde zum Mittagsmahle war indessen herbei gekommen und wir begaben uns in das Refektorium. Das Convent bestand aus 10 Priestern, 2 Clerikern und dem Oberer, welche mit uns speisten. 2 Laienbrüder bedienten.

Ich bemerkte daß dieß Mahl an das letzte Abendmahl Christi erinnere da hier auch eben ihrer 13 speisen. Sie haben Recht, sagte der Vorstand, nur ist unter uns kein Christus aber auch Gott sei Dank kein Judas Ischariot.

Pater Venantius verbiß ein Lachen.

Das Mahl war zwar nicht fein aber geschmackvoll zubereitet und guter Wein in zinnernen Kannen aufgesetzt. Der Pater Vorstand war während dem ganzen Essen voll Schwänke und Späße und unerschöpflich in alten lateinischen Räthseln. Da auch ich hierin meinen Mann stellen kann, so gab ich mehre zum Besten, welche allgemeine Heiterkeit erweckten; nur Venantius, welcher neben mir saß, blieb theilnahmlos und düster. Zum Schlusse wurde guter Menescher=Ausbruch credenzt und als ich aufstand, das Glas hob und auf das Wohl des Convents und seines würdigen Vorstandes trank, stieß ich unwillkürlich an das Glas des Gastmeisters und verschüttete seinen Wein, daher er meinem Toast nicht wie die Andern Bescheid thun konnte, doch sagte er mir leise in's Ohr: Ich danke Ihnen! —

Endlich sagte der Vorstand: Meine Herren, wenn's gefällig ist, so wollen wir den Tisch aufheben. Sie mögen sich jetzt im Garten oder in der Umgegend ergehen,

wenn's Ihnen beliebt, mich aber müssen Sie gütigst entschuldigen ich bin gewohnt mich täglich nach dem Speisen ein Stündchen nach der Länge niederzusetzen. Wohl bekomm's und auf Wiedersehen zum Abendmahl!

Alles verließ das Refektorium. Mich und meinen Freund begleitete Venantius und both sich an, wenn wir die Umgebung besehen wollten unser Begleiter sein zu wollen. Wir nahmen es mit Vergnügen an.

Wir gingen durch eine düstere ebenerdige Klosterhalle, in welcher ich an der schwarzen Mauerwand ein paar lichtere Stellen bemerkte: Das waren wohl einst Thüren, welche später zugemauert worden sind? fragte ich unsern Begleiter. Ja, antwortete er, das waren Thüren zum Grabe, in diesen Nischen wurden früher arme Brüder lebendig eingemauert, welche sich erkühnten Menschen sein zu wollen. Wir haben eine solche Nische geöffnet und Gebeine darin gefunden.

Wir eilten, von Grauen ergriffen, schneller vorwärts und kamen aus der Halle zu einem Pfade, welcher sich hinter dem Kloster einen mit Gesträuchen bewachsenen Hügel hinan zog. Wir schlugen diesen ein, da uns Venantius hinter dem Wäldchen, welches den Gipfel dieses Hügels krönte, eine herrliche Aussicht in ein jenseitiges Thal versprach.

Ich zündete mir eine Pfeife an und fragte Venantius ob er nicht auch Tabak rauche? Er erwiderte es sei ihnen verbothen. Ich wunderte mich darüber und meinte das wäre doch wahrlich ein unschuldiges Vergnügen: Schon darum, mein guter Herr, weil's ein Vergnügen ist, halten es unsere Obern nicht mehr für unschuldig, antwortete Venantius. Unser Bischof schrieb in einem seiner Hirten-

briefe: Ein Mund, der täglich den Leib des Herrn empfängt, soll nicht den Rauch eines Giftkrautes in sich aufnehmen.

Wir stiegen nach und nach empor und traten in das Wäldchen an der Spitze des Hügels. Endlich kamen wir an ein kleines freies Plätzchen, wo an einem hohlen Baumstrunk, welcher als Tischchen diente, eine Bank angebracht war. Wir setzten uns auf dieselbe und Venantius sprach: Sehen Sie meine Herren hier ist mein Bibliotheksaal.

Wo Sie vermuthlich in dem großen Buche der Natur lesen? fiel ich ein.

Ja wohl, antwortete er, aber nicht in diesem allein, auch in den kleinen Büchern großer genialer Menschen. Und er zog einen eisernen Nagel heraus öffnete damit einen Theil der Rinde des Tischstammes und nahm aus der Höhlung mehre Bände Bücher hervor. Es waren Werke von Schiller, Göthe, Herder, Jean Paul, Zschokke und Voltaire.

Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht bergen, daß Venantius diese Bücher nicht lieber in seinem Zimmer habe als hier im Freien, wo sie leicht gestohlen oder auch durch Nässe beschädigt werden könnten. Er sagte uns aber in seiner Zelle dürfe er nur streng theologische Werke haben und wenn die Zellen visitirt und ein anderes Buch gefunden würde, so würde es consiszirt werden. Stehlen wäre hier nicht zu besorgen, weil das Volk ein Buch nicht des Mitnehmens werth halten würde und der Baumstamm sei so fest und von Innen so trocken daß von der Nässe nichts zu fürchten sei.

Hier bring' ich die einzigen angenehmen Stunden zu, sprach Venantius, hier gießen mir die edlen Dichter

Balsam in das wunde Herz, hier preßt mich der Strick, den ich um meinen Leib trage, weniger, hier ist nur Gott über mir und erlaubt dem Sklaven seines Statthalters in Rom einige Stunden Mensch zu sein. Hier haben mich Natur und Freiheit auch sogar schon angeregt meine eigenen Gefühle in Worte zu bringen, und ich habe mehre solche Versuche an einem Orte verwahrt wo keine Menschenhand sie sucht.

Wir schwiegen alle drei dann drückte ich dem Armen theilnehmend die Hand und sagte: Ich verstehe Sie unglücklicher Mann, allein ich wünschte auch Ihnen helfen oder mindestens Ihr Leiden lindern zu können. Wollten Sie mir volles Vertrauen schenken, vielleicht gäbe es noch Mittel —

Vielleicht! sagte er mit einem Gegendruck der Hand, aber jetzt lassen Sie uns gehen; denn die Sonne fängt schon an zu sinken, die Aussicht in das jenseitige Thal, welche ich ihnen zeigen will, ist bei'm Abendroth am schönsten und wir müssen Punkt 7 beim Abendessen wieder zu Hause sein.

Es war wirklich ein himmlischer Anblick, den wir genossen. Als wir aus dem Wäldchen traten, standen wir plötzlich am äußersten Ende eines vor uns senkrecht in eine ungeheure Tiefe abschüßigen Felsens, und vor uns breitete sich eine unermeßliche lachende Gegend aus, mit Dörfern, Kirchen, Schlößern und Weingebirgen bedeckt. Ich bemerkte daß Venantius einige Schritte hinter uns stehen blieb und wollte ihn bewegen zu uns vorzutreten, allein er sagte, er dürfe nicht an den Rand eines Felsens treten, weil es ihn immer fast unwiderstehlich in die Tiefe hinab ziehe.

Als wir uns an der Aussicht gelabt hatten, traten wir den Rückweg an. Wir kamen bei einer Bauernhütte vorbei, aus welcher dem Pater Venantius ein paar Kinder entgegen liefen und ihm die Hand küßten. Er nahm sie, so schmutzig sie auch waren auf seine Arme, küßte sie und schenkte ihnen Zuckerplätzchen, welche er Mittags zu sich gesteckt hatte.

Wir speisten des Abends wieder mit den Conventualen und der Herr Vorstand war noch fröhlicher als Mittags. Er erzählte viele spassige Anekdoten von seinen Herrn Brüdern, wie der Eine einmal einen Hund statt eines Fuchsen geschossen habe, wie der Andere so sehr an Zerstreuung laborire daß er eines Tages zwei Messen lesen wollte u. s. w.

Als wir vom Tische aufstanden trug er uns noch eine Tarrok Parthie an, welche wir aber ausschlugen, da wir für den nächsten Morgen schon um 5 Uhr die Postpferde bestellt hatten. Wir dankten ihm und dem Convente für die gastfreundliche Aufnahme, baten sich unsertwegen nicht im Morgenschlummer stören zn lassen und ich reichte dem Vorstand zum Andenken meine Bilderbibel.

Er schlug das Titelblatt auf, las, drohte mir lächelnd mit dem Finger und sagte: Ey Sie schlimmer Herr! Sie wollen mich wohl ein wenig zum Besten haben. Das ist ja eine Bibel nach Martin Luthers Uebersetzung, dieses ketzerische Buch darf ich nicht annehmen.

Ich entschuldigte mich und versprach dafür eine andere zu senden.

Wir begaben uns nun in unsere Zellen. Ich ging in der meinigen noch lange auf und nieder, über den heutigen Tag über das Kloster und seine Bewohner

nachdenkend. Venantius hatte meine ganze Theilnahme gewonnen und ich hatte gewünscht den ganzen Lebenslauf dieses Mannes, der mir seinen Beruf verfehlt zu haben schien, zu kennen. Endlich legte ich mich zu Bette, was eben nicht eines der besten war, nahm meine verschmähte Bibel und las darin, wie ich denn im Bette zu lesen täglich gewohnt bin.

Die Klosteruhr schlug schon eilf und ich konnte nicht einschlafen. Ein sonderbares beengendes, ich möchte sagen unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Diese Zelle, diese Todtenstille um mich, diese Fenster, deren kleine achteckige Scheiben mit Blei eingefaßt waren und durch welche der Mond seine blassen Strahlen herein sandte, Alles versetzte mich in eine Stimmung, in welcher ich — hatte ich nur ein wenig mehr romantische Natur in mir, — leicht Gespenster hätte sehen können. — Wer hat wohl diese Zelle schon bewohnt? War wohl auch ein Glücklicher unter den vielen Bewohnern? Wie viele Seufzer mögen zu jenem Christus, welcher mir gegenüber an der Wand hing, empor gestiegen sein? Am Fußboden war mir eine abgehobelte Stelle aufgefallen, was geschah hier?

Ich sah an einem Kasten einen Schlüssel stecken, ich stand nochmahl aus dem Bette auf und öffnete die Lade, es lag eine Geißel und ein Breviarium darin. Ich nahm mein Licht und besah mir auch den Christus näher, er war von Holz aber der Kopf so vortrefflich gearbeitet, daß ich mich unwillkührlich auf dem Betschämel vor demselben auf meine Knie niederließ und laut ausrief: Gott der Liebe! der du deine himmlische Lehre mit deinem Tode besiegelt hast, dein Opfer soll an mir nicht verloren sein.

Als ich wieder vom Schämel aufstand und das Licht

nahm, kam es mir vor als bemerkte ich unter den Füßen des Cruzifixes etwas Geschriebenes. Ich leuchtete näher und fand mit Bleistift die Worte:

Nomen tuum sanctificetur
Sed ultra posse nemo tenetur
A. M. 1654.

Ich begab mich nun wieder zu Bette und wollte schon das Licht löschen, als an meiner Thüre leise geklopft wurde. Ich hatte sie nicht geschloßen. Auf meine etwas barsche Frage: Wer da? öffnete sich die Thüre und Pater Venantius trat ein.

Verzeihen Sie einem armen Unglücklichen, daß er Sie in Ihrer Ruhe stört, sprach er, indem er die übergeworfene Kapuze hinab streifte, allein Sie haben mir so viele Theilnahme gezeigt, daß ich mich mit vollem Vertrauen in Ihre Arme werfe, und Sie anflehe: Retten Sie mich!

Wenn ich es kann, mit ganzer Seele und allen meinen Kräften. Entdecken Sie mir Ihr Innerstes, ich bin kein Priester, aber ich kann auch ein Beichtgeheimniß bewahren.

Wohlan, sagte er, so hören Sie meine Geschichte. Er setzte sich zu meinem Bette, und erzählte:

Ich bin der Sohn eines Bäckers. Meine Eltern, — sie leben beide noch, sind rechtschaffene, betriebsame Gewerbsleute. Aber der liebe Gott hatte lange ihren sehnlichsten Wunsch nicht erfüllt. Sie waren schon 5 Jahre verheirathet und hatten noch kein Pfand ihrer Liebe. Da thaten Beide ein feierliches Gelübde, wenn ihnen der Himmel einen Sohn schenken würde, so wollten sie ihn seinem Dienste widmen. Ich war der Ersehnte mit Liebe

empfangen, mit Liebe gepflegt und groß gezogen, aber aus religiösem Irrwahn unglücklich gemacht.

Schon als Knabe lehrte mich meine fromme Mutter nur Gebete und Kirchenlieder. Ich war so behängt mit Amuleten und Reliquien, daß ich sie oft herab riß, weil sie mir die Haut aufritzten. Ich bekam als Spielzeug ein schönes Meßkleid und einen mit allem Nöthigen versehenen Altar. Mein Vater selbst lehrte mich ministriren und ich mußte einem alten Priester, welcher meine Eltern oft besuchte, täglich bei der Messe dienen. Ich that das nicht ungerne; denn ich bekam von dem Geistlichen jedes Mahl einen Groschen.

Ich besuchte dann die lateinischen Schulen, dann trat ich in die philosophischen Studien, wo ich den Unterricht eines vortrefflichen Professors in der Geschichte genoß. Diese Wissenschaft wandelte meinen ganzen Charakter um. Ich war früher ein blöder, schüchterner, furchtsamer Knabe, ließ mich hinschieben wohin man wollte, und sprach was man eben von mir zu hören wünschte. Jetzt hörte ich mit Bewunderung die Heldenthaten der alten Römer, ich las den Tacitus, ich kann sagen, mit Wuth, und brannte vor Begierde mir Ruhm und Ehre zu erwerben.

Mit Betrübniß hörten meine Eltern meinen Wunsch mich dem Kriegerstande widmen zu wollen. Sie baten, sie beschworen mich ihr Gelübde zu erfüllen. Ich widerstrebte lange, allein endlich, von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen, konnte ich den Thränen meiner Mutter nicht mehr widerstehen und trat als Alumnus ein.

Wenn ich früher zwar eine Vorliebe für den Soldatenstand aber deßhalb doch keine Abneigung gegen einen andern Stand verspürte, so trat diese Abneigung gegen den

geistlichen Stand doch jetzt auf eine unbezwingbare Art bei mir ein.

Ich will Sie, lieber Herr nicht mit Herzählung alles dessen ermüden, was mich so weit brachte. Glauben Sie mir, jener Mann hatte vollkommen recht der da sagte: Die christkatholische Religion muß göttlichen Ursprunges sein, weil sie nicht einmal ihre Diener zu Grunde richten können.

Es kam so weit, daß ich fest entschlossen war, es koste was es wolle mir eine andere Lebensbahn zu wählen. Da ich von meinen Eltern nicht Hilfe noch Rettung erwarten durfte, so beschloß ich heimlich aus dem Alumnate zu entfliehen und mich beim nächsten Regiments-Commando als Gemeiner anwerben zu lassen.

Ich führte mein Vorhaben aus, allein bevor ich noch assentirt war, erkannte mich ein Proviantbäcker, der früher bei meinem Vater gearbeitet hatte, und meldete diesem meinen Schritt. Mein Vater requirirte mich, und mit einer Härte, welche ich ihm nie zugemuthet hätte, donnerte er mir zu: Ungerathener Bube! du mußt Priester werden, und sollte es dich das Leben kosten, war dir die leichtere Regel unaushaltbar, so soll dich nun eine schwerere binden, und ich werde dich an einen Ort bringen, wo man dich nicht wird davon laufen lassen.

Ein entfernter Verwandter meines Vaters lebte als Mönch hier in diesem Kloster, und mein Vater, welcher durch diesen schon Alles mit dem Vorstand abgemacht hatte, brachte mich selbst hieher und wohnte meiner Einkleidung als Novize bei.

Ich lag vor meinem Vater auf den Knien und flehte ihn mit Thränen an mich nicht für mein ganzes Leben

unglücklich zu machen; der Verblendete antwortete mir: „Du wirst es nicht sein, und wenn du es auch wärest, so winkt dir Jenseits das ewige Glück.“

Er reiste ab, und ich blieb allein unter der strengen Aufsicht eines Novizenmeisters und der Überwachung des Vorstehers zurück. Der zur lebenslangen Gefängnißstrafe verurtheilte Verbrecher kann kaum so gänzlich aller Freiheit beraubt sein, als ich es war. Bei Tage durfte ich nicht einen Schritt ohne meinen Novizenmeister machen und bei Nacht wurde ich sogar eingesperrt. Einmal, da ich das Fenster meiner Zelle geöffnet und von da auf die Tochter des Meßners einige Worte hinab gesprochen hatte, mußte ich während des Essens auf der Erde liegen und Psalmen beten.

Ich wußte mir nicht Rath noch Hilfe. Ich ließ Alles über mich ergehen, es gohr und sott in meinem Innern, ich verzehrte mich vor Gram und Kummer, aber ich schwieg und duldete. Dennoch war die Hoffnung noch nicht ganz von mir gewichen, ich wußte nicht was und worauf ich hoffte, aber ich konnte nicht glauben, daß der allbarmherzige Gott es zulassen könne, daß der Mensch zum Sklaven gemacht werde.

Ich nahm mir vor, wenn es nicht anders ginge, an dem Tage, wo ich Profeß machen sollte, den Schwur auf jeden Fall zu verweigern, und vor der ganzen versammelten Menge laut meinen Widerstand zu erklären, ja ich fühlte mich sogar muthig genug einen öffentlichen Skandal zu machen, mein Ordenskleid noch am Altare zu zerreißen. Ich hoffte, man werde mich dann als einen unverbesserlichen Sünder aus der frommen Gemeinde ausstoßen, fortjagen und so meinem Schicksale überlassen das

ich selbst dann noch preisen würde, wenn ich mit blutenden Nägeln, aber frei mein Brot gewinnen müßte.

Es kam leider anders.

Hier hielt Venantius inne und fragte mich: Sagen Sie mir, was halten Sie von unserm Vorsteher?

Ich antwortete, daß mir der Mann recht wohl gefalle, daß ich ihn artig, zuvorkommend, sehr heiter finde, und daß, wie ich vernommen, in der ganzen Gegend eine sehr vortheilhafte Meinung über ihn herrsche.

Venantius lachte bitter und fuhr in seiner Erzählung fort:

Ich mochte beiläufig ein Jahr im Kloster sein, da fing sich mein Schicksal zu ändern an. Ich durfte in Begleitung meines Novizenmeisters öfters in's Freie gehn, der Vorstand selbst nahm mich ein paar Mahle zu Wagen zu einem in den Nähe stationirten Pfarrer mit. Man gab mir des Morgens Kaffee, Mittags und Abends Wein, viel Wein. Der Wein ist ein gefährliches Getränke für Jemand der Kummer hat. Man fühlt nur zu bald, daß man sich wenigstens augenblickliche Vergessenheit trinken kann. Ich hatte diese Erfahrung bald gemacht und sprach dem Rebensaft immer mehr zu. Ich muß es zu meiner Schande gestehen daß ich manchen Abend tüchtig betrunken war. Mein Novizenmeister stellte mich darüber nie zur Rede, trank oft selbst mit mir nach dem Abendessen noch ein paar Stunden lang, obwohl er, der mehr vertragen konnte, ganz nüchtern blieb.

Eines Tages ließ mich der Vorstand zu sich auf sein Zimmer rufen. Er war freundlicher als gewöhnlich. Mein lieber Frater Venantius! sprach er, ich höre von Ihrem Novizenmeister, daß Sie recht gehorsam und brav sind.

Das freut mich. Haben Sie denn daran gedacht, daß morgen ihr Geburtstag fällt? Ich habe daran gedacht und will Ihnen auch eine Freude machen. Sie sollen heute den Vorabend recht lustig zubringen. Es sind eben zwei Studenten bei ihren Eltern hier im Dorfe auf Ferien. Diese jungen Leute, welche Ihre Condiscipeln waren, habe ich heute Abend eingeladen herauf zu kommen. Ich habe Euch einen Schinken, einen Kalbsbraten und Golatschen zubereiten lassen, auch sollt Ihr guten Wein haben, und sogar Karten spielen und Taback rauchen dürfen. Ich lasse Euch, damit ihr ganz ungenirt seyd, die Eckzelle im langen Gange aufschließen, in deren Nähe Niemand wohnt und da sollt Ihr Euch unterhalten und Euer Wesen treiben, meinetwegen bis an den hellen Morgen. Einmal ist keinmal. Jetzt gehen Sie, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, und möchten Sie daraus erkennen, daß ich Sie lieb habe.

Ich ging, und mir war, als ob mir Jemand Honig mit Essig vermischt gereicht hätte.

Am Abend kamen wirklich die beiden Studenten, welche ich als meine früheren Mitschüler erkannte. Die vom Quardian bezeichnete abgelegene Zelle wurde uns aufgesperrt und wir fanden da einen mit Eßwaaren und Getränke wohl besetzten Tisch auch Tabak und Karten.

In Gesellschaft der beiden lustigen Kameraden wurde ich bald eben so fröhlich als sie. Sie erzählten komische Anekdoten, stimmten Burschenlieder an, wir aßen, tranken, rauchten. Ich zwar des Trinkens aber des Rauchens nicht gewohnt, wurde immer aufgeregter, trank immer mehr, die Zeit verrann, Niemand störte uns, endlich machten wir uns auch noch Crampampoli aus Slibowitza, und als der Morgen kam lag ich besinnungslos am Boden.

Was weiter mit mir geschah ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich mich von der Erde empor gehoben fühlte und von zwei Laienbrüdern in die Kirche getragen wurde. Ich fragte lallend warum das geschehe, sie antworteten mir nur: Sei ruhig es wird Alles gut gehen.

Die Kerzen am Hochaltar waren angezündet. Man legte mich auf die Stufen des Altars, wo ich im fortgesetzten Taumel wohl vernahm, daß Psalmen gebetet wurden, daß man mich zum Vorstand führte, der am Altare stand, mir eine Hand auf das Meßbuch legte und die andere empor hob. Ich lächelte in meiner Trunkenheit zu Allem, mir war Alles wie ein Traum, dann wurde ich in meine Zelle gebracht und auf mein Bett gelegt. Als ich erwachte, hielt ich Alles wieder für einen Traum. Allein bald trat der Vorstand mit 2 Conventualen in meine Zelle und wünschte mir, satanisch lächelnd, Glück dazu, daß ich dem Orden nun ganz und unwiderruflich angehöre, da ich den Schwur geleistet und Profeß gemacht hatte.

Ich hob mich in meinem Bette empor und rief: Abscheulich: niederträchtig!

Venantius fuhr fort:

Ich kann Ihnen meine Gefühle in diesem Augenblicke nicht beschreiben. Ich, der ich mir fest vorgenommen hatte den Schwur auf keinen Fall zu leisten, war durch vorsetzliche niederträchtige Bestrickung meiner Sinne dazu gebracht worden. Wäre ich in diesem Augenblicke nicht ganz niedergeschmettert gewesen, ich würde den gleisnerischen Vorsteher mit meinen Nägeln zerfleischt haben. Wirklich fiel ich gleich darauf in ein hitziges Fieber, welches mich durch 2 Monate an das Bett fesselte.

Ich genas wieder. Ein würdiger alter Priester, dem

ich in meiner Krankheit aus vollem Herzen in der Beichte mein Innerstes entdeckt hatte, nahm sich meiner väterlich an. Er lehrte mich das Unvermeidliche mit Güte und Sanftmuth tragen, er beschrieb mir mit solcher Wärme die erhabenen heiligen Pflichten eines wahren Diener Gottes daß ich ruhiger wurde und in 3 Jahren nachher zum Priester geweiht meine erste Messe las.

Ich mußte nun einmal sein, was ich mit Widerwillen war, ich wollte es wenigstens so sein, daß ich mir selbst keinen Vorwurf machen durfte. Auch wurde ich sogleich zum Prediger bestimmt, und dieses Amt sowohl, als jenes des Religionsunterrichtes in der Schule erschienen mir in ihrer ganzen hohen Wichtigkeit, und nahmen zugleich so viele Stunden in Anspruch, daß der Wurm in meinem Innern nicht mehr so schmerzlich nagte.

Aber auch dieß sollte bald anders werden. Mein Lehrer, mein Freund, der alte Priester starb. Ich hatte ein paarmahl zu freisinnig gepredigt, ja sogar einmal mich zu sagen erkühnt: mit wahrem andächtigen Herzen könne man Gott überall eben so gut anbeten als in der Kirche, und wenn dieß auch nicht gewesen wäre, man strömte zu meinen Predigten von nahe und ferne herbei, daß die Kirche oft zu klein war die Menge zu fassen, da wurde mir das Predigeramt wieder abgenommen und ich dafür zum Gastmeister ernannt.

Mit der geringeren Beschäftigung trat meine frühere Schwermuth und Muthlosigkeit wieder ein, und stärker als früher. Das weltliche Treiben, in welches ich durch den nähern Umgang mit Gästen aller Art, die unser Kloster besuchten, in Folge meines Amtes hineingezogen wurde, machte meine Sehnsucht nach der Welt nur immer leben-

diger. Ich psalmirte im Chor nicht anders als wie die Kinder in der Schule das „Vater unser" herab leiern, ich las selbst die Messe ohne Andacht.

Da las ich in den Zeitungen eine öffentliche Aufforderung an alle Klostergeistlichen, sie sollten sich melden, wenn sie sich dem Feldkaplansdienste widmen wollen. Ich verfaßte sogleich ein Gesuch und übergab es der Post, erhielt aber keinen Bescheid. Ein zweites und drittes hatte auch keinen Erfolg und ich zweifle nicht daß der Vorstand entweder durch Zurückhaltung meiner Gesuche, oder durch seine Verbindungen mit der höhern Geistlichkeit in der Residenz die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches gehindert hat.

So, verehrter Herr, stehen die Sachen jetzt. Immer unerträglicher wird mir das Leben in diesen Mauern. Ich fühle Kraft und Sehnsucht in mir zu wirken und muß hier im Nichtsthun verkümmern. Frömmelei und Heuchelei umgeben mich, und es ist mir, als ob ich in einer Cisterne unter kriechendem Gewürme leben müßte. Oft drängt es mich meinem erbärmlichen Leben ein Ende zu machen, aber plötzlich zuckt ein Hoffnungsfunke in mir auf und ich dulde und leide fort. Woher mir Hilfe kommen sollte weiß ich nicht; denn ich habe außer meinen Eltern, welche allein Schuld an meinem Elende sind, Niemand auf der weiten Erde, der Antheil an meinem Schicksale nimmt.

Sie wissen nun Alles und ich sehe in Ihrem mitleidsvollem Blicke, daß Sie mich nicht verdammen, sondern mir die Hand reichen wollen mich aus dem Abgrunde empor zu ziehen.

Venantius schwieg und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ich faßte eine derselben und sprach: Ja, ich

will Sie retten, aber sagen Sie mir nur auch auf welche Art es mir möglich werden könnte.

Es ist schwer, antwortete er, aber nicht unmöglich. Sie haben gewiß vielvermögende Freunde in der Residenz, ich sage vielvermögende; denn in meinem Stande ist von unten bis oben ein undurchdringliches eisernes Netz gezogen, durch welches der Laye vergebens zu dringen sucht. Nur Festigkeit, Entschlossenheit, Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung des Zieles kann wirksam werden. Mein Wunsch wäre, da ich das Gelübde geleistet und aus dem geistlichen Stande auf keinen Fall mehr treten kann, die Secularisation. Wenn diese nicht zu erreichen wäre, so doch eine Feldcaplansstelle. Können Sie Eines von diesen für mich erwirken, so werden Sie einen Menschen glücklich gemacht haben, welcher Sie dafür bis zu seinem letzten Hauche segnen wird.

Die Klosteruhr schlug 2. Ich gab Venantius meine Hand darauf, Alles für ihn zu thun, was in meinen Kräften liege, bat ihn zu dulden und auszuharren, so bald ich in die Residenz zurückgekehrt sein würde, sollte er auf jeden Fall gleich Nachricht von mir erhalten. Er faßte meine Hand, küßte sie mit Thränen in den Augen und ging.

Am andern Morgen, als er uns das Frühstück brachte, bei welchem auch der Pater Vorstand gegenwärtig war, drückte er mir noch ein Papier in die Hand. Ich öffnete es, als wir das Kloster im Rücken hatten, es war ein von ihm verfaßtes Gedicht.

Ich faßte den festen Vorsatz das Möglichste für den Armen zu wagen; allein bald nachher erfuhr ich nach dieser Zeit, daß Venantius von einem Felsen gestürzt und todt geblieben sei.

Der Arme hatte recht als er uns sagte: „Es zieht mich immer in die Tiefe hinab.

Da er hinüber gegangen ist, wo ihn der Allerbarmer wird gnädig aufgenommen haben, nehme ich keinen Anstand seine Geschichte für Eltern, welche ihre Kinder zu einem Stande zwingen wollen, mitzutheilen.

Im Jahre 1818 erschien bei Brockhaus in Leipzig die von mir und Alois Jeitteles verfaßte Parodie: Der Schicksalsstrumpf, welche bedeutendes Aufsehen erregte und worüber Ludwig Tiek selbst einen lobenden Artikel schrieb.

Ich darf mich nicht scheuen hier unumwunden zu bekennen daß alle auffallenden Scenen, in welchen das Sarkastische derber aufgetragen und welche vorzugsweise als Proben des Stückes in verschiedenen Zeitungen abgedruckt waren, aus meiner Feder floßen, die minder parodistischen aber vielleicht mehr poetischen Scenen von meinem Freunde Jeitteles verfaßt sind.

Ich habe auch ein Vorspiel unter dem Titel: Das Schicksal im Parterre dazu geschrieben, welches aber nicht dazu gedruckt ist.

Das Stück ist meines Wissens nirgend aufgeführt worden, war auch nicht dazu bestimmt.

Im Jahre 1818 erschienen bei Franz Härter in Wien: Zerrbilder menschlicher Thorheiten und Schwächen von Loder erfunden und gezeichnet in colo[...]4 Bildern.

Diese Bilder fand ich schon vor und mußte die Erklärungen dazu machen. Ich that es in Versen und ich glaube sie sind mir gelungen.

Das ganze Werkchen, welches damals ziemlich theuer war, ist mir in neuerer Zeit nicht mehr vorgekommen.

Castelli, Ignaz Franz,

Memoiren meines Lebens Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes und Erstrebtes

Bd.: 2

Wien [u.a.] 1861